

Graduiertenkolleg Interdisziplinäre Umweltgeschichte

Dominik Collet, Thore Lassen,  
Ansgar Schanbacher (Hg.)

## Handeln in Hungerkrisen

Neue Perspektiven auf  
soziale und klimatische  
Vulnerabilität





Dominik Collet, Thore Lassen, Ansgar Schanbacher (Hg.)

Handeln in Hungerkrisen

This work is licensed under the [Creative Commons](#) License 3.0 “by-nd”, allowing you to download, distribute and print the document in a few copies for private or educational use, given that the document stays unchanged and the creator is mentioned. You are not allowed to sell copies of the free version.



erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2012

---

Dominik Collet, Thore Lassen,  
Ansgar Schanbacher (Hg.)

# Handeln in Hungerkrisen

Neue Perspektiven auf soziale und  
klimatische Vulnerabilität

Graduiertenkolleg  
Interdisziplinäre Umweltgeschichte



Universitätsverlag Göttingen  
2012

## Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

### *Anschrift der Herausgeber*

Graduiertenkolleg Interdisziplinäre Umweltgeschichte  
Georg-August-Universität Göttingen  
Bürgerstr. 50  
D- 37073 Göttingen  
<http://www.anthro.uni-goettingen.de/gk/>

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft **DFG**

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den OPAC der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek (<http://www.sub.uni-goettingen.de>) erreichbar und darf gelesen, heruntergeladen sowie als Privatkopie ausgedruckt werden. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion. Es ist nicht gestattet, Kopien oder gedruckte Fassungen der freien Onlineversion zu veräußern.

Satz und Layout: Dominik Collet, Thore Lassen und Ansgar Schanbacher

Umschlaggestaltung: Jutta Pabst

Titelabbildung: Anon.: Russische Bauern nutzen während der Hungersnot von 1890 das Stroh ihrer Dächer um das Vieh zu füttern. Handkolorierter Holzschnitt um 1890.  
Akg-Images

© 2012 Universitätsverlag Göttingen

<http://univerlag.uni-goettingen.de>

ISBN: 978-3-86395-040-8

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung – Eine Umweltgeschichte des Hungers <i>Dominik Collet, Thore Lassen &amp; Ansgar Schanbacher</i> .....	3
<b>Konzepte</b>	
„Vulnerabilität“ als Brückenkonzept der Hungerforschung <i>Dominik Collet</i> .....	13
Handeln in einer Hungerkrise – das Beispiel der Kel Ewey Tuareg <i>Gerd Spittler</i> .....	27
Vulnerabilität und die konzeptionellen Strukturen des Hungers. Eine methodische Annäherung <i>Daniel Krämer</i> .....	45
Hungersnot – Bekannte Theorien und neue Analysemodelle <i>Steven Engler</i> .....	67

## **Historische Hungerkrisen**

Kurmainz und die Hungerkrise 1770–72. Ursachen, Umgang, Folgen <i>Sascha Weber</i> .....	87
Vulnerabilität, Kartoffelkrankheit und Nahrungskrise vor Ort: das Fürstentum Osnabrück 1845–1847 <i>Ansgar Schanbacher</i> .....	111
Handeln in der Hungerkrise 1846/47: Nahrungsproteste und „Krisenmanagement“ in Preußen <i>Michael Hecht</i> .....	131

## **Hunger im 20. Jahrhundert**

„...es gibt menschliche Opfer.“ Hungerkrise und Herrschaftsdurchsetzung in Westkasachstan, 1927–1934 <i>Robert Kindler</i> .....	151
Hungersnöte im Niger und ihr Beitrag zum Wandel bäuerlicher Livelihoodssysteme <i>Sabine Dorlöchter-Sulser</i> .....	171
Hungerkrisen und Naturkatastrophen in Nicaragua 1972–2000 <i>Christiane Berth</i> .....	195
Die Debatten über das „Welternährungsproblem“ in der Bundesrepublik Deutschland, 1950–1975 <i>Heike Wieters</i> .....	215
Autorinnen und Autoren.....	243

# Einleitung – Eine Umweltgeschichte des Hungers

*Dominik Collet, Thore Lassen & Ansgar Schanbacher*

Hungerkrisen sind jüngst wieder verstärkt in die öffentliche Aufmerksamkeit gerückt. Die globale Hungerkrise 2008, die Hungerunruhen der arabischen Welt sowie die Zunahme von Hungerflüchtlingen haben auch zu einer Neuentdeckung dieses „alten“ Themas durch die Forschung geführt. Im Zuge der Debatte um Klimawandel und -katastrophen zeichnet sich dabei ein neues Forschungsnarrativ ab, das naturale Umwelt und menschliches Handeln als eng miteinander verflochten konzeptualisiert.

Eine zentrale Rolle spielt in diesem Zusammenhang das Konzept der *Vulnerabilität* menschlicher Gesellschaften, Gruppen und Individuen. Der schillernde Begriff verweist auf einen Perspektivwechsel, der gezielt mit rein technologiezentrierten Ansätzen bricht, die Konzentration auf Armut als alleinigen Faktor zu überwinden sucht und daneben zu Vergleichen zwischen westlichen und nicht-westlichen sowie modernen und historischen Gesellschaften ermutigt. Da das Konzept sowohl in den Geistes- und Sozial- als auch in den Naturwissenschaften Verwendung findet, kann es als „boundary object“ (Star 1989) und Brückenkonzept interdisziplinäre Diskussionen anregen und integrative Betrachtungsweisen fördern.

Ältere Ansätze haben das Zusammenspiel von Mensch und Umwelt dagegen entweder als starr determiniert interpretiert („Krise des Alten Typs“, Labrousse 1944; Abel 1974) oder aber ganz auf politische Faktoren wie Armut und Ungleichheit abgehoben („Entitlement“-Theorie, Sen 1982). Hunger erscheint so entweder als unabwendbare Folge klimatischer Schocks und demographischen Drucks oder aber als sozio-politische Herausforderung, die durch „Entwicklung“ und Demokratisierung zu überwinden ist.

Diese Dichotomie von natürlichen und menschlichen Faktoren ist durch die *Umweltgeschichte* nachhaltig hinterfragt, historisiert und programmatisch aufgehoben worden. Sie betont stattdessen die gegenseitige Verknüpfung in Form von „built environments“ (Oliver-Smith 2004). An die Stelle einer Konfliktgeschichte von

Mensch und Natur tritt hier eine integrierte Betrachtung klimatischer Impulse einerseits und ihrer gesellschaftlichen Wahrnehmung, Instrumentalisierung und „Sozialisierung“ andererseits.

Das Ziel des Bandes ist es, die Tragfähigkeit dieser neuen integrativen Ansätze zur Erforschung von Hungersnöten zu untersuchen. Dies erfolgt sowohl auf konzeptueller Ebene (Teil 1) als auch durch Fallstudien, die sich historischen (Teil 2) und modernen Hungerkrisen (Teil 3) in Europa, Afrika und Lateinamerika widmen.

Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf dem *Handeln* der Akteure, einem Bereich der oft hinter den abstrakten Modellen der Hungerforschung zu verschwinden droht.<sup>1</sup> Die Akteure werden nicht ausschließlich als Opfer, ihre Verwundbarkeit nicht als Schicksal verstanden. Vielmehr zeigt sich, dass die mit dem Vulnerabilitätsansatz fassbare Vielfalt klimatischer, sozialer und politischer Faktoren den Betroffenen zahlreiche Handlungsspielräume eröffnet. Ihre Wahrnehmung und Deutung der Krise, ihre Praktiken der Adaption und Bewältigung stehen daher im Zentrum der Beiträge. Überlegungen zu einer Hungerkultur (Spittler 1989, Camporesi 1990) oder einer „Culture of Disaster“ (Bankoff 2004) werden hier mit stärker systemischen Ansätzen verknüpft.

Der Band legt zudem besonderes Gewicht auf die *historische Perspektive*, deren Fehlen in der Forschung immer wieder beklagt wird. Entwicklungswissenschaften und Katastrophenforschung verfügen zwar über ein ausgefeiltes Methodeninventar, fokussieren aber zumeist aktuelle Problemlagen. Die historischen Wissenschaften wiederum schöpfen zwar aus dem reichen Archiv vergangener Hungerextreme, nutzen aktuelle Zugänge jedoch kaum. Ein Austausch findet zum Nachteil aller Beteiligten bisher nur eingeschränkt statt. Das Vulnerabilitätskonzept bietet eine Möglichkeit den Kontakt zu organisieren und zugleich diachrone Vergleiche zu führen. So verstehen die Beiträge dieses Bandes Hunger nicht nur als Ereignis, sondern auch als Endpunkt einer langen historischen Entwicklung. Die Verwundbarkeit gegenüber Hunger wird über große Zeiträume hinweg in die Umwelt eingeschrieben. Aus dieser Perspektive heraus zielt der vorliegende Band auch darauf, die verbreitete Dichotomie der vermeintlich „natürlichen“ Hungerkrisen der Vor-moderne und der „politischen“ Hungersnöte in der modernen Welt kritisch zu hinterfragen.

Schließlich versteht sich dieser Band auch als Versuch aus *interdisziplinärer Perspektive* die Vielgestaltigkeit des Phänomens Hunger zu reflektieren und wieder zusammen zu führen. Hunger lässt sich keiner Disziplin zuordnen. Biologen interessieren sich genauso dafür wie Geographen, Ökonomen und Historiker. Jede Disziplin hat ihre eigene partikulare Perspektive entwickelt. Heute existieren weit mehr Zugänge, als in einem Band versammelt werden können. Für dieses Projekt haben sich Entwicklungswissenschaftler, Historiker, Soziologen und Geographen

---

<sup>1</sup> Mit dem Titel „Handeln in Hungerkrisen“ beziehen sich die Herausgeber auf die gleichnamige Arbeit von Spittler (1989), der die Konzeption des Bandes viele Anregungen verdankt.

zusammengefunden, um in kritischer Auseinandersetzung mit dem Brückenkonzept Vulnerabilität gemeinsame Perspektiven zu entwickeln. Der Schwerpunkt lag dabei auf Nachwuchswissenschaftlern, die aktiv an größeren Arbeiten zu verschiedenen Hungerkontexten forschen. Die hier vorgestellten methodischen und inhaltlichen Querverbindungen sollen auf das Potential für interdisziplinären Austausch hinweisen, der im Feld der Hungerforschung nicht nur besonders vielversprechend, sondern auch besonders notwendig ist.

Eröffnet wird der Sammelband durch vier Beiträge, die sich kritisch mit dem Vulnerabilitätsansatz auseinandersetzen und sein Potential für die Hungerforschung auswerten.

**Dominik Collet** skizziert in seinem einführenden Text die Entwicklung des Vulnerabilitätskonzeptes von seinen Anfängen in der Militärforschung bis zur Ausformulierung als Gegenpol der klima- und sozialdeterministischen Modellierungen in den 1980er und 1990er Jahren. Er untersucht sein Potential als interdisziplinäres „boundary object“, das die Frontstellung von natur- und sozialwissenschaftlichen Zugängen aufzubrechen sucht. Schließlich prüft er aktuelle Bestrebungen, das Konzept um kulturwissenschaftliche Zugänge zu öffnen. Die Analyse schließt mit dem Verweis auf fünf Felder, in denen das Konzept hohes Innovationspotential besitzt: Handlungsorientierung, Historisierung, Verflechtung, Skalierung und Vergleich.

**Gerd Spittler** stellt in seinem Beitrag ausgehend von seiner langjährigen Beschäftigung mit Hungerkrisen zunächst sechs verbreitete Ansätze zur Analyse von Hungersnöten vor: Das Fatalismus-, Katastrophen-, Vulnerabilitäts-, Überlebens-, Resilienz- sowie das Krisenmodell. Spittler konstatiert, dass diese Zugänge die Betroffenen zumeist als passive Opfer konzeptionalisieren und ihre Gesellschaften tendenziell „von außen“ betrachten. Kulturelle Deutungsmuster bleiben in ihrer Historizität daher ebenso unverstanden wie die Handlungspraktiken der Betroffenen. Spittler schlägt daher vor, die spezifische Dynamik einer „Krise“, die durch ihren offenen Verlauf den Rückgriff auf historisch und kulturell geprägte Deutungsmuster geradezu erzwingt, wesentlich stärker zu berücksichtigen und für die Analyse zu nutzen – eine Forderung, die er am Beispiel der Kel Ewey Tuareg in der Dürre von 1984/85 programmatisch umsetzt. Spittlers Kritik am Vulnerabilitätskonzept hat zu vielen Anpassungen und Erweiterungen geführt. Sein Hinweis auf die interventionistische Genese des Konzepts und seine Defizite im Bereich von Kultur und Innenperspektive bleiben aber weiterhin aktuell.

**Daniel Krämer** entwickelt in seinem Beitrag ein flexibles Modell von Vulnerabilität, das die Kontingenz in Krisensituationen ebenso berücksichtigt wie individuelle Handlungsweisen und kulturelle Faktoren. Er zeigt auf, wie sich die programmatischen Überlegungen zu Katastrophenkulturen oder dem Zusammenspiel von Klimaimpuls und kulturellen Deutungsmustern in historischen Krisen (Bankoff, Pfister) mit modernen Überlegungen zu Resilienz und Vulnerabilität (Hollings, Chambers, Sen) verknüpfen lassen. Entlang der Kategorien Exposition,

Sensitivität und Bewältigung systematisiert er mögliche Verläufe von Hungerkrisen. Seine Überlegungen erlauben eine dynamische Analyse, die mehrere Ebenen (Region, Haushalt, Individuen) sowohl räumlich als auch historisch umschließt. Als Verknüpfung dient ihm unter anderem das Konzept des kulturellen Kapitals (Bourdieu) beziehungsweise der “Assets“ (Bohle u. Glade).

Der erste, konzeptionelle Teil des Bandes wird durch einem Beitrag von **Steven Engler** abgeschlossen. Ausgehend von den Defiziten aktueller Erklärungsmodelle stellt er ein integratives Analysemodell (FVAM) von Hungerkrisen vor. Es reflektiert die programmatische Verknüpfung von Gesellschaft und Umwelt ebenso wie die Historizität extremer Hungerereignisse. Englers Ansatz nimmt die spezifische Dynamik von Hungersnöten in einem ausdifferenzierten Phasenmodell auf, das offen genug ist, um historische Kontingenz widerzuspiegeln und analytisch genug, um strukturierte Vergleiche zu ermöglichen. Sein Ansatz zielt auf die Nutzung des enormen Potentials historischer Hungerkrisen für die Erforschung moderner Hungerereignisse. Damit ermöglicht es sein Modell, große Mengen bisher ungenutzter Daten zu erschließen, aufzubereiten und für die Forschung fruchtbar zu machen.

Der zweite Teil des Bandes umfasst drei Fallstudien, die historische Hungerkrisen in den Blick nehmen. Er wird mit einem Beitrag von **Sascha Weber** eröffnet, der mit den Jahren 1770-72 ein Klimaextrem der „Kleinen Eiszeit“ im Erzstift Kurmainz untersucht. Weber analysiert das komplexe Wechselspiel klimatischer Impulse mit den Maßnahmen der von der Aufklärung beeinflussten Mainzer Obrigkeit. Er verfolgt die kommunikativen Strategien der jungen Regierungsbeamten und setzt sie in Beziehung zu den religiösen Traditionen des geistlichen Staates. Seine Arbeit zeigt, dass sich die effiziente Bewältigung der Hungerkrise in Kurmainz auf die spezifische Ausprägung der katholischen Aufklärung zurückführen lässt, die religiöse, paternalistische und partizipative Elemente erfolgreich zu kombinieren und zu modernisieren verstand.

Anschließend wirft **Ansgar Schanbacher** einen Blick auf die Nahrungskrise „vor Ort“. Dazu untersucht er das Fürstentum Osnabrück im Gefolge der Kartoffelfäule von 1845-1847, die in Irland katastrophale Folgen hatte. Sein Beitrag kombiniert die biologischen Impulse der Kartoffelkrankheit – einer Pilzerkrankung – mit spezifisch historischen Gesellschaftsstrukturen. Im Zentrum steht die Gruppe der Heuerlinge, einer landlosen und bereits im Vorfeld besonders verletzlichen Schicht. Seine präzise Analyse der Praktiken innerdörflicher Binnendifferenzierung ermöglicht einen neuen Blick auf den Zusammenhang von Not und dem Protestgeschehen in Vorfeld der Unruhen von 1848.

**Michael Hecht** wählt in seinem Beitrag den gleichen Zeitraum, nimmt aber das Königreich Preußen in den Blick. Seine Analyse des regen Protestgeschehens hinterfragt klassische Reiz-Reaktions-Modelle und betont stattdessen die Rolle kommunikativer Konstellationen, welche kollektive Krisenwahrnehmungen figurieren. Sein Ansatz verweist eindrucklich auf Handlungsspielräume vor Ort und verknüpft strukturelle Gegebenheiten mit kommunikativen Praktiken, die Norm

und Gewalt im Ereignis herstellen. Hecht schließt seinen Beitrag mit einer kritischen Abwägung der Vor- und Nachteile kommunikationsbasierter und vulnerabilitätsorientierter Zugänge zu Hunger und Protest.

Im dritten Teil des Bandes stehen die Hungerkrisen des 20. Jahrhunderts im Zentrum. Auch die vier Fallbeispiele dieses Abschnittes setzen die Analyse der Verflechtung natürlicher und sozialer Faktoren fort und hinterfragen so die Unterscheidung in vermeintlich moderne und historische Hungersnöte.

**Robert Kindler** nimmt zunächst die Hungersnot in Westkasachstan um 1930 in den Blick. Er zeigt wie das Verständnis von Modernität und Rückständigkeit vor dem Hintergrund der Sowjetisierung selbst zu Faktoren von Verwundbarkeit werden konnte. Die Hungersnot erscheint ebenso sehr als Auslöser wie als Folge der gewalttätigen Auseinandersetzungen von Nomaden und Bolschewiken. Kindlers Studie beleuchtet die Dynamik zwischen nomadischen Strategien einerseits und den Maßnahmen zur Zwangskollektivierung, Umsiedlung und Sesshaftmachung andererseits. Wie Kindler herausarbeitet, verweist die beobachtete enge Beziehung von Hunger und Herrschaft ebenso sehr auf die Instrumentalisierung klimatischer Impulse wie auf die Aneignungspraktiken lokaler Akteure.

**Sabine Dorlöchter-Sulser** beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit den Ursachen und Auswirkungen zweier Hungersnöte im Niger (1968-74 und 1984/85). Als methodische Grundlage dient ihr dabei der eng mit dem Vulnerabilitätskonzept verbundene Sustainable-Livelihoods-Approach (SLA). Anhand des Vergleichs zweier aufeinanderfolgender Krisen erweitert sie diesen Zugang um eine stärker historische Perspektive. So kann sie zeigen, dass klimatisch vergleichbare Szenarien sehr unterschiedliche Folgen bewirken können und dass politische Konstellationen über unerwartet weite Entfernungen lokale Auswirkungen zeitigen können. Ihr langer historischer Blick verweist zudem darauf, dass größere Verwundbarkeit mittelfristig auch innovatives Potential freisetzen kann.

**Christiane Berth** analysiert in ihrem Beitrag den Zusammenhang von Naturkatastrophen und Ernährungskrisen. Am Beispiel Nicaraguas untersucht ihre Fallstudie das Erdbeben von 1972, die Flut von 1982, die Wirbelstürme von 1988 und den Hurrikan von 1998. Auch ihr ermöglicht die Langzeitperspektive präzise Einblicke in die Wechselwirkungen zwischen klimatischen Extremen, den Maßnahmen der sandinistischen Regierung und dem lokalen Handeln. Wie Berth feststellt, resultierte die „Katastrophenkultur“ der sturmerprobten Bevölkerung, die politische Entwicklungsagenda der Sandinisten und die mediale Aufarbeitung der Krisen schließlich in einer kommunikativen Aneignung des Vulnerabilitätskonzeptes durch die Beteiligten selbst. Ihr Beitrag erlaubt daher sowohl einen Blick auf die Anwendung als auch auf die Instrumentalisierung dieses Forschungskonzeptes.

Im letzten Beitrag untersucht **Heike Wieters** den bundesrepublikanischen Diskurs über das „Welt Ernährungsproblem“ in der Nachkriegszeit. Vor dem Hintergrund der eigenen kriegsbedingten Hungererfahrungen entwickelte sich in der jungen Bundesrepublik ein spezifischer Blick auf den „Hunger der anderen“. Wieters verfolgt seine Wandlungsprozesse von technokratischen Machbarkeitsphanta-

sien über demographische Horrorszenarien bis zu den „Grenzen des Wachstums“. Ihr Beitrag unterstreicht eindrucksvoll, welche zentrale Rolle hegemoniale Diskurse für mediale Exklusionsmechanismen und die „kommunikative Verwundbarkeit“ der Betroffenen (Voss) spielen. Mit ihrer Studie beschließt den Band zugleich ein Text, der auch einen Überblick über die entwicklungspolitischen Konzeptionen gibt, welche die Entstehung des Vulnerabilitätsansatzes initiierten und motivierten.

Die Herausgeber danken dem DFG-Graduiertenkolleg „Interdisziplinäre Umweltgeschichte. Naturale Umwelt und soziales Handeln in Mitteleuropa“ an der Georg-August-Universität Göttingen für die Gelegenheit, die Autorinnen und Autoren auf einem Workshop im Oktober 2011 zu versammeln und so die Grundlagen für die inhaltliche und methodische Zusammenarbeit zu legen. Herr Prof. Dr. Manfred Jakobowski-Tiessen ermöglichte uns freundlicherweise die Aufnahme in die Publikationsreihe des Graduiertenkollegs. Frau Pabst und Frau Lorenz vom Universitätsverlag Göttingen begleitete die Veröffentlichung kompetent und sorgsam, auch ihnen sei herzlich gedankt.

Göttingen im Juli 2012,

Dominik Collet, Thore Lassen & Ansgar Schanbacher

## Literatur

- Abel, Wilhelm (1974): Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg.
- Bankoff, Greg (2003): Cultures of Disaster. Society and Natural Hazards in the Philippines. London.
- Camporesi, Piero (1990): Das Brot der Träume. Hunger und Halluzinationen im vormodernen Europa. Frankfurt u.a.
- Labrousse, Ernest (1944): La Crise de l'économie française à la fin de l'ancien régime et au début de la Révolution. Paris.
- Oliver-Smith, Anthony (2004): Theorizing Vulnerability in a Globalized World. A Political Ecological Perspective. In: Bankoff, Greg et al. (Hg.): Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People. London, S. 10-24.
- Sen, Amartya (1982): Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation. Oxford.
- Spittler, Gerd (1989): Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre von 1984. Wiesbaden.
- Star, Susan u. Griesmeyer, James (1989): Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. In: Social Studies of Science 13, S. 387-420.



# Konzepte



# „Vulnerabilität“ als Brückenkonzept der Hungerforschung

*Dominik Collet*

## 1 Klima/Kultur

Kaum ein Ereignis trifft eine Gesellschaft so umfassend wie eine Hungersnot. Fachwissenschaftliche Ansätze und Methoden können diesem Phänomen daher kaum in seiner ganzen Breite gerecht werden. Disziplinen wie Medizin, Klimatologie, Entwicklungsökonomie oder Anthropologie haben je eigene Perspektiven auf Hunger entwickelt. Sie akzentuieren wirtschaftliche, kulturelle, biologische oder religiöse Aspekte von Hungersnöten und bedienen sich dazu ihres spezifischen Methodeninventars. Da interdisziplinäre Brückenkonzepte bisher weitgehend fehlen, finden Vergleiche und Austausch nur punktuell statt.

In der Vergangenheit hat die fachgebundene Herangehensweise zur Frontstellung von Modellen geführt, die Hunger entweder als Folge „natürlicher“ oder aber als Resultat „politischer“ Faktoren konzeptionieren. Der erste Ansatz versteht Hunger als Folge des fehlenden *Angebots* an Nahrung aufgrund natürlicher Faktoren wie dem Klima. Der zweite sieht Hunger als Resultat des fehlenden *Zugangs* zu Lebensmitteln und somit als Folge politischer Faktoren wie ungleich verteilter Austauschrechte oder „entitlements“. Amartya Sen hat für diese gegensätzlichen Ansätze die Begriffe des Food Availability Decline (FAD) einerseits und des Food Entitlement Decline (FED) andererseits eingeführt (Sen 1981). In dieser Opposition spiegelt sich zum einen die Trennung von Natur- und Kulturwissenschaften wieder. Zum anderen reflektiert sie die postkoloniale Konfliktlage, in der die eine Seite im globalen Süden eine vermeintlich „natürliche“ Hungerzone vermutet, während die andere Seite jahrzehntelange politische Ausbeutung beklagt (Mauelshagen 2010, S. 95-97). Die aktuelle Debatte um den Klimawandel hat diese Dichotomie sogar noch bestärkt: Heute stehen daher Studien, die Hunger vollständig auf

menschliches Handeln zurückführen (Fogel 2004), einer markanten Renaissance klimadeterministischer (Hoyle 2010, Campell 2010) und neo-malthusianischer (vgl. Eakin 2010, S. 100) Erklärungsmodelle gegenüber.

Während diese Frontstellung in der Vergangenheit durchaus als „Erkenntnismaschine“ gewirkt hat und neue Ansätze wie die ökonometrische Methode oder die Entitlement-Theorie hervorbrachte, entwickelt sie sich heute zu einem Hindernis für die Forschung. Zum einen behaupten beide Modelle, dass Hungerkrisen in der Vergangenheit ganz anderen, stärker von der Natur geprägten Logiken folgten. Damit sind diachrone Vergleiche erschwert worden. Zum anderen droht im Modell einer Hunger*krise* die konkrete Hungers*not*, die unmittelbare Erfahrung von Zwang, Ohnmacht und Tod, aus dem Blick zu geraten. Die Modellierungen sowohl von Entwicklungsökonomien als auch von Klimaforschern können zwar den Verlauf und die Ökonomie einer Hungerkrise beschreiben, ihre Aussagekraft endet aber bei der bereits von E. P. Thompson so nachdrücklich gestellten Frage: „being hungry, what do people do?“<sup>1</sup>. Das Handeln der Betroffenen, die Dynamik ihrer Deutungs- und Bewältigungsstrategien oder die kulturellen Konsequenzen der Extremerfahrung gehen in den deterministischen Modellbildungen verloren. Gerade in den Kulturwissenschaften, in denen seit einigen Jahren praxeologische Zugänge dominieren, haben die Leerstellen im Bereich des Handelns das Thema an den Rand der Forschungsdebatten gedrängt.

In jüngster Zeit lässt sich jedoch ein Aufweichen dieser Frontstellung von angebots- und zugangsorientierten Hungermodellen beobachten. Dabei zeichnet sich mit dem Konzept der „Vulnerabilität“ ein integrativer Zugang ab, der es erlaubt, die verbreitete Dichotomie von natürlichen und sozialen Faktoren aufzubrechen und stattdessen ein Verflechtungskonzept operationalisierbar zu machen. An die Stelle einer Konfliktgeschichte von Mensch und Natur tritt hier eine integrierte Betrachtung von Klimaimpulsenergie einerseits und ihrer gesellschaftlichen Wahrnehmung, Instrumentalisierung und „Sozialisierung“ andererseits. Damit besteht auch die Möglichkeit, die bisherigen *deterministischen* Modellbildungen der Mensch-Natur-Beziehung zu überprüfen und gegebenenfalls durch ein *dynamisches* und historisierendes Verständnis abzulösen. Damit ergeben sich Parallelen zu anderen integrativen Ansätzen wie der „Social Ecology“ (Becker u. Jahn 2006), dem Human-Environment-System (Turner 2001), dem Social-Ecological-System (Oliver-Smith 2004, Bohle u. Glade 2008) oder den „Food Studies“ (Belasco 2008).

Der Vulnerabilitätsansatz lässt sich allerdings in Abgrenzung zu einigen dieser Konzepte nicht als verbindliches Modell oder als Forschungsmethode verstehen – zumal er sich noch immer rasant fortentwickelt. Er erfüllt eher die Funktion eines „boundary object“ (Star, 1989). Ein solches Grenzobjekt organisiert den wissenschaftlichen Austausch, ohne dass es für die Beteiligten seine spezifische disziplinäre Bedeutung verliert. Es ist robust genug, um thematischen Zusammenhalt zu

<sup>1</sup> Vgl. E. P. Thompsons klassische Kritik an formalistischen Hungermodellen: “[They] conclude the investigation at the exact point at which it becomes of serious interest: being hungry, what do people do? How is their behavior modified by custom, culture, and reason?” (Thompson 2001, 317).

gewährleisten, und plastisch genug, um Neuerungen zu erlauben und zu stimulieren.<sup>2</sup> Als solches Brückenkonzept ermöglicht der Vulnerabilitätsansatz interdisziplinäre Kooperation, zwingt die Beteiligten aber nicht dazu, ihr fachspezifisches Methodeninventar aufzugeben. So wird Vulnerabilität als Begriff und als Konzept sowohl in der Medizin, der Biologie, der Geographie oder der Soziologie verwendet. Den Kern des Ansatzes bildet aber immer das interdependente Zusammenwirken mehrerer Faktoren und Ebenen. Zumeist ist damit das Wechselspiel von Mensch und Natur gemeint. In die Hungerforschung müssen diese Ansätze aber nicht erst übersetzt werden – sie sind hier entscheidend mitentwickelt worden (Voss 2008, S. 47; van Dillen 2002, S. 145).<sup>3</sup>

## 2 „Vulnerabilität“ – vom Zustand zum Forschungskonzept

Multifaktorielle Erklärungsmuster von Hungerkrisen sind keine Erfindung der Neuzeit. Noch in der Vormoderne war es möglich, Hungersnöte zur gleichen Zeit auf menschliches Handeln, auf extreme Naturereignisse sowie auf göttliche Strafgerichte zurückzuführen. Alle drei Bereiche – „wirklicher Mangel“, Wucherei und Gottesstrafen – wurden als eng miteinander verflochten konzipiert, ihre spezifische Gewichtung aber heftig diskutiert. Erst im 19. Jahrhundert setzte sich ein zunehmend säkulares Naturverständnis durch, das Mensch und Natur als getrennte Sphären verstand (Walter 2010, S. 134-138; Phillips u. Fordham 2010, S. 6-12; Oliver-Smith 2004, S. 13f.). In der Folge sind auch Hungerkatastrophen immer stärker auf natürliche Faktoren zurückgeführt worden, die von außen auf menschliche Gesellschaften einwirkten. Schutzmaßnahmen konzentrieren sich seither maßgeblich auf technische statt auf soziale Lösungen.

Die Renaissance multifaktorieller Ansätze wird zumeist auf die entwicklungspolitischen und postkolonialen Debatten der 80er Jahre zurückgeführt. Die konzeptionellen Wurzeln des Vulnerabilitätsansatzes reichen aber weiter zurück. Sie liegen – überraschend für ein betont zivilgesellschaftliches Konzept – im militärischen Bereich. In den 1940er Jahren initiierte das Bomberkommando der Vereinigten Staaten die *Strategic Bombing Surveys*. Ziel dieses Großforschungsprojektes war es, die Auswirkungen der neuartigen Flächenbombardements zu studieren. Ausgehend von der Beobachtung, dass diese Kriegstaktik neben der physischen auch eine enorme psychologische Wirkung erzielte, nahmen die Surveys erstmals nicht nur die Auswirkungen auf die Infrastruktur, sondern auch auf die Moral in den Blick. Im Kalten Krieg erweiterten die Forscher ihr Untersuchungsfeld auf nicht-militärische Ereignisse. Systematisch suchten und untersuchten sie mögliche

---

<sup>2</sup> Zum Konzept des „Boundary object“ und seiner wissenssoziologischen Übertragung in die Interdisziplinaritäts-Forschung, vgl. Star, 2004, Klein 2000 sowie Becker u. Jahn 2006, S. 88f.

<sup>3</sup> Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf Vulnerabilität als interdisziplinäres Konzept. Für Hinweise auf seine Nutzung in stärker disziplinärer Perspektive vgl. die folgenden Beiträge von Spittler, Krämer und Engler (Anthropologie, Geschichtswissenschaft, Geographie). Konkrete Anwendungsbeispiele bieten die Fallstudien in Teil II und III dieses Bandes.

Schwachstellen gesellschaftlicher Systeme. Dabei nahmen sie zugleich externe biophysische Schocks und interne psychologische, ökonomische oder soziale Perturbationen in den Blick. Die militärischen *Bombing Surveys* entwickelten sich so zur Keimzelle der zivilen Katastrophenforschung und zu einem Katalysator für interdisziplinäre Forschungsarbeit (Bankoff 2004a, S. 24; Dombrowsky 2008, S. 64).

Die programmatische Verknüpfung der extern-naturalen und intern-sozialen Dimension extremer Ereignisse in den *Surveys* fand zunächst nur geringe Resonanz. Erst in den 1970er Jahren beschleunigte sich die vorsichtige Ablösung von rein technologiezentrierten Ansätzen. Der Hungerforschung kam in diesem Prozess eine Vorreiterrolle zu.

Einen maßgeblichen Impuls bildeten die verheerenden Hungersnöte in Asien und Afrika, die auch nach dem Zweiten Weltkrieg andauerten und sogar noch zuzunehmen schienen. Inmitten der modernen Welt mit all ihren Möglichkeiten ließen sich diese Katastrophen nur schwer auf rein naturale Impulse zurückführen. In der Hungerforschung entstanden daher zahlreiche Arbeiten, die soziale und ökonomische Faktoren betonten. Statt auf das Klima verwiesen sie auf anthropogene Ursachen wie Armut, ungleiche Zugangsrechte und fehlende gesellschaftliche Partizipation. Ende der 1980er Jahre entwickelte sich aus dieser Konfrontation von naturalen und sozialen Faktoren erste Verflechtungsmodelle. Amartya Sens vieldiskutierte Beobachtung, dass Hungersnöte auch ohne klimatischen Impuls allein durch veränderte Entitlements entstehen können (Sen 1981), öffnete langfristig den Weg zu einer nivellierten Abwägung unterschiedlicher Faktoren und Untersuchungsebenen miteinander. Zwischen den Extremfällen der menschengemachten „Boom Famine“ und dem Hunger infolge absoluten Mangels tat sich ein Panorama miteinander verknüpfter Ereignisse, Strukturen und Praktiken auf.<sup>4</sup>

Robert Chambers gehörte zu den ersten, die diese Beobachtungen mit dem Begriff der Vulnerabilität zu beschreiben suchten (Chambers 1989). Er verstand dies als notwendige Abgrenzung von ökonomistischen Zugängen, die allein auf Armut abstellten. Wie Chambers beobachtete, konnten Maßnahmen, die lediglich auf ein höheres Einkommen zielten, die Hungeranfälligkeit der Betroffenen sogar noch erhöhen: So zog etwa der Besitz von Land eine verringerte Mobilität in Krisenzeiten nach sich und verkleinerte zugleich das Angebot an wild wachsender Substitutnahrung. Geregelter Lohnarbeit brachte zwar Einkommen, entpflichtete den Arbeitgeber aber auch von Patronagepflichten, bedrohte etablierte Familiennetzwerke und gefährdete ökologische Wissensbestände. Für viele Betroffene ging ihre Gefährdung daher nicht allein von Armut oder von Naturextremen aus, sondern auch von ökologischer Degradation, dem Wegfall informeller Rechte oder der Bedrohung ihrer kulturellen Ressourcen. Umgekehrt konnten technologisch-ökonomische Schutzmaßnahmen Risiken sogar noch vergrößern und in Form von „development aggression“ Verwundbarkeit erst erzeugen.

---

<sup>4</sup> Zur kritischen, aber äußerst fruchtbaren Auseinandersetzung der Development und Vulnerability Studies mit Sens Entitlement-Theorie vgl. Bohle 1993, S. 119-12 sowie Swift 2006.

Die Analyse von Vulnerabilität geht seither über den Faktor Armut oder die bloße Exposition gegenüber Naturrisiken hinaus. An die Stelle der monokausalen Ansätze, die sich allein auf Klima, auf Armut oder auf technologische Rückständigkeit konzentrieren, schlug Chambers eine multifaktorielle Herangehensweise vor. Er regte an, die Vielfalt naturräumlicher und gesellschaftlicher Gefährdungen ins Zentrum zu stellen und sie analytisch in zwei Bereiche zu gliedern: „Vulnerability thus has two sides: an external side of risks, shocks, and stress to which an individual or household is subject; and an internal side which is defencelessness, meaning a lack of means to cope with damaging loss.“<sup>5</sup>

Watts und Bohle (1993) erweiterten diese „Doppelstruktur der Verwundbarkeit“ gegenüber Hungersnöten um eine sozial-ökologische Dimension und trugen damit der regen Ökosystemforschung Rechnung. Damit verschob sich der Schwerpunkt weg von der Auseinandersetzung mit Hilfsmaßnahmen und hin zu einer stärker systemischen Betrachtungsweise. Seither beschreibt der Begriff nicht mehr nur einen Zustand, sondern auch einen weitergehenden programmatischen Ansatz (Ericksen et al. 2010, S. 69f.; Adger 2006).

In der Folge dieser Systematisierung hat sich der mit dem Begriff Vulnerabilität verbundene Zugang auch außerhalb der Hungerforschung etabliert. Mittlerweile bildet er beispielsweise in der Diskussion um den Klimawandel einen zentralen Analysepunkt. Dort verweist er auf die Fähigkeiten („capacities“) von Menschen, Haushalten und Gruppen, sich gegenüber sozialen, klimatischen oder politischen Stressoren zu behaupten (IPCC 2001, S. 89). Vulnerabilität beschreibt hier den Grad der Wahrscheinlichkeit mit der Gesellschaften, Gruppen oder Individuen aufgrund der Exposition gegenüber Schocks oder Stress Schaden erleiden.<sup>6</sup>

Seit der Jahrtausendwende ist das Konzept in der Katastrophen-, Krisen- und Entwicklungsforschung intensiv diskutiert und modifiziert worden. Während die ersten Überlegungen Vulnerabilität als weitgehend statisch konzipierten, verwiesen Wisner et al. (2004) auf die Prozessualität von Verletzlichkeit. Ihr Ausmaß unterliege im Verlauf einer Krise starken Schwankungen. Seither spielt das Handeln der betroffenen Akteure eine zentrale Rolle. An die Stelle statischer „Vulnerabilitätskarten“ (vgl. Glasner 2001, S. 244) ist daher ein dynamischeres Verständnis des „mappings“ von Vulnerabilität getreten, das neben der räumlichen auch die zeitliche Dimension umfasst (Bohle u. Glade, 2008, S. 111-116).<sup>7</sup> Bankoff und Oliver-Smith haben diese Beobachtung noch erweitert. Anstelle des verbreiteten „Katastrophismus“ gerade der Hungerforschung akzentuierten sie die lange Vorgeschichte und Historizität von Verletzlichkeit („history prefigures disaster“). Sie betonten, dass Verwundbarkeit keinen Zustand beschreibt, sondern das Resultat

---

<sup>5</sup> Chambers 1989, S. 1. Damit distanzierte er sich vom reinen „social vulnerability-Ansatz, der vorwiegend auf gesellschaftliche Faktoren abstellt. Vgl. bspw. Philips u. Fordham 2010.

<sup>6</sup> Eine Übersicht über die zahlreichen Definitionen von Vulnerabilität bietet: Thywissen 2006. Sie fokussieren überwiegend auf den Begriff, nicht auf das Konzept.

<sup>7</sup> Vgl. bspw. das noch weitgehend geographisch verstandene „mapping“ in Bohle, 1993 mit dem viel weiteren Konzept in Bankoff, 2004.

konkreter Handlungen darstellt. Mit dem Verweis darauf, dass Vulnerabilität – oft über Jahrhunderte – „gemacht“ wird, erschlossen sie das Konzept nicht nur für die Raum- sondern auch für die Geschichtswissenschaften (Bankoff 2004a, S. 26; Oliver-Smith 2004).

Aktuell öffnet sich das Vulnerabilitätskonzept vor allem für den Faktor Kultur. Bohle und Voss haben Sens Entitlements mithilfe des Bourdieuschen Kapital-Begriffs um nicht-ökonomische Bereiche erweitert. Neben ökonomischem, könne auch fehlendes kulturelles oder soziales Kapital Vulnerabilität bedingen (Bohle u. Glade 2008, S. 104; Voss 2008, S. 42; Swift 2006). Pfister (2006, 2011) und Alexander (2000) haben auf die Bedeutung der Erinnerungskultur beziehungsweise von kollektivem Vergessen (Bankoff 2004a, S. 31) für Verletzlichkeitsmuster hingewiesen. Voss (2008) hat die fundamentale Rolle kommunikativer Praktiken in Katastrophen herausgearbeitet und unter anderem gezeigt, wie zentral die Teilhabe an hegemonialen Diskursen für die Akquise von Hilfe ist. Bereits Spittler (1989) verwies nachdrücklich auf die Bedeutung kultureller Deutungs- und Wahrnehmungsmuster für das Handeln in extremen Krisensituationen. Damit gewinnt das Vulnerabilitätskonzept zunehmend auch für die Geisteswissenschaften an Relevanz.

### 3 Brückenkonzept vs. Methode

Diese Erweiterungen belegen zweifellos die anhaltende Attraktivität des Vulnerabilitätsansatzes. Die Vielfalt der berücksichtigten Faktoren (ökologische, gesellschaftliche, kulturelle), Skalen (Gesellschaften, Haushalte, Individuen) und Ebenen (räumlich, historisch, biologisch) fördert den dringend notwendigen interdisziplinären Austausch. Zugleich bietet sie aber auch einen Anlass für Kritik.

Vertreter der messenden Disziplinen klagen, dass die Pluralität der zu berücksichtigenden Faktoren praktisch umsetzbare Modellierungen kaum mehr möglich mache. Der größere Realismus werde auf Kosten der Anwendbarkeit erkaufte (Thywissen 2006, S. 488; van Dillen 2002, S. 148). Die hermeneutischen Wissenschaften wiederum stoßen sich an der Tendenz des Konzeptes zur Abstraktion, die Kontingenz und konkrete Einzelfälle marginalisiere und Gesellschaften tendenziell „von außen“ betrachte (Voss 2008, S. 48). Aber auch Befürworter des Konzeptes geben zu bedenken, dass viele Interdependenzen zwischen den einzelnen Faktoren oft noch unverstanden seien und die tatsächlichen Wechselwirkungen – wie etwa im Falle der Welthungerkrise 2008 – daher oft zu Überraschungen führten (Erickson et al. 2010, S. 74).

Verschärfend wirkt, dass die rasche Fortentwicklung des jungen Ansatzes es vielen Anwendern schwierig macht, mit neuen Erkenntnissen Schritt zu halten. Birkmann (2006) unterscheidet bereits fünf „Generationen“ des Konzeptes. Mittlerweile lassen sich mehr als 20 Semiotiken und 30 Definitionen von Vulnerabilität anführen (Füssel 2007; Thywissen 2006). Bohle und Glade (2008, S. 104) konsta-

tieren angesichts dieser Expansion wenig überraschend, dass viele Kollegen weiterhin ein eher mechanistisches, ahistorisches und unpolitisches Modell von Vulnerabilität verwendeten. Die handlungstheoretischen Fundierungen der neueren Forschungen würden so zugunsten einer simplen Aggregation kurzfristiger Stressoren ignoriert – beispielsweise in aktuellen Arbeiten zum Klimawandel (Ericksen et al. 2010, S. 70f.).

Häufig beklagt wird auch die fehlende Reflexion der politischen Implikationen des Konzeptes. Viele Forschungen beschäftigen sich zwar mit politischen Faktoren, ignorieren aber, dass Vulnerabilität auch selbst ein politisches Konzept darstellt: Mit der Zuweisung von Verwundbarkeit lassen sich Gruppen stigmatisieren und unliebsame Regierungen der Entwicklungsländern delegitimieren. Spittlers Bedenken, dass das Konzept weniger auf Analyse als auf Prognosefähigkeit und Intervention ausgerichtet sei, haben zumindest in der Entwicklungspolitik häufig bestand (Spittler in diesem Band). Bankoff verweist zurecht darauf, dass Vulnerabilität bisher weitgehend ein hegemonial westliches Konzept geblieben sei, dessen Kategoriebildungen zumeist nicht auf das kulturelle Inventar der untersuchten Gesellschaften selbst zurückgehen (Bankoff 2004b, S. 34).<sup>8</sup> Gerade in der Katastrophenbekämpfung in Drittweltländern diene die Zuweisung von Vulnerabilität häufig der Legitimation externer, hierarchischer Bekämpfungsstrukturen – obwohl das Konzept solche Strukturen ja selbst als Auslöser von Verwundbarkeit benennt (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 8). Bereits der Begriff der Vulnerabilität legt zudem eine Sichtweise nahe, welche die Betroffenen in erster Linie als Opfer kategorisiert. Eng damit verbunden ist häufig ein Narrativ des allgemeinen Niedergangs („ecological declensionism“). Anstatt als aktiv Handelnde werden die betroffenen Gruppen als passive Opfer in einem zunehmend bedrohten Ökosystem wahrgenommen. Übersehen wird so, dass Individuen und Gruppen Risiken auch absichtsvoll eingehen können und sollen und dass Adaptionen nicht nur Verlust, sondern auch Chancen bedeuten (Ericksen et al. 2010, S. 74; Misselhorn et al 2010, S. 97).

Beide Bereiche – politische Instrumentalisierung und Opfernarrativ – verweisen darauf, dass dem Vulnerabilitätskonzept eine Innenperspektive auf seinen Gegenstand bisher häufig fehlt. Das Bestreben, einzelne Faktoren vergleichbar zu halten, führt mitunter dazu, dass kulturspezifische Ausprägungen verdeckt werden. Erst seit der „kulturellen Wende“ des Konzeptes werden vermehrt Anstrengungen unternommen, die Deutungsmuster der Beobachteten mit einzubeziehen. Dass menschliches Handeln sich nicht allein in „Strategien“ erschöpft, sondern zuweilen auch Zufällen folgt und zudem Praktiken der kulturellen Sinnstiftung bedarf, wird daher noch zu wenig reflektiert. Zu Recht ist in diesem Zusammenhang auf die bislang unterschätzte Rolle kommunikativen Handelns für die Wahrnehmung und Bewältigung von Krisen hingewiesen worden (Voss 2008; Hecht in diesem Band).

---

<sup>8</sup> Allerdings lässt sich die Kategorisierung als „Verwundbar“ auch strategisch nutzen – beispielsweise, um auf Klimakonferenzen Hilfen der Industrieländer zu akquirieren (Lynn et al. 2011, S. 13-18).

Möglicherweise können diese Defizite durch zukünftige, stärker kulturhistorisch arbeitende Vulnerabilitätsstudien aufgefangen werden.

Während für alle diese Bereiche Lösungen vorgeschlagen oder bereits eingeführt wurden, lässt sich die am häufigsten vorgebrachte Kritik kaum abstellen: Die Klage, dass mit dem Vulnerabilitätsansatz kein präzise definiertes Methoden-Instrumentarium einhergehe. Sie ist das Resultat einer Verwechslung: Als Brückenkonzept zielt der Ansatz gerade nicht darauf, die spezifischen Forschungsinventare der Fachdisziplinen zu überschreiben. Vielmehr bildet gerade die Aktivierung der methodischen Ressourcen des eigenen Wissensfeldes Grundlage und Inhalt effektiver interdisziplinärer Begegnungen. Die Stärke des Ansatzes liegt in seiner methodischen Offenheit, die Kontakt, Adaption und interdisziplinäres „borrowing“ überhaupt erst ermöglicht (vgl. Weingart 2000). Ganz ähnlich wie die Brückenkonzepte „Diskurs“ oder „Nachhaltigkeit“ gibt der inhaltliche Kern des Vulnerabilitätskonzeptes lediglich eine Perspektive für diesen Austausch vor: Multifaktorielle statt monokausaler Zugänge, dynamische Interdependenzen statt deterministischer Verläufe, Mensch-Natur Beziehungen als Verflechtungs- statt als Konfliktgeschichte.<sup>9</sup>

#### 4 Potentiale des Vulnerabilitätskonzeptes

Die rege und äußerst fruchtbare fachübergreifende Diskussion des Konzeptes in den letzten Jahren lässt sich als Beleg für den Erfolg eines solchen offenen Zugangs verstehen (vgl. die Texte von Krämer und Engler in diesem Band). Abschließend möchte ich daher einige Punkte zusammenfassen, welche die Beschäftigung mit diesem Konzept für die Hungerforschung besonders lohnenswert erscheinen lassen:

1. *Handeln*: Anders als die Modellierungen der Entitlement-Theory, der demographischen Ökonometrie oder der Klimatologie eröffnet das Vulnerabilitätskonzept einen Blick auf das Handeln der Betroffenen. Die spezifischen Praktiken der Akteure werden hier nicht als sekundäre Reaktion auf externe Stimuli, als bloße Ableitung von Bevölkerungszahl und Niederschlagsmenge verstanden, sondern bilden einen integralen Bestandteil des Untersuchungsprogramms. Statt dem planhaften Ablauf einer Krise integriert der Vulnerabilitätsansatz die konkrete, vielfältige und oft durch Improvisation gekennzeichnete „Ökonomie des Überlebens“ jenseits von Klimadeterminismus und Sozialreduktionismus.

2. *Historisierung*: Das Vulnerabilitätskonzept öffnet die Hunger- und Katastrophenforschung für einen dringend notwendigen historisierenden Zugang. An die

---

<sup>9</sup> Versuche, ein einheitlich definiertes Vulnerabilitätskonzept zu etablieren, erscheinen aus diesem Grund mitunter als kontraproduktiv – so verständlich sie angesichts der bestehenden Vielfalt auch sind (vgl. Star 2004). Dies gilt insbesondere dort, wo sie über den durchaus produktiven Vergleich (etwa Birkmann 2006; Adger 2006; Bohle u. Glade 2008; Lynn et al. 2011) hinaus zu einer verbindlichen Vereindeutigung gelangen wollen (etwa Turner et al. 2003; Füssel 2007).

Stelle des verbreiteten „Katastrophismus“, der sich ganz auf das Desaster als Ereignis konzentriert, tritt mit den sozio-kulturellen Faktoren ein Verständnis von Hunger als „Spitze des Eisbergs“, das auf lang andauernde Problemlagen verweist. Verwundbarkeit versteht sich nicht als statisch, sondern als historisch gewachsen. Sie wird durch kulturelle und soziale Faktoren lange vor der Katastrophe in die Umwelt eingeschrieben, wo sie sich in spezifischen „built environments“ manifestiert (Oliver-Smith 2004, S. 16). Während die Katastrophenforschung die Prozesshaftigkeit von Desastern zumeist nur formelhaft betont und sich weitgehend auf den Zyklus von einer Katastrophe bis zur nächsten beschränkt, fördert und fordert das Vulnerabilitätskonzept einen genuin historisierenden Blick auf die lange Vorgeschichte einer Hungersnot.

3. *Verflechtung*: Das Vulnerabilitätskonzept ermöglicht es, die Beziehung von Mensch und Natur anstatt als Konflikt- als Verflechtungsgeschichte zu beschreiben. An die Stelle eines starren Reiz-Reaktion-Schemas tritt hier eine abgestufte und wechselseitige Verschränkung klimatischer und anthropogener Impulse, die gesellschaftlich sehr unterschiedlich angeeignet und „sozialisiert“ werden können. Anstatt das Verhältnis natürlicher und sozialer Faktoren bereits modellhaft festzuschreiben, macht der Ansatz diese Interdependenzen zum zentralen Untersuchungsgegenstand. Damit ermöglicht das Konzept auch den Anschluss an aktuelle Klimadiskussionen, die Hunger zwar gerne als Bedrohung anführen, bisher aber zumeist ohne die Expertise empirischer Hungerforschung geführt werden (Mauelshagen 2010, S. 102). Vulnerabilität bietet hier ein dringend notwendiges Korrektiv für klimadeterministische und technologiezentrierte Ansätze.

4. *Skalierung*: Das Vulnerabilitätskonzept bietet zudem Lösungsansätze für das Skalenproblem der Hungerforschung. Es lässt sich sowohl auf der Ebene einzelner Akteure anwenden als auch auf der von Gruppen oder Gemeinschaften. Ältere Untersuchungen wählten oft eine (proto-)nationale Perspektive, wie sie sich etwa in der zynischen Formel „es ist ja noch kein Land verhungert“ manifestiert (Collet 2011, S. 58). Dagegen ermöglicht die Perspektive auf Vulnerabilität mit seiner Ausweitung über Haushalte bis hin zu Individuen, auch innerfamiliäre Ungleichheiten nach Geschlecht oder Alter in den Blick zu nehmen, die in Hungerkrisen eine entscheidende und oft übersehene Rolle spielen. Die untersuchten Ebenen werden dabei als interdependent konzeptionalisiert. So kann eine größere Resilienz<sup>10</sup> auf der einen durchaus mit erhöhter Verwundbarkeit auf einer anderen Ebene einhergehen – beispielsweise durch forcierte technologische Entwicklung, die den Staat auf Kosten der Bauern stärkt und zu einigen der schlimmsten Hungersnöte der Moderne geführt hat (vgl. den Text von Kindler in diesem Band). Als Konzept kann Vulnerabilität so auch zu der Debatte um Mikro- oder Makro-Zugänge in den verschiedenen Wissenschaftsfeldern beitragen.

---

<sup>10</sup> Ein zur Erforschung von Vulnerabilität komplementäres Konzept der Analyse von „Resilienz“ und Widerstandsfähigkeit fehlt bislang. Die von Hollings (1973) angeregten Forschungen bleiben weitgehend im Rahmen der Ökosystemforschung und ignorieren sozio-kulturelle Faktoren.

5. *Vergleich*: Schließlich ermöglicht und ermuntert das Konzept vergleichende Studien – ein häufig beklagtes Desiderat der Hungerforschung. Als Brückenkonzept ermöglicht es Vergleiche sowohl zwischen modernen und historischen, wie zwischen westlichen und nicht-westlichen Gesellschaften. Durch die Erweiterung der klassischen Hungerfaktoren um neue Bereiche – imperfekte Märkte, informelle Risikostrategien, kulturelle Deutungs- und Verhaltensmuster – werden Verbindungen greifbar, die bisher kaum oder gar nicht thematisiert oder wahrgenommen werden. Sie können wichtige Impulse für aktuelle Diskussionen zu Globalisierung, Transfer und Verflechtung geben.

Zusammenfassend zeichnet sich das Vulnerabilitätskonzept im Vergleich zu älteren Ansätzen durch die Ergänzung von rein physikalisch-technologischen um ökologische, gesellschaftliche und zunehmend auch um kulturelle Faktoren aus – eine Entwicklung die den Fokus von Messung und Quantifizierung auf Gewichtung und Qualifizierung verschiebt. Damit bricht das Konzept gezielt mit deterministischen Ansätzen und illustriert stattdessen die vielfältigen Ursachen von Hunger, deren dynamisches Ineinandergreifen den Betroffenen Handlungsspielräume eröffnet.

Als Brückenkonzept versteht der Vulnerabilitätsansatz naturale Umwelt und menschliches Handeln, Strukturen und Praktiken, Mikro- und Makroebenen nicht als streng voneinander getrennte Sphären. Qualitative und quantitative Ansätze sollen so miteinander ins Gespräch gebracht werden. Als offenes, anwendungsbezogenes „boundary object“ zielt Vulnerabilität dabei weniger auf eine methodische Vereinheitlichung als auf inhaltlichen Austausch zwischen den Fachdisziplinen.

Sein multifaktorieller Ansatz geht dabei aber deutlich darüber hinaus, was fachgebundene Methodiken – etwa durch Diskursanalyse, Klimamodellierung oder Marktanalysen – zu leisten im Stande wären. Gerade der Hungerforschung bietet sich damit ein Ansatz, der sich in seiner Reichweite wieder stärker dem multipolaren Phänomen annähert, das er beschreibt. Er zwingt zur Beschäftigung damit, dass Hungerkatastrophen eben keine Ereignisse sind, die sich mit der eigenen disziplinären Logik hinreichend beschreiben lassen, sondern gesellschaftliche Urfahrungen, deren Erforschung Grenzüberschreitungen einfordert.

## Literatur

- Adger, W. Neil (2006): Vulnerability. In: *Global Environmental Change* 16.3, S. 268-281.
- Alexander, David (2000): *Confronting Catastrophe. New Perspectives on Natural Disasters*. Oxford.
- Bankoff, Greg (2004a): Time is of the Essence. Disasters, Vulnerability and History. In: *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 22.3, S. 23-42.
- Bankoff, Greg (2004b): The Historical Geography of Disaster. "Vulnerability" and "Local Knowledge" in Western Discourse. In: Ders. et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People*. London, S. 25-36.
- Becker, Egon u. Jahn, Thomas (2006): *Soziale Ökologie: Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen*. Frankfurt.
- Belasco, Warren J. (2008): *Food: The Key Concepts*. Oxford.
- Birkmann, Jörn (2006): Measuring Vulnerability to Promote Disaster-Resilient Societies. Conceptual Frameworks and Definitions. In: Ders. (Hg.): *Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies*. Tokyo / New York / Paris, S. 9-54.
- Bohle, Hans-Georg u. Glade, Thomas (2008): Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In: Carsten Felgentreff u. Thomas Glade (Hg.): *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*. Heidelberg, S. 99-119.
- Bohle, Hans-Georg u. Watts, Michael J. (Hg.) (1993): Hunger, Famine and the Space of Vulnerability. In: *GeoJournal* 30.2, S. 117-125.
- Campbell, Bruce (2010): Nature as Historical Protagonist: Environment and Society in Pre-Industrial England. In: *Economic History Review* 63.2, S. 281-314.
- Chambers, Robert (1989): Editorial Introduction: Vulnerability, Coping, and Policy. In: *IDS Bulletin* 20.2, S- 1-7.
- Collet, Dominik (2011): 'Moral economy' von oben? Getreidesperren als territoriale und soziale Grenzen während der Hungerkrise 1770-72. In: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 29, S. 45-61.
- Dillen, Susanne van (2002): Naturrisikoforschung und das Konzept der sozialen Verwundbarkeit: Zum Stand der Diskussion. In: Gerd Tetzlaff et al. (Hg.):

- Zweites Forum Katastrophenvorsorge. Extreme Naturereignisse – Folgen, Vorsorge, Werkzeuge. Bonn und Leipzig, S. 143-149.
- Dombrowsky, Wolf R. (2008): Zur Entstehung der soziologischen Katastrophenforschung – eine wissenshistorische und soziologische Reflexion. In: Carsten Felgentreff u. Thomas Glade (Hg.): *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*. Heidelberg, S. 63-76.
- Eakin, Haillie (2010): What is Vulnerable? In: John Ingram et al. (Hg.): *Food Security and Global Environmental Change*. London, S. 78-86.
- Ericksen, Polly et al. (2010): Vulnerability and Resilience of Food Systems. In: John Ingram et al. (Hg.): *Food Security and Global Environmental Change*. London, S. 67-77.
- Fogel, Robert W. (2004): *The Escape from Hunger and Premature Death 1700-2100*. Cambridge.
- Füssel, Hans-Martin (2007): Vulnerability. A Generally Applicable Conceptual Framework for Climate Change Research. In: *Global Environmental Change* 17.2, S. 155-167.
- Glaser, Rüdiger (2001): *Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*. Darmstadt.
- Hilhorst, Dorothea u. Bankoff, Greg (2004): Introduction: Mapping Vulnerability. In: Ders. et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People*. London, S. 1-9.
- Holling, Crawford S. (1973): Resilience and Stability of Ecological Systems. In: *Annual Review of Ecology and Systematics* 4, S. 1-23.
- Hoyle, Robert W. (2010): Famine as Agricultural Catastrophe: The Crisis of 1622-4 in East Lancashire. In: *Economic History Review* 63, S. 974-1002.
- Klein, Julie Thompson (2000): A Conceptual Vocabulary of Interdisciplinary Science. In: Peter Weingart u. Nico Stehr (Hg.): *Practising Interdisciplinarity*. Toronto u.a., S. 3-24.
- Lynn, Kathy et al. (2011), *Social Vulnerability and Climate Change. Synthesis of Literature*. Portland.
- Mauelshagen, Franz (2010): *Klimageschichte der Neuzeit*. Darmstadt.
- Oliver-Smith, Anthony (2004): Theorizing Vulnerability in a Globalized World. A Political Ecological Perspective. In: Bankoff, Greg et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People*. London, S. 10-24.
- Pfister, Christian (2011): “The monster swallows you”. Disaster Memory and Risk Culture in Western Europe, 1500-2000. In: *RCC Perspectives* 1, S. 1-23.

- Pfister, Christian u. Brazdil, Rudolf (2006): Social Vulnerability to Climate in the “Little Ice Age”. An Example from Central Europe in the Early 1770s. In: *Climate of the Past* 2, S. 115-129.
- Phillips, Brenda D. u. Fordham Maureen (2010): Introduction. In: Brenda D. Phillips et al. (Hg.): *Social Vulnerability to Disasters*. Boca Raton et al., S. 1-26.
- Sen, Amartya (1981): *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation*. Oxford.
- Star, Susan (2004): Kooperation ohne Konsens. Die Dynamik der Schließung in offenen Systemen. In: Jörg Strübing et al. (Hg.): *Kooperation im Niemandsland. Neue Perspektiven auf Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik*. Opladen, S. 58-76.
- Star, Susan u. Griesmeyer, James (1989): Institutional Ecology, ‘Translations’ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. In: *Social Studies of Science* 13, S. 387-420.
- Swift, Jeremy (2006): Why are rural people vulnerable to famine? In: *IDS Bulletin* 37.4, S. 41-49.
- Thompson, Edward P. (2001): The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century. In: Dorothy Palmer (Hg.): *The Essential E. P. Thompson*. New York, S. 316-377.
- Thywissen, Katharina (2006): Core Terminology of Disaster Reduction. A Comperative Glossary. In: Jörn Birkmann (Hg.): *Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies*. Tokyo et al., S. 448-496.
- Turner, Billie L. et al. (2003): A Framework for Vulnerability Analysis in Sustainability Science. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 100.14, S. 8074-8079.
- Voss, Martin (2008): The Vulnerable can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research. In: *Behemoth. A Journal of Civilisation* 1.3, S. 39-56.
- Walter, François (2010): *Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*. Stuttgart.
- Weingart, Peter (2000): The Paradoxical Discourse. In: Ders. u. Nico Stehr (Hg.): *Practising Interdisciplinarity*. Toronto et al., S. 25-42.
- Wisner, Ben et al. (2004): *At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability and Disasters*. 2. Auflage. London.



# Handeln in einer Hungerkrise – das Beispiel der Kel Ewey Tuareg

*Gerd Spittler*

2011 berichteten die Medien monatelang über Handeln in einer Hungersnot, nämlich über die Hungersnot in Ostafrika. Häufig war davon die Rede, dass zu spät oder falsch gehandelt wurde. Immer ging es dabei um das Handeln von Institutionen, die sich dafür eine Zuständigkeit anmaßen oder denen sie zugeschrieben wurde: die Regierungen, in deren Land sich die Hungersnot ereignete, die Regierungen in Europa, die nicht davon betroffen waren, die aber Hilfe anboten oder dazu aufgefordert wurden, Nichtregierungsorganisationen, die sich anboten Hilfe zu leisten. Handelnde waren auch die Medien, die über die Hungerkatastrophe im Fernsehen, in Zeitungsberichten und in eindrücklichen Bildern berichteten. Last but not least wurden wir alle dazu aufgefordert zu handeln, indem wir uns an Spendenaktionen beteiligten.

Alle diese Handlungen, die der Regierungen und Nichtregierungsorganisationen, die der Medien und die der Spender sind zum Verständnis des Ablaufs einer Hungersnot wichtig, aber sie bilden nicht das Thema meines Beitrags sondern werden nur am Rande erwähnt. Mit geht es hier darum, wie die direkt von einer Hungerkrise Betroffenen handeln. Man muss sich darüber klar sein, dass in allen Hungerkrisen nur eine kleine Minderheit durch die Aktionen von Regierungen und Nichtregierungsorganisationen erfasst werden. Was ist eigentlich mit den anderen?

Ich werde im Teil I verschiedene Theorien über Dürren und Hungerkrisen im Sahel vorstellen. Im Teil II werde ich über meine eigenen Forschungen bei den Kel Ewey Tuareg berichten. Im Teil III skizziere ich alternative Krisenverläufe.

## 1 Theorien über Dürren und Hungerkrisen im Sahel

Dürren und Hungerkrisen sind im Sahel immer wiederkehrende Erscheinungen. Im 20. Jahrhundert blieb die große Dürre und Hungersnot von 1913/14 bis heute in der oralen Überlieferung in Erinnerung. Ob sie die größte Dürre im klimatischen Sinne war, ist umstritten. Aber unbestritten ist sie die Dürre, in der die meisten Menschen starben. Fast in jedem Jahrzehnt gab es Dürren mit mehr oder weniger schweren Hungersnöten. In Europa blieb dies weitgehend unbemerkt. Erst die Saheldürren zu Beginn der 70er und Mitte der 80er Jahre fanden ein breites Echo in den Medien, machten die Dürren und Hungerkrisen überall bekannt und brachten Regierungen, Medien und Spender zum Handeln. Erst seit dieser Zeit treten diese Akteure in Aktion. Aber wie wurde vorher gehandelt? Und sind heute diese Akteure die Hauptpersonen oder kommt es nicht wie früher vor allem auf die Betroffenen an?

Das Handeln der Nomaden und Bauern in Dürren und Hungersnöten wird in der Wissenschaft keineswegs einheitlich beurteilt, sondern kontrovers diskutiert. Stark vereinfacht lassen sich dabei sechs Modelle unterscheiden:

- Fatalismusmodell
- Katastrophenmodell
- Vulnerabilitätsmodell
- Überlebensmodell
- Resilienzmodell
- Krisenmodell.

Diese Modelle ergänzen sich teilweise, teilweise widersprechen sie sich. Die von mir angegebene Reihenfolge bildet teilweise auch eine historische Sequenz.

Das Fatalismusmodell wird heute im wissenschaftlichen Diskurs kaum noch zur Erklärung herangezogen, aber es muss deshalb erwähnt werden, weil es während der Kolonialzeit von 1900 bis 1960 das dominante Erklärungsmodell war und auch für Alltagserklärungen heute relevant ist. Liest man die Berichte der Verwaltungsbeamten im kolonialen Französisch-Westafrika, dann werden dort die „Eingeborenen“ vor allem durch Eigenschaften wie Faulheit, Apathie, Sorglosigkeit, Passivität und Fatalismus charakterisiert (Spittler 1981, S. 96ff.). Nicht nur im Alltag, sondern auch in der Krise verhalten sie sich so. Als 1931 im Westen Nigers eine Hungersnot drohte, weigerte sich die Kolonialverwaltung, etwas zu unternehmen, sondern schob die Schuld auf die Bevölkerung: „Die Bevölkerung ist unzuverlässig, sie hat keine Vorsorge getroffen. Es kommt daher nicht in Frage, kostenlos Lebensmittel zu verteilen. Damit würde nur die Faulheit belohnt“ (Spittler 1981, S. 112). Erst als sich die Krise immer mehr ausbreitete, viele Menschen starben und eine große Zahl nach Nigeria flüchtete, wurde die Verwaltung selbst zur Rechenschaft gezogen.

In der Wissenschaft gilt dieses Modell heute als obsolet, aber im Alltag kann man bei uns häufig solche Erklärungen finden. Es ist zum Beispiel vom islami-

schen Fatalismus die Rede, von einer trägen Bevölkerung, die in den Tag hineinlebt, ohne Vorsorge für eine Krise zu treffen.

Ein anderes Modell, das ebenfalls von der Passivität der Betroffenen ausgeht, aber diese anders erklärt, trat seit der Dürre der 70er Jahre an Stelle des Fatalismusmodells: das Katastrophen- und Opfermodell. Vor allem die Medien vermittelten das Bild von Opfern: Gerippe von Kamelen auf einem ausgedörrten Land, Menschen ohne jede Habe auf der Flucht vor der Dürre, Bettler in den Städten, ausgemergelte Kinder, Lager, in denen Lebensmittel verteilt werden.

Diese Menschen sind Opfer einer Naturkatastrophe – so lautet eine verbreitete Erklärung, die allerdings weniger in wissenschaftlichen als in populären Publikationen ihre Anhänger hat. Denn so sehr es auf den ersten Blick einleuchtet, dass Dürren Wassermangel, Ernteausfall, Viehverluste und schließlich Hunger zur Folge haben, so ist dieser Zusammenhang doch keineswegs evident. Dürren führen nicht automatisch zu Hungerkrisen, sondern dafür müssen weitere politische, soziale und ökonomische Bedingungen gegeben sein. Aus dieser Sicht handelt es sich weniger um eine Natur- als um eine politische oder soziale Katastrophe. Die bis in die Kolonialzeit zurückreichende Exportorientierung der Landwirtschaft unter Vernachlässigung der Subsistenzsicherung wird hier sehr viel stärker als Ursache von Hungerkatastrophen gesehen als Dürren und Heuschrecken. Seit einigen Jahren kommt eine neue Erklärung hinzu: Der Ausverkauf des Landes an ausländische Investoren aus dem arabischen Raum, aus Indien und China. So wurden z.B. in Äthiopien eine Million ha von Indern aufgekauft, um Blumen zu produzieren. Getreideflächen werden dazu verwendet, um Futter für saudi-arabische Rennkamele zu liefern.

Ähnlich wie im Modell der Naturkatastrophe kommen auch hier die Betroffenen vor allem als Opfer in den Blick. Zwar sind sie keine Opfer der Natur, sondern korrupter Regierungen, neokolonialer Abhängigkeiten oder städtischer Privilegien. Aber ähnlich wie im Modell der Naturkatastrophe haben wir es mit hilflosen, inkompetenten und schuldlosen Opfern zu tun, für die andere eine Lösung aus der Misere konzipieren und die Lieferung von Hilfe organisieren müssen.

Eine moderne Variante des Opfermodells ist das Vulnerabilitätsmodell, das seit den 90er Jahren weite Verbreitung fand (Bohle 1994, Cannon u. Müller-Mahn 2010). Es konzentriert sich nicht auf ein ganzes Land (Somalia) oder eine ethnische Gruppe (Tuareg), sondern versucht die Gruppen ausfindig zu machen, die in einer Hungersnot besonders betroffen sind. Man spricht hier von „Verwundbarkeit“ oder „Verletzlichkeit“, am häufigsten wird der Begriff „Vulnerabilität“ benutzt. Dieses Modell ist stark anwendungsbezogen und auf Interventionen hin ausgerichtet. Insofern handelt es sich um eine Variante des Opfermodells. Es konzentriert sich auf diejenigen, die sich nicht ausreichend selbst helfen können.

Hans-Georg Bohle hat sich im deutschsprachigen Raum besonders für die Verbreitung dieses Modells eingesetzt. In einer Fallstudie zu Äthiopien kartographierte er geographische Zonen nach dem Grad ihrer Verwundbarkeit (Bohle 1994). Der Fokus richtet sich besonders auf die Identifizierung verwundbarer Be-

völkerungsgruppen. Dazu gehören im Falle Äthiopiens kleinbäuerliche und Hirtengruppen mit knappen Ressourcen, städtische Armutsgruppen, die unter dem Anstieg der Nahrungsmittelpreise leiden, diverse Flüchtlingsgruppen und ehemalige Soldaten. Ursachen für die Vulnerabilität sind daher nicht nur Naturrisiken wie Dürren, sondern auch Kriege, staatliche Zwangsprogramme und ethnische Konflikte. Je nach der Art und dem Grad der Verwundbarkeit stehen verschiedene Interventionsformen an, die von Katastrophenhilfsprogrammen über Nothilfeprogramme, Unterstützungsprogramme bis zur längerfristigen Entwicklungsprogrammen reichen.

Im Gegensatz zu diesen Modellen, die von Bevölkerungsgruppen ausgehen, die sich nicht selbst helfen können, stehen die seit den 80er Jahren auftauchenden Überlebensmodelle, die die Aktivität der Betroffenen in den Mittelpunkt stellen. Die Schlüsselbegriffe sind hier „Bewältigung“ (coping), „Überlebensstrategien“, „Kampf“ und „Anpassung“. Hier werden die Vielfalt von Strategien hervorgehoben, die die Bauern und Nomaden des Sahel anwenden, um in einer Hungerkrise zu überleben (zusammenfassend: Campbell 1990; Shipton 1990).

Besonders in der Nomadenforschung ist dieses Erklärungsmuster dominant: Die Nomaden haben eine Reihe von Überlebensstrategien entwickelt, die es ihnen erlauben, Dürren und andere Naturkatastrophen zu bewältigen. Gestört, wenn nicht gar zerstört wird dieses angepasste System allerdings durch den Staat in seiner kolonialen und nachkolonialen Ausprägung, eventuell auch durch internationale Entwicklungsprojekte. Das Überlebensmodell verbindet sich hier mit der politischen Variante des Katastrophenmodells. 1989 wurde als Beiheft der Zeitschrift „Der Tropenlandwirt“ eine Vortragsreihe „Nomaden und ihre Umwelt im Wandel“ publiziert. In fast allen Artikeln wird die ökonomische und ökologische Rationalität der Nomaden betont. Vor allem im Beitrag von Peter Fuchs, der auf eine jahrzehntelange Forschungserfahrung mit Nomaden in Sahel zurückblickt, wird die Struktur dieser Argumentation deutlich. Sein Aufsatz trägt den Titel „Überlebensstrategien der Nomaden im Sahel“ (Fuchs 1989). Fuchs geht davon aus, dass die Nomaden sich den klimatischen Risiken des Sahel sehr gut angepasst haben. Diese klimatischen Risiken sind nicht neu, sondern bestehen seit Jahrhunderten. Die Nomaden haben Erfahrung damit, und sie tradieren von Generation zu Generation ein Wissen, wie man damit umgeht.

Ihre Wirtschaft ist auf diese Risiken eingestellt. Das wichtigste Element ist die Diversifizierung. Nomaden halten nicht nur eine, sondern mehrere Viehsorten (z.B. Kamele, Rinder, Schafe, Ziegen). Sie horten Vieh, um Verluste im Krisenfall überstehen zu können. Sie konzentrieren sich nicht allein auf Viehwirtschaft, sondern betreiben auch andere wirtschaftliche Aktivitäten: Sammeln, Ackerbau (Oasen, Feldbau), Transporte (Salz, Erdnüsse, Dampalmen), Handel. Generell lässt sich sagen, dass diese Wirtschaft auf Risikominimierung statt Gewinnmaximierung angelegt ist. Dadurch wird das physische Überleben im Krisenfall gesichert.

Neben diesen rein wirtschaftlichen Aktivitäten tragen auch die sozialen Strukturen zur Risikominimierung bei. „Verwandtschaftssolidarität bedeutet für den

Einzelnen die Versicherung auf Gegenseitigkeit in Notzeiten“ (Fuchs 1989, S. 247). Eine solche Verwandtschaftssolidarität ist aber keine abstrakte Norm, sondern muss immer wieder gelebt werden. Die weiträumig verteilten Mitglieder einer Verwandtschaftsgruppe besuchen sich häufig gegenseitig und treffen sich auf großen Festen. Diese kulturellen Elemente sind ebenfalls wichtig für das Überleben in Krisenzeiten.

Überlebensstrategien und Überlebenskultur stehen in völligem Gegensatz zu den Katastrophenmeldungen über Dürren und Hungerkrisen im Sahel, über die uns seit den 70er Jahren die Medien informieren. Auch Fuchs konstatiert diesen Widerspruch. Er leugnet auch nicht die Katastrophen, sondern stellt die These auf, dass diese Überlebenskultur so gestört oder gar zerstört wurde, dass die Nomaden in einigen Gebieten zu Almosenempfängern wurden. Ursache dafür ist die Politik des Kolonialismus und der nachkolonialen Regierungen. Seit der Zeit der Unabhängigkeit ist eine systematische Diskriminierung der Nomaden und Bevorzugung der Bauern zu beobachten. Nomadenpolitik heißt jetzt vor allem „Sesshaftmachen der Nomaden“, um sie besser kontrollieren zu können. Wird die nomadische Mobilität aber behindert, dann werden auch die wichtigsten Strategien in Krisensituationen zerstört.

Soweit die Argumentation von Peter Fuchs, die ich hier stellvertretend für die anderen Autoren des Sammelbandes wiedergebe. Eine ähnliche Argumentation findet sich in den meisten Artikeln eines späteren, von Fred Scholz herausgegebenen Bandes *Nomaden. Mobile Tierhaltung* (1991). Es ist das bleibende Verdienst dieser ethnologischen, soziologischen und geographischen Untersuchungen seit den 70er Jahren, die große Vielfalt von Überlebensstrategien von Bauern und Nomaden im Sahel in den Mittelpunkt gestellt zu haben.

Die meisten Autoren beschränken sich darauf, eine Liste solcher Überlebensstrategien zusammenzustellen und beeindrucken den Leser durch die schiere Zahl und Vielfalt solcher Strategien. Sie geben sich selten die Mühe, sie in einen theoretischen Zusammenhang zu stellen. Es gibt allerdings durchaus theoretische Ansätze, die eine solche Einordnung erlauben. In der Ethnologie sind hier vor allem die Kulturökologie und die Ökosystemforschung zu nennen. Der ethnologische Ökosystem-Ansatz ist stark von der biologischen Ökosystemforschung geprägt. Mensch und Umwelt werden hier nicht einander gegenübergestellt, sondern menschliche Populationen sind Teile von Ökosystemen. Ihr Verhalten und ihre Institutionen dienen der Anpassung innerhalb dieses Ökosystems. Dazu gehört auch die Religion. In seiner klassischen Studie *Pigs for the Ancestors* (1968) versuchte Roy A. Rappaport nachzuweisen, dass auch religiöse Rituale der Anpassung dienen und dazu beitragen, das System im Gleichgewicht zu halten.

Akzeptiert man einen solchen Ansatz, dann lassen sich nicht nur die technischen und ökonomischen Strategien der Nomaden funktional für das Überleben im Sahel erklären, sondern auch ihre Verwandtschaftssysteme und ihre kulturellen Wertvorstellungen. Man könnte dann zu Recht von einer Überlebenskultur spre-

chen, bei der nicht nur Technik und Wirtschaft, sondern auch alle anderen wesentlichen Elemente einer Kultur auf das Überleben ausgerichtet sind.

Die neueste Fassung des Überlebensmodells ist das Resilienzmodell, das in den letzten Jahren in der Naturkatastrophenforschung weite Verbreitung gefunden hat (Cannon u. Müller-Mahn 2010) und das Vulnerabilitätsmodell zum Teil abgelöst hat. Während das letztere die Ursachen stärker in sozialen, ökonomischen und politischen Prozessen verortet und eine Intervention befürwortet, die auf die Verbesserung der Lage der vulnerablen Gruppen gerichtet ist, geht die Resilienzforschung stärker von einem Ökosystem-Ansatz aus.

Alle diese Modelle sind einseitig, sie haben aber dennoch unsere Einsichten in den Ablauf von Hungerkrisen verbessert. Schon die Tatsache, dass die alten Theorien in neuem Gewand wiederkommen – das Opfer- als Vulnerabilitätsmodell, das Überlebens- als Resilienzmodell – zeigt, dass sie einen Erklärungswert besitzen. Wenn man die Entwicklung über einen längeren Zeitraum verfolgt und das Kommen und Gehen vieler Theorien erlebt hat, dann entwickelt man allerdings eine gewisse Skepsis gegenüber den aktuellen Neuerungen und lernt die älteren Theorien schätzen. Selbst der heute obsoleten und politisch unkorrekten Fatalismustheorie kann man eine Plausibilität in bestimmten Fällen nicht absprechen.

Problematisch ist allerdings bei allen diesen Theorien, dass sie sich nur auf Dürre und Hunger konzentrieren und übersehen, dass die Menschen auch in anderen Kontexten leben. Die nomadischen Kulturen des Sahel leben zwar unter schwierigen ökologischen Bedingungen, aber sie sind keineswegs ausschließlich mit Überleben beschäftigt. Die Nomaden ebenso wie die Bauern des Sahel orientieren sich nicht ausschließlich am Überleben, sondern sie haben viele anderen Werte, die ihnen lieb und teuer sind und die durchaus in Konflikt zu den Überlebensstrategien stehen können.

Wichtig ist zunächst die Unterscheidung zwischen Stress- und Krisensituationen. In Stresssituationen werden Überlebensstrategien routinemäßig eingesetzt, in Krisensituationen wird alles infrage gestellt. Das Modell der Überlebensstrategien wird in der wissenschaftlichen Analyse meist zu mechanisch angewendet, ohne diesen grundlegenden Unterschied zu berücksichtigen. Die Betroffenen reagieren in diesem Modell in der Krise nüchtern wie im Alltag. Sie werden nicht von Zweifeln, Sorgen und Ängsten geplagt, sondern wissen in kritischen Situationen immer richtig zu handeln. Für normale Stresssituationen mag das zutreffen, aber gewiss nicht in großen Krisen. Die Menschen haben Ängste und Zweifel, und es hängt wesentlich von der Kommunikation zwischen ihnen ab, ob und wie sie die Krise bewältigen.

Krise ist heute ein Allerweltsbegriff, der nur noch eine geringe analytische Kraft besitzt. Ich schlage hier vor, den Begriff „Krise“ ernster zu nehmen und dabei an seine ursprüngliche Bedeutung anzuknüpfen (Koselleck 1982). Krise hatte in der Antike eine juristische, theologische und medizinische Bedeutung. Immer aber ging es um lebensentscheidende Alternativen, um einen Prozess, der auf eine Entscheidung hin führte. Und es ging um harte Alternativen, um gerecht – unge-

recht, um heilsbringend oder verderblich, um gesundheitsstiftend oder tödlich. Im juristischen Sinn bedeutete „Krisis“ eine Entscheidung im Sinne der Urteilsfindung. Im Christentum bezeichnete die Krisis das Jüngste Gericht. Am nachhaltigsten war die Wirkung des medizinischen Sprachgebrauchs. Krisis bezeichnete dort den Verlauf einer Krankheit, der zur Entscheidung treibt, ob der Kranke überlebt oder stirbt.

Bei einer Krise in der ursprünglichen Bedeutung handelt es sich also immer um eine wichtige, lebensentscheidende Alternative, nicht um ein triviales Dilemma. Und es handelt sich immer um eine offene Situation, bei der das Resultat weder den Betroffenen noch den außenstehenden Experten bekannt ist. Es kann sich zum Guten wenden, aber es kann auch in einer Katastrophe enden, bei der viele sterben oder die Gesellschaft in einen anomischen Zustand zurückfällt. Einen solchen Krisenbegriff habe ich im Sinn, wenn ich von „Handeln in einer Hungerkrise“ spreche. Handeln meint hier nicht einfach strategisches Verhalten, sondern sinnhaftes Verhalten, an Werten und Normen orientiertes Verhalten.

## **2 Handeln in einer Hungerkrise – das Beispiel der Kel Ewey Tuareg**

### **2.1 Dürren und Hungerkrisen bei den Kel Ewey Tuareg**

Die Kel Ewey leben seit Jahrhunderten im Air Gebirge in der südlichen Sahara, im heutigen Staat Niger. Ihre Wirtschaft setzt sich aus vier Elementen zusammen, die sich wechselseitig ergänzen: 1. Dreieckskarawanenhandel zwischen Air, Bilma und Kano (Nigeria); 2. Kamelhaltung, deren wesentliches Merkmal die Transhumanz der Kamele zwischen Air und dem Hausaland im Süden Nigers und Norden Nigerias ist; 3. Ziegenhaltung im Air, die in den Händen der Frauen liegt; 4. auf Bewässerung beruhende Gartenwirtschaft in den Tälern des Air.

Dürren sind in dieser Region immer wiederkehrende Ereignisse. Starke klimatische Schwankungen mit von Jahr zu Jahr und von Ort zu Ort wechselnden Regenfällen sind hier normal. Man muss immer mit Trockenheit an einzelnen Orten rechnen. Das Wirtschaftssystem der Kel Ewey ist an diese Bedingungen angepasst (Spittler 1989b). Hier ist an erster Stelle die Diversifizierung zu nennen, die ausgleichend wirkt. Wer am Karawanenhandel partizipiert, Ziegen besitzt und noch zusätzlich einen Garten bewirtschaftet, hat eine größere Chance, eine Dürre zu überstehen als der reine Gärtner oder der reine Kamelbesitzer. Aber auch die einzelnen Elemente erweisen ihre Widerstandsfähigkeit. Kamele und Ziegen sind als Baumäser den Trockenperioden besser angepasst als grasfressende Rinder und Schafe. Die künstlich bewässerten Gärten können eine Trockenheit besser überstehen als eine Landwirtschaft, die direkt vom Regen abhängig ist. Das Sammeln von Wildpflanzen, in normalen Jahren verpönt, trägt ebenfalls zur Nahrungssiche-

rung bei. Das gilt vor allem für die Blätter und Früchte der Bäume, denn die Gräser und Kräuter fallen in einer Dürre meistens als Erstes aus.

Räumliche Mobilität ist eine wichtige Strategie der Risikominderung. Die Kamel- und Ziegenhaltung ist im Air mobil. Manche Gärtner betreiben sogar den Gartenbau wie Nomaden. Sie legen Gärten in verschiedenen Tälern an und bearbeiten jeweils den Garten, der die besten Wasserverhältnisse aufweist. Einzigartig bei den Kel Ewey ist die jährliche Mobilität der Kamele zwischen Air und dem 600 bis 1000 km entfernten Hausaland. Während im Air 100 mm Jahresniederschlag als gute Regenzeit gilt, reicht Kano (Nigeria) mit einem durchschnittlichen Niederschlag von 870 mm in die sudanische Klimazone.

Die Kel Ewey verfügen insgesamt über ein Wirtschaftssystem, das voll den Anforderungen der Überlebens- und Resilienzmodelle entspricht. Dennoch gibt es Jahre, in denen sie von großen Schäden heimgesucht werden, in denen sie hungern und einige an Hunger oder dessen Krankheitsfolgen sterben. Zu solchen Ereignissen gehören Kriege, aber auch große Dürren, die sich durch ihre Extremität, ihre Allgegenwart und ihre Dauer auszeichnen. Dazu zählen die großen Dürren von 1911-14 und von 1981-85, die nicht lokal beschränkt waren, sondern sowohl das Air wie das Hausaland betrafen und die sich über mehrere Jahre hinzogen.

Wie handeln die Kel Ewey in solchen Krisensituationen? Ich will das jetzt am Beispiel der Hungerkrise 1984/85 zeigen (Spittler 1989a).

## 2.2 Die Kel Ewey Tuareg und die Dürre von 1984/85

Zunächst einige Bemerkungen zur Forschungsmethode. Während einer Hungerkrise kommen die meisten direkten Informationen nicht von Forschern, sondern von Journalisten und Vertretern von Hilfsorganisationen. Diese agieren vor allem in Lagern und den Zentren, in denen Güter verteilt werden. Die meisten betroffenen Personen halten sich jedoch nicht dort auf, sondern bleiben in ihrer Heimat oder migrieren in andere Gebiete. Wir erhalten daher kaum Informationen über den Großteil der betroffenen Bevölkerung. Journalisten unternehmen einige Ausflüge in das Katastrophengebiet, um dort Bilder von der Dürre zu zeigen. Wissenschaftler beginnen dagegen ihre Untersuchung meistens erst, wenn die Krise vorbei ist, und rekonstruieren sie dann aufgrund von Interviews.

Meine Situation war anders. Ich forschte bei den Kel Ewey Tuareg schon seit 1976 und hatte 1984/85 vor, meine Forschungen über Hirtenarbeit fortzusetzen. Als klar wurde, dass es dort eine große Dürre gab und eine Hungerkrise drohte, gab ich mein ursprüngliches Forschungsthema auf. Ich schwankte, ob ich einfach wieder abreisen oder eine Hilfsaktion organisieren sollte. Ich tat das letztere, wobei es mir nicht darum ging, Nahrungsmittel zu verteilen, sondern das Karawanensystem, das in der Krise nicht funktionierte, zu subventionieren, d.h. die Menschen in ihrer eigenen Tatkraft zu unterstützen (Spittler 1989b, Anhang I).

Ich beschränkte mich aber nicht auf diese Hilfsaktion. Ich lernte in dieser Zeit, von der Attitude des Europäers abzugehen, der in einer solchen Situation nur den

Mangel an Nahrungsmitteln sieht und sich entweder mit schlechtem Gewissen abwendet oder den Geldbeutel für eine Spende öffnet. Für die Menschen in Timia waren Dürren und Hungerkrise eine Herausforderung, die viele Bereiche betraf, nicht zuletzt ihre Tugenden, ihre moralische Ordnung, ihre Beziehung zu Gott und ihr Verhältnis zum Tod. Die Menschen waren mit diesen Fragen ebenso beschäftigt wie mit der Suche nach Nahrungsmitteln. In dieser Zeit reifte in mir der Entschluss, ein Buch über das Handeln der Kel Timia in einer Hungerkrise zu schreiben.



**Abbildung 1: Ziegenhirtin schüttelt mit der Askom-Stange Blätter von einem Baum**

1984/85 erlebten die Kel Ewey eine der schwersten Dürren in diesem Jahrhundert. In Agadez, der Hauptstadt des Departement, gab es 1984 nur 4 mm Regen, das sind 3% der durchschnittlichen Regenmenge von 146 mm. In Tanout, mit einem durchschnittlichen Regenfall von 280 mm gerade noch innerhalb des Hirseanbaugesbietes Damergou, regnete es nur 49 mm. Es handelte sich nicht um eine gewöhnliche, sondern um eine große Dürre, die sich nicht nur durch die Extremität des Niederschlagsdefizits, sondern auch durch ihre regionale Ausdehnung – sie umfasste das Air und das Hausaland – und die Dauer (1981-85) auszeichnete. Viele der üblichen Strategien versagten hier oder funktionierten nur unvollkommen.

Die Tuareg mussten besondere Anstrengungen unternehmen, um sich Hirse und andere Nahrungsmittel zu beschaffen. Andererseits bedurfte es großer Mühen, um die Kamele und Ziegen zu retten. Die kurz- und langfristigen Interessen standen hier in einem Konflikt. Die meisten Kel Ewey entschieden sich für die langfristige Perspektive. Die Bewahrung des Viehs bedeutete anstrengende Arbeit und in vielen Fällen Hunger, den man durch einen Verkauf der Tiere hätte verhindern können.

Ich will das am Beispiel der Ziegenhirtinnen illustrieren. Im Winter 1984/85 gingen bei vielen Ziegenhirtinnen die Hirsevorräte zu Ende. Einige verkauften ihre Ziegen und kauften dafür Hirse. Aber die meisten verkauften wenige oder keine Ziegen, sie überlebten stattdessen von den Blättern des *agar*-Baumes (*Maerua crassifolia*). Das war erstaunlich und ist erklärungsbedürftig, denn vieles sprach zum damaligen Zeitpunkt dafür, die Ziegen zu verkaufen:

- Die Hirsevorräte gingen zu Ende, und man hätte aus dem Erlös des Ziegenverkaufs Hirse kaufen können.
- Die Ziegen hatten damals keinen unmittelbaren Nutzen, denn sie gaben keine Milch.
- Es war im Winter unklar, ob die Ziegen die noch bevorstehende heiße Trockenzeit (April bis Juni 1985) überstehen würden. Manche hielten das eher für unwahrscheinlich. Unsicher blieb auch, ob die „Regenzeit“ 1985 Regen bringen würde. Blieb der Regen erneut aus, dann musste man mit dem sicheren Tod der Ziegen rechnen.
- Das Ziegenhüten war in dieser Dürreperiode besonders anstrengend. Auf dem Boden der Talebenen waren kein Blatt und kein Grashalm mehr zu finden. Ziegenhüten hieß jetzt vor allem die Ziegen füttern. Mit langen Stangen schüttelten die Hirtinnen die Blätter von den Bäumen. Andere trieben unter großen Anstrengungen die Ziegen auf die steilen Berge, um dort die letzten Winkel ausfindig zu machen, in denen noch Gras zu finden war. Mühsam war jetzt auch das Tränken der Ziegen, weil der Wasserspiegel in den Brunnen immer tiefer absank.
- Durch das Ziegenhüten war die Hirtin an die Plätze gebunden, wo es für die Ziegen etwas zu fressen gab. Diese Plätze waren weit von allen Siedlungen entfernt, in denen die Hirtin sich Lebensmittel beschaffen konnten.
- Schließlich war auch keineswegs sicher, ob die Ziegenhirtin selbst die nächsten Monate überleben würde.

Diesen vielen Gründen stand das langfristige Interesse gegenüber, den Viehbestand zu erhalten, um die Zukunft zu sichern. Aber woher nahmen die Ziegenhirtinnen ihre Zukunftshoffnungen? Dass es in einem Jahr mehr und im anderen weniger regnete, dass es fette und magere Jahre gab, das war ihnen vertraut. Aber woher sollte man wissen, ob gerade in diesem Jahr der Regen zurückkommen

würde? Vor allem: Gehörte diese noch nie erlebte Dürre überhaupt zu einem Zyklus.

Man konnte die Dürre auch anders interpretieren: als das Ende der Welt oder als weiterer Schritt einer langfristigen Verschlechterung von Klima und Vegetation im Äir. Eine solche Interpretation hätte Anlass zu Verzweiflung und Apathie sein können und eine kurzfristige Überlebensstrategie begünstigt. Dass sich solche Vorstellungen nicht auf breiter Front durchsetzen konnten, ist wesentlich den andersgearteten Deutungen lokaler Autoritäten zu verdanken. Die islamischen Geistlichen schwankten zunächst in ihrer Interpretation und waren sich auch untereinander uneins. Einige stellten Überlegungen dazu an, ob an der gegenwärtigen Dürre die sündigen Menschen schuld seien oder ob Allah in seinem unerforschlichen Ratschluss den Menschen diese Dürre schickte, um sie daran zu erinnern, dass der Regen eine von ihm gewährte Gnade sei. Wie auch immer die Interpretation ausfiel, so ließ sie Raum für eine Zukunftshoffnung.



Abbildung 2: Khadijita erinnert sich an die Dürre 1913/14 und den Kawsankrieg von 1917/18

Wichtig waren auch die Erzählungen von einigen Alten über die große Dürre von 1913/14. Noch vor einigen Jahren hatte sich außer mir als historisch interessiertem Ethnologen niemand für diese Erzählungen interessiert. Jetzt hatten sie plötzlich Hochkonjunktur, und selbst die Kinder kannten den Namen dieser großen Dürre. Was die Alten erzählten, war meist schlimmer als das, was die Leute heute erlebten. Sie konnten darin einen Trost finden, dass es früher – noch zu Lebzeiten einiger Alten – Dürren und Hungerkrisen gegeben hatte, die die jetzige an menschlichem Leiden übertrafen.

Ich hoffe, es ist hier deutlich geworden, dass es bei der Krise nicht nur um Überlebensstrategien ging, sondern um Geschichtsdeutung, um das Jüngste Gericht, um das richtige Leben. Über alle diese Fragen wurde heftig diskutiert, und man orientierte sich an den Deutungen von Autoritäten. Wenn ich im Titel meines Beitrags vom Beispiel der Kel Ewey Tuareg spreche, dann auch im Sinne der Vorbildhaftigkeit. Ich war und bin sehr davon beeindruckt, wie sie mit dieser Situation umgingen.

Ich will jetzt diese Krisensituation und die dazu gehörige Kommunikation noch an zwei anderen Beispielen zeigen, nämlich am Tod und an den Überlebensstrategien. Wichtig war die Einstellung zum Tod. Ich habe erwähnt, dass die Ziegenhirtinnen nicht wussten, ob sie die nächsten Monate überleben würden. Eine naheliegende Überlebensstrategie hätte darin bestanden, die Ziegenherden zu verlassen und sich in eines der Zentren zu begeben, wo Lebensmittel verteilt wurden. Die Zukunftshoffnung überwog, und die Hirtinnen blieben bei den Ziegen. Aber die Angst vor dem Tod beschäftigte sie dennoch. In vielen Gesprächen war vom Tod die Rede, und man spürte die Angst der Hirtinnen. Dass sie dabei nicht in Panik gerieten, sondern ausharrten, gehört zu den bewundernswertesten Leistungen in dieser Zeit.

Der Gedanke ans Paradies war ihnen als gläubige Moslems dabei kaum eine Hilfe, denn die Angst vor der Hölle war genau so groß. Aber auch die Vorstellung des Paradieses bot keine Sicherheit. Zwar konnte jeder Mann und jede Frau in Detail die Wonnen des Paradieses beschreiben: die Fülle von Wasser, Milch, Hirse und Datteln, der ewige Schatten. Dennoch blieb eine Unsicherheit, was das Paradies wirklich war. Eines Tages beschrieb mir die Hirtin Guzzel die Freuden des Paradieses. Aber dann endete sie plötzlich mit den Sätzen: „Wir möchten nicht sterben. Wir sterben nur unter Zwang. Das Leben auf der Erde ist besser als alle Wonnen des Paradieses.“

Wichtiger als alle Spekulationen über das Leben nach dem Tod war der Gedanke an einen würdigen Tod, an ein Sterben im Kreis der Angehörigen, an ein ehrenhaftes Begräbnis. Als ich mich mit einer noch jungen Frau über den Tod unterhielt, sagte sie: „Wenn ich sterbe, veranstalten die anderen für mich eine Totenfeier, wenn die anderen sterben, tue ich es für sie.“

Obwohl die Kel Ewey Angst vor dem Tod hatten, konnten sie damit umgehen. Sie konnten akzeptieren, dass der Tod möglich war. Meiner Meinung nach war diese Einstellung fundamental für das Handeln in der Hungerkrise. Es ging dabei

nicht um Fatalismus. Im Gegenteil, die Kel Ewey waren während der Krise sehr aktiv. Aber dass ihre Aktivitäten mehr an langfristigen als an unmittelbaren Überlebensstrategien orientiert waren, hatte zur Voraussetzung, dass sie einem eventuellen Tod ins Auge sehen konnten.

Eine große Hungerkrise ist paradoxerweise für die Menschen nicht zuletzt deshalb bedrohlich, weil das Überleben so stark im Vordergrund steht. Entgegen einer verbreiteten Vorstellung, die durch das Überlebensmodell nahegelegt wird, sind die Bauern und Nomaden des Sahel keineswegs ausschließlich mit Überleben beschäftigt. Es geht ihnen nicht primär ums Überleben, sondern um ein würdiges Leben. Sie essen nicht wie die Tiere jeder für sich, sondern sie teilen das Essen mit anderen. Sie essen nicht wilde Gräser, sondern besorgen sich die Körner einer gezüchteten Pflanze (Hirse), die in einem komplexen Prozess zu einer Mahlzeit zubereitet wird. Sie beschaffen sich nicht nur Nahrungsmittel zum Überleben, sondern auch Kleider und Schmuck. Und sie arbeiten nicht nur, um ihr Überleben zu sichern, sondern sie feiern Feste zusammen mit ihren Verwandten und Nachbarn.

Dieses Leben wird durch die Überlebensstrategien in einer Hungerkrise bedroht. Die Menschen nähern sich wieder den Tieren an. Sie essen wie diese wilde Früchte und Gräser. Statt das Essen mit anderen zu teilen, isst jeder für sich allein. Die Beschaffung von Nahrungsmitteln steht jetzt im Vordergrund, während für Kleidung, Schmuck und Genussmittel wie Tee und Zucker kaum noch Geld zur Verfügung steht. Ständig denken die Menschen ans Essen und sprechen darüber, während man früher seine Zivilisiertheit dadurch unter Beweis stellte, dass man nie über das Essen sprach und immer einen Rest in der Schüssel übrig ließ.

Hätten bei den Kel Ewey während der Hungerkrise allein diese Überlebensstrategien dominiert, dann wäre die Gesellschaft vielleicht in einen Zustand der Anomie gefallen. Aber alle unternahmen große Anstrengungen, um die Grundformen einer menschlichen Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Trotz der Teuerung, die es eigentlich notwendig machte, das ganze Geld für Hirse auszugeben, wurde ein Teil des Geldes für Kleidung ausgegeben. Lieber hungerte man, als völlig zerlumpt in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Das große Fest des Jahres, der Geburtstag des Propheten Mohamed (Ganifest), wurde am 6. Dezember 1984, mitten in der Hungerkrise, gefeiert wie in einem normalen Jahr. Frauen und Männer machten sich schön, die Gruppen wetteiferten im Singen von Liedern, die Kamelreiter führten ihre Spiele vor. Aber schon kurz nach dem Fest traten wieder die Sorgen in den Vordergrund. Die Hirtin Guzzel ging wieder zur Ziegenweide zurück, aber ohne einen Hirseproviant.

Von Juli bis September 1985 regnete es reichlich und überall im Air spross eine grüne Weide. Die Ziegen warfen Zicklein, und es gab reichlich Milch.



**Abbildung 3: Guzzel mit dem ersten Zicklein in der Dürre.**

Ich habe hier schon mehrfach Äußerungen der Hirtin Guzzel zitiert. Hören wir, wie sie im August 1985 die neue Situation beschreibt:

„*tizvagh* – die ersten Regen. Wir führen die Ziegen zu den Bäumen. Der *terakat* – Baum schlägt als erster aus, wenn er vom Regen getrunken hat. Und der *tasar* – Busch, den die Ziegen besonders lieben. Die Bäume schlagen aus, bevor der Boden grün ist. Der erste Regen. Wir gehen hin, wo es gerade geregnet hat, einen Tag hier, einen Tag dort. Wir freuen uns. Wir trillern und wir singen. Der erste Regen. Wir trillern nur, wir müssen nicht die Ziegen herumkommandieren.

Das ist nicht mit dem Weiden in der Dürre zu vergleichen. Du schulterst deine Stange (*askom*), du rufst deine Ziegen zusammen. Du gehst los, du schüttelst mit der Stange die Blätter von den Bäumen, du bist müde davon. Du steigst auf den *abezgin* – Baum, du brichst den *akavat* – Schmarotzer vom Baum. Die Ziegen meckern. Es gibt nichts zu fressen. Du musst ständig weitergehen, es gibt kein Stehenbleiben. Du bist ständig am Rennen, du kannst dich nicht hinsetzen und nicht hinlegen. Ständig gehst du. Du machst dir Sorgen: Wo werde ich mit den Ziegen hingehen? Es gibt nichts

zu fressen. Die Ziegen stehen da und betrachten deine Stange. Sie warten darauf, dass du ihnen etwas vom Baum holst.

Du füllst Dir den Bauch mit *ibalaqqanan* – und *tezraq* – Früchten. Du kommst abends ins Lager, du stampfst die *agar* - Blätter im Mörser, es sieht aus wie der Mageninhalt einer Ziege. Du isst und trinkst es, es gibt keinen Hirsebrei.

Ganz anders ist es auf einer grünen Weide. Ihr wechselt euch beim Weiden ab. Die einen bleiben im Lager, die anderen hüten die Ziegen. Wenn du nach Hause kommst, trillerst du und begrüßt die andern. Der Hirsebrei ist schon gekocht. Jetzt kommt nur noch das Melken. Die Ziegen geben alle Milch. Ziegenhüten auf einer grünen Weide, das ist die reine Lust.

Überall, wo du hingehst, gibt es Gumpen oder Wasserlöcher. Es ist die reine Lust. In der Dürre gibt es nur den Brunnen, du ziehst das Wasser. Die Ziegen wollen getränkt werden, ebenso die Esel. Du siehst die abgemagerten Ziegen vor dir. Du möchtest die Ziegen füttern, aber sie bleiben mager. In der Dürre waren die Ziegen abgestumpft. Jetzt sind sie so nervös, dass schon ein Vogel, der auf sie zu fliegt, sie aufschreckt: Sie fangen an zu rennen. Ich habe zwei Ziegen, die immer vorneweg rennen, die anderen hinterher. Sie sind jetzt satt, haben den Bauch voll und wollen rennen. Ich renne ihnen hinterher. Wenn du eine Mittagspause machst, springen sie von Stein zu Stein, wie die Zicklein. Die einen steigen auf die Baumstümpfe, die anderen auf die Felsen. Die Ziegenhirtinnen sind glücklich, sie rufen ihre Ziegen, sie trillern. Sie rufen ihre Lieblingsziege heran“ (Spittler 1989a, S.58f.).

Die Krise endet in der Regenzeit 1985 mit einem Happyend. Die Ausführungen von Guzzel über das Ziegenhüten in der Regenzeit lesen sich wie die Hirtenidylle eines Dichters, der die Wirklichkeit des Hirtenlebens nicht kennt. Aber sie sind Realität, allerdings nur ein Teil der Realität. Es ist kein Dauerzustand, sondern ein Moment des Glücks, den die Ziegenhirtin bei ihrer Arbeit empfindet, als nach mehreren Trockenjahren zum ersten Mal wieder Regen fällt.

Nicht jede Krise endet so wie die Dürre von 1984 und nicht alle Tuareg handeln in der Krise so wie die Kel Ewey. Ich will das zum Schluss an zwei Beispielen verdeutlichen: am Kawsan Krieg, der als Katastrophe endet, und am Handeln anderer Tuareg Gruppen in der Krise 1984/85.

### 3 Alternative Krisenverläufe

#### 3.1 Der Kawsan Krieg als Katastrophe

In der Dürre 1984/85 gelang es, wenn auch unter großen Anstrengungen, ein würdiges Leben aufrechtzuerhalten. Die Krise konnte gemeistert werden und entwickelte sich nicht zu einer Katastrophe, bei der die soziale Ordnung zusammen-

brach. Eine solche Katastrophe war zumindest den alten Kel Ewey noch in Erinnerung, und sie hatten große Angst davor: der Kawsan-Krieg von 1916/17. Es handelte sich hier um einen Aufstand von Teilen der Tuareg Bevölkerung gegen die neu etablierte französische Kolonialmacht. Teile der Kel Ewey beteiligten sich am Aufstand. Andere versuchten sowohl gegenüber den Aufständischen wie den Franzosen Distanz zu bewahren. Vergeblich: Alle wurden in die Kriegereignisse hineingezogen. Die Oase Timia wurde von den Kolonialtruppen niedergebrannt, die Bevölkerung aus dem Air zwangsevakuiert.

Damals bestahlen die Nachbarn einander, manchen wurden die Kleider vom Leibe gerissen, so dass sie nackt dastanden wie Tiere. Die meisten trugen nur noch Tierfelle als Kleidung. Viele Menschen starben. Aber nicht das Faktum des Sterbens ist als Schrecknis in Erinnerung geblieben, sondern dass die Menschen nicht in Würde sterben konnten. Die Männer wurden nicht im offenen Kampf getötet, sondern es wurde ihnen wie einer Ziege der Hals durchgeschnitten. Sie wurden nicht begraben, sondern lagen wie verreckte Tiere am Wegrand.

Was den Kawsankrieg von einer großen Dürre unterscheidet, ist nicht das Ausmaß der Verluste, sondern die Leugnung der Menschenwürde. Das ist den Alten viel schlimmer in Erinnerung als Hunger, Krankheit und Tod. Die Kawsan-Katastrophe wird als singuläres Ereignis überliefert, aber auch als Ereignis, das wieder auftreten kann und vor dem man daher Angst hat. Das Bemühen um die Aufrechterhaltung der moralischen Ordnung in der Hungerkrise von 1984/85 erklärt sich zum Teil aus der Angst vor der Wiederkehr dieser Katastrophe. Das wurde immer wieder thematisiert. *Kawsan a – ika* (man wird Kawsan erleben), diese Formulierung hörte man 1984/85 immer wieder, obwohl es sich hier nicht um einen Krieg, sondern um eine Dürre handelte. Aber hier wie dort stand die Drohung einer Katastrophe im Hintergrund.

Um eine Hungerkrise zu überwinden, bedarf es nicht nur einer Palette von Überlebensstrategien, sondern vor allem der Kommunikation unter den Menschen. Die Menschen müssen ihre Ängste artikulieren und mit anderen darüber reden. Sie suchen Rat bei islamischen Geistlichen und bei den Alten, die frühere Krisen erlebt haben. Sie reden über den Tod, weil sie Angst davor haben, aber auch um durch das Reden die Angst zu vermindern.

Der Kommunikationsaspekt in einer Hungerkrise ist bisher in der Forschung vernachlässigt worden. Ohne ihn wird aber das Handeln in einer Hungerkrise nicht verständlich. Ohne eine Kommunikation, bei der die Betroffenen der Krise einen Sinn geben und ihrem Handeln Sicherheit verleihen, würden die Überlebensstrategien eher zu einem Hobbeschen Krieg aller gegen alle führen als zu einer Bewältigung der Krise. Wichtig ist dabei, dass es sich bei der Krise um eine offene Situation handelt, deren Ausgang weder für die Betroffenen noch für den Forscher vorhersagbar ist. Bei den meisten Kel Ewey war das Ergebnis der Kommunikation, dass die Krise wie eine alltägliche Stresssituation gehandhabt werden konnte. Sie ging nicht in eine Katastrophe über wie im Kawsankrieg.

### 3.2 Das Handeln anderer Tuareg Gruppen

Es gab auch Tuareg Gruppen, die anders auf die Dürren reagierten als die Kel Ewey (Klute 1991). Mano Dayak, der Verhandlungsführer während der Tuareg Rebellion in den 90er Jahren, schreibt in seinem Buch *Touareg, la tragédie* (1992), dass 1974, in der schweren Dürre von 1973/74 zehntausende junger Tuareg aus dem Aïr und aus dem Adrar nach Algerien und Libyen gingen. Sie wurden – um seinen Ausdruck aufzunehmen – „les pionniers d'une nouvelle culture“. Man bezeichnete sie als *ishumagh*, ein Wort, das vom französischen *chomeur*, Arbeitsloser, abgeleitet ist. Als Migranten nahmen sie viele Arten von Arbeit an. Ein Teil trat in die „Islamische Legion“ von Gaddafi ein und kämpfte im Tschad und im ersten irakisch-iranischen Krieg. Sie bildeten die Basis einer Tuareg Rebellion, die dann in den 90er Jahren ausbrach.

Diese Tuareg haben in der Krise sich für eine andere Lösung entschieden als die Kel Ewey. Von den Kel Ewey, die inmitten des Aïr, d.h. im zentralen Gebiet der Rebellenbewegung leben, nahmen nur wenige an der Rebellion teil. Ein junger Kel Ewey, der durchaus mit ihnen sympathisierte und an den Friedensverhandlungen in Paris teilnahm, drückte damals mir gegenüber seine Distanz zu den Rebellen aus: „Wir sind es gewöhnt, unsere Probleme durch Arbeit zu lösen und greifen nicht gleich wie die anderen zur Kalaschnikow.“

Ich will hier keine Bewertung der beiden Optionen vornehmen, sondern nur den Zusammenhang mit der Krisensituation herstellen. Eine Krise ist eine offene Situation, in der die Routinestrategien versagen. Diese bleiben zwar eine Ressource, auf die eventuell zurückgegriffen werden kann. Aber wesentlicher noch ist der Verlauf der Diskussion in der Krise. Von ihrem Ausgang hängt wesentlich ab, welchen Ausweg aus der Krise man wählt.

## Literatur

- Bohle, Hans-Georg (1994): Dürrekatastrophen und Hungerkrisen. Sozialwissenschaftliche Perspektiven geographischer Risikoforschung. In: Geographische Rundschau 46, H. 7/8, S.400-407.
- Campbell, David (1990): Strategies for Coping with Severe Food Deficits in Rural Africa: A Review of the Literature. In: Food and Foodways, 4, H. 2, S.143-162.
- Cannon, Terry u. Müller-Mahn, Detlef (2010): Vulnerability, Resilience and Development Discourse in Context of Climatic Change. In: Nat Hazard (Internet).
- Dayak, Mano (1992, dt. 1996): Touareg, la tragédie. Paris (deutsch: Die Tuaregtragödie. Bad Honnef).
- Fuchs, Peter (1989): Überlebensstrategien der Nomaden im Sahel. In: Der Tropenlandwirt, Beiheft 38, S. 243-256.
- Klute, Georg (1991): Die Revolte der *ishumagh*. In: Thomas Scheffler (Hg.), Ethnizität und Gewalt, S. 134-149. Hamburg.
- Koselleck, Richard (1982): Krise. In: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 3, S. 617-650.
- Rappaport, Roy A. (1968): Pigs for the Ancestors. Ritual in Ecology of a New Guinea People. New Haven.
- Scholz, Fred (Hg.) (1991): Nomaden: Mobile Tierhaltung. Berlin.
- Shipton, Parker (1990): African Famines and Food Security: Anthropological Perspectives. In: Annual Review of Anthropology 19, S. 353-451.
- Spittler, Gerd (1981): Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat. Das koloniale Französisch Westafrika, 1919-1939. Wiesbaden.
- Spittler, Gerd (1989a): Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre von 1984. Wiesbaden.
- Spittler, Gerd (1989b): Dürren, Krieg und Hungerkrisen bei den Kel Ewey, 1900-1985. Stuttgart.

# Vulnerabilität und die konzeptionellen Strukturen des Hungers. Eine methodische Annäherung

*Daniel Krümer*

Hunger ist ein komplexes Phänomen. Es befindet sich an der Schnittstelle von Natur-, Sozial-, Politik-, Wirtschafts- und Geisteswissenschaften (Ó Gráda 2009, S. 2). Die Unübersichtlichkeit des interdisziplinären Forschungsfeldes und die Uneinigkeit in der Literatur, von welcher Seite sich die Forschung dem Phänomen nähern soll, animierte Sara Millman (1990, S. 277) zu einem Vergleich mit der Parabel von den blinden Männern und dem Elefanten. Ein Blinder, der den Rüssel untersuche, nehme den Elefanten und damit indirekt Hunger anders wahr als einer, der ein Ohr oder ein Bein betaste. Die unterschiedliche Wahrnehmung führe zu verschiedenen Interpretationen des Phänomens, seiner Ursachen, seiner Auswirkungen und möglichen Bewältigungsstrategien. Ein Forschungszweig beschäftige sich deshalb mit der Nahrungsmittelversorgung, ein anderer mit der Nahrungsmittelverteilung, ein dritter mit den Symptomen der Unterernährung und ein vierter mit der Effizienz der Hilfsmaßnahmen (Murton 2000, S. 1411).

Ein Königsweg, um die verschiedenen Interpretationen zusammenzuführen, wurde bisher nicht gefunden. Ein Schritt zu einer integrativen und interdisziplinären Betrachtungsweise ist das Konzept der Vulnerabilität. Im Zuge der Hungerkatastrophen im Sahel in den 1970er- und 1980er-Jahren floss es in verschiedene Wissenschaftszweige ein, bildete eigenständige Forschungstraditionen aus und entwickelte sich zu einem Schlüsselkonzept zahlreicher internationaler (Hilfs-) Organisationen (Bohle u. Glade 2008, S. 101; Kasperson et al. 2005, S. 247-248). In der Geschichtswissenschaft stieß es lange auf wenig Resonanz. Es setzte sich lediglich in der (Natur-)Katastrophenforschung und der Historischen Klimatologie durch – zwei Subdisziplinen, die miteinander verflochten sind (Oliver-Smith 2004, S. 10-11; Brázdil et al. 2005, S. 402-406).

Katastrophen werden häufig zwischen Natur und Kultur angesiedelt. Sie ereignen sich aber nicht dazwischen und sind weder das eine noch das andere – sie sind hybride Ereignisse, die sowohl eine kulturelle als auch eine physische Seite haben (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 4). Auf der einen Seite können sie nicht von ihrer physischen Existenz gelöst werden, obwohl es sich um kulturelle Konstrukte handelt. Natur war und ist mehr als ein soziales Gebilde ohne Bezug zur materiellen Welt. Auf der anderen Seite ist die Natur ein Akteur, der auch ohne menschliche Wahrnehmung die Umwelt beeinflusst. Nichtsdestotrotz besitzen Katastrophen einen sozialen Kontext, weil sich menschliche Handlungen auf die Intensität und Häufigkeit von Katastrophen auswirken können (Oliver-Smith 2004, S. 18).

Die Historische Klimatologie ihrerseits befindet sich an der Nahtstelle von Klimatologie und Umweltgeschichte. Sie rekonstruiert erstens vergangene Klimaverhältnisse durch die Auswertung von Proxydaten, die sowohl ihre zeitliche Tiefe als auch ihre räumliche Breite beschränken. Sie untersucht zweitens im Rahmen der historischen Klimawirkungsforschung die soziale Vulnerabilität vergangener Gesellschaften durch Klimavariationen, Naturkatastrophen und Extremereignisse; und sie erschließt drittens die Wissens-, Repräsentations- und Diskursgeschichte des Klimas (Mauelshagen u. Pfister 2010, S. 242-243).

Um den Umrissen der sozialen Vulnerabilität vergangener Gesellschaften stärkere Konturen zu verleihen, werden in den folgenden Abschnitten grundlegende Überlegungen der Vulnerabilität zusammen mit konzeptionellen Ansätzen vorgestellt, die im Zusammenhang mit Hunger- und Dürrekrisen entwickelt worden sind. Das Problem der Vulnerabilität wird anschließend durch zwei eigenständig entwickelte und zum ersten Mal vorgestellte Modelle strukturiert: Zuerst werden die Eckpunkte der Vulnerabilität bestimmt, die anschließend auf ein Modell zu den konzeptionellen Strukturen des Hungers übertragen werden. Anders als zuweilen bemängelt, handelt es sich beim Konzept der Vulnerabilität nicht um ein deterministisches Analyseinstrument, das weder die Kontingenz in Krisensituationen noch individuelle Handlungsweisen oder kulturelle Faktoren angemessen berücksichtigt. Es erweitert und vertieft vielmehr das Verständnis der Vulnerabilität von Individuen, Haushalten und Gemeinschaften in Hungerkrisen durch multiple und ebenenübergreifende Störungen.

## 1 Das Konzept der Vulnerabilität

Das Konzept der Vulnerabilität wurde beinahe zum Opfer seines eigenen Erfolgs. Auf der einen Seite vermochte es als Rahmenkonzept verschiedene Forschungszweige zu beeinflussen, auf der anderen Seite fehlte es den unterschiedlichen Forschungstraditionen an einer gemeinsamen Sprache. Meistens erfassten die Definitionen nicht alle Dimensionen des Terminus und „Vulnerabilität“ entwickelte sich zu einem unscharfen Modebegriff (Adger 2006, S. 269-272). Die einen setzten den Begriff mit Armut gleich, andere reduzierten ihn auf die Schaffung von Sicherheit,

dritte verbanden ihn mit Marginalisierung und fehlenden Ressourcen aller Art, vierte führten Interdependenzen zwischen lokalen und globalen Prozessen in die Diskussion ein und fünfte erkannten in der „Vulnerabilität“ ein Produkt sozialer und wirtschaftlicher Ungleichheiten (Chambers 2006, S. 33-34; Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 1; Swift 2006, S. 41-42; Kasperson et al. 2005, S. 248; Wisner et al. 2004, S. 13-16). Nicht zuletzt deshalb konstatierte Peter Timmermann bereits vor 30 Jahren „[...] Vulnerability is a term of such broad use as to be almost useless for careful description at the present, except as a rhetorical indicator of areas of greatest concern“ (zitiert nach Füssel 2007, S. 155).

		<i>Wissenschaftstradition (knowledge domain)</i>	
		<b>sozio-ökonomisch/sozialwissenschaftlich</b>	<b>biophysikalisch/naturwissenschaftlich</b>
<b>Wirkungskreis (sphere)</b>	intern	- Haushaltseinkommen - soziale Netzwerke - Zugang zu Informationen	- Topographie - Umweltbedingungen - Bodenbeschaffenheit
	extern	- Krieg - Steuern und Abgaben - Kornsperrern/Embargos	- Naturkatastrophen - Witterungsanomalien und -extreme - Epidemien und Viehseuchen

**Abbildung 1: Kategorien der Vulnerabilität (adaptiert nach Füssel 2007, S. 158)**

Um die Differenzen zwischen den verschiedenen Traditionen überbrücken zu können, versuchte Hans-Martin Füssel (2007, S. 157-158) eine konsistente Terminologie zu entwickeln. Er unterschied zwischen vier grundlegenden Dimensionen der Vulnerabilität: Neben einem *System* und einer *exponierten Einheit des Systems* berücksichtigte er auch *Störungen* wie Naturereignisse und den *Zeitpunkt ihres Auftretens*. Eine Klassifikation, die sich auf alle Situationen anwenden ließ, schuf Füssel schließlich durch die Bildung zweier voneinander unabhängiger Kategorien. Einerseits differenzierte er zwischen einem *internen und externen Wirkungskreis*, andererseits zwischen einer *sozio-ökonomischen/sozialwissenschaftlichen und einer biophysikalischen/naturwissenschaftlichen Wissenschaftstradition* (Abb. 1). Zusammen bildeten sie das Profil der Vulnerabilität eines Systems durch eine bestimmte Störung zu einem bestimmten Zeitpunkt. Obwohl es sich um eine Minimalkonstruktion handelt und Füssels Klassifikation nicht unumstritten ist, erlaubt sie es, die Dimension(en) der Vulnerabilität zu benennen, die untersucht werden soll(en).

Zu einer Theorie der Vulnerabilität fehlen neben einer konsistenten Terminologie auch breit abgestützte Indikatoren und Methoden. Vulnerabilität ist so einfach wie komplex, und alle Versuche, dieses Paradoxon zu lösen und lokale mit globalen Erfahrungen zu vereinen, scheiterten. „The nature of this complexity dictates that there can be no general theory and therefore no simple solutions“ (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 1).

## 1.1 Grundlegende Überlegungen: Sen, Holling und Chambers

Amartya Sen revolutionierte mit seinem Entitlement-Ansatz die Hungerforschung. Der spätere Wirtschaftsnobelpreisträger fragte nicht mehr, ob genügend Nahrungsmittel vorhanden seien, sondern wie sie verteilt werden und wie sich eine Person legal Zugang zu ihnen verschaffen kann. „Starvation is the characteristic of some people not *having* enough food to eat. It is not the characteristic of there *being* not enough food to eat. While the latter can be a cause of the former, it is but one of many *possible* causes“ (Sen 1981, S. 1). Nach der Welthungerkrise in den 1980er-Jahren entwickelten sich seine Überlegungen zu den „theoretischen und konzeptionellen Grundlagen“ (Bohle u. Glade 2008, S. 102) einer Vulnerabilitätsdiskussion, die auf Hungerkrisen und Sozialkatastrophen ausgerichtet war.

Raum für Vulnerabilität entstand in Sens Denkmodell bei der Entstehung der Anrechte (entitlement): Erstens musste ein Haushalt über Güter verfügen, die er auf dem Markt verkaufen konnte, unabhängig davon, ob es sich um landwirtschaftliche Produkte, Arbeitskraft, Nutztiere oder (Wert-)Gegenstände handelte. Zweitens musste auf dem Markt eine Nachfrage nach diesen Gütern bestehen, und drittens musste der Haushalt mit den Erlösen aus den verkauften Gütern genügend Anrechte auf Nahrungsmittel erhalten (Adger 2006, S. 270).

Sens Ansatz ermöglichte einen Einblick in den Prozess der Vulnerabilität. Er zeigte, wie sich aus Risiken durch soziale Strukturen, wirtschaftliche Abläufe und individuelle Handlungen Katastrophen entwickeln konnten; er verdeutlichte, weshalb bestimmte Haushalte und Individuen verletzlicher waren als andere und er wies auf die Bedeutung der Bewältigungsstrategien hin. Das Ausmaß einer Naturgefahr hing häufig stärker von den gesellschaftlichen und individuellen Reaktionen ab als von der Stärke der Störung selbst (Kasperson et al. 2005, S. 254).

Mehr als ein Grundgerüst der Vulnerabilität bildeten die Überlegungen nicht – Sen beschäftigte sich mehr mit Armut als mit Vulnerabilität (Swift 2006, S. 44). Trotzdem bauten mehrere Konzepte auf dem Entitlement-Ansatz auf: Neben legale traten illegale, soziale und institutionelle Anrechte, die Umwelt wurde an die Gesellschaft gekoppelt und die gesellschaftlichen Strukturen wurden als entscheidende Faktoren für den Zugang und die Kontrolle von Nahrungsmitteln betrachtet (Kasperson et al. 2005, S. 255). Eine erhebliche Erweiterung erfuhr der Ansatz in den Bereichen der Befähigung und der so genannten „Assets“ oder „Aktiva“ (Bohle u. Glade 2008, S. 104-105 und 112), die wohl am besten mit dem Begriff des „Kapitals“ bei Pierre Bourdieu umschrieben werden (Swift 2006, S. 44-48; Voss 2008, S. 42).

Kaum Widerhall fand in der Vulnerabilitätsforschung die Resilienztheorie von Crawford S. Holling (1996, S. 31-32 und 38-41). Er schrieb Ökosystemen eine dynamische Stabilität zu, weil sie in ihrer Entwicklung auf unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Ebenen mit unerwarteten Problemen konfrontiert wurden. Störungen ermöglichten sowohl Erneuerung und Reorganisation als auch Entwicklung und Evolution. Seine Theorie ließ deshalb nicht nur die Analyse einzelner

Prozesse und deren Auswirkungen auf spezifische Eigenschaften des Ökosystems zu, sondern auch die integrative und ebenenübergreifende Untersuchung verschiedener Systemeigenschaften.

Ökosysteme bewahren ihre lebenserhaltende Funktion für Menschen und andere Spezies nur, wenn sie Störungen abfedern oder absorbieren können. Verliert ein Ökosystem an Resilienz, kann es seinen ursprünglichen Zustand verlassen und seine Struktur dauerhaft ändern. Die Beziehungen innerhalb des Systems wandeln sich und es verliert für einige Arten seine lebenserhaltende Funktion. Resilienz bestimmt in dieser Betrachtungsweise, wie stabil die Beziehungen innerhalb eines Systems sind und wie viele Störungen absorbiert werden können, bevor sich der Zustand des Systems (dauerhaft) verändert. Sie ist deshalb Eigenschaft und Bestandteil des Systems zugleich: Die Beständigkeit eines Systems hängt wesentlich von seiner Resilienz ab (Kasperson et al. 2005, S. 255-257).

Mit seinen Gedankengängen wies Holling auf der einen Seite auf die Möglichkeit multipler und endogener Störungen hin, auf der anderen Seite schloss er Interaktionen zwischen den verschiedenen Untersuchungsebenen nicht aus. Analysen der Vulnerabilität sollten daher mit der bedrohten Einheit des Systems beginnen, den Prozessen folgen, welche die Vulnerabilität entstehen ließen und letztlich die Faktoren herausarbeiten, welche das System gefährdeten (Füssel 2007, S. 157-159; Kasperson 2005, S. 269-273).

Robert Chambers (2006, S. 33-37) ordnete der Vulnerabilität in einem programmatischen Aufsatz eine interne und eine externe Dimension zu. Die externe Dimension umfasste Risiken, Gefahren und Störungen, die Individuen bedrohen konnten. Die interne Dimension umschrieb das Unvermögen, solche Ereignisse ohne Systemveränderungen bewältigen zu können. In der Empirie kehren Systeme nach Störungen allerdings selten zum Status quo ante zurück. In seinen prospektiven Betrachtungen forderte Chambers aus mehreren Gründen partizipative Ansätze: Erstens hatten verletzte Personen andere Vorstellungen von Wohlfahrt als reiche Personen. Sie nahmen immer wieder große Opfer auf sich, um ihre Lebensgrundlagen langfristig sichern zu können. Zweitens wandten verletzte Personen komplexe Bewältigungsstrategien an. Drittens veränderte sich die Vulnerabilität je nach Situation und viertens zeichnete sich die Vulnerabilität der betroffenen Personen deutlicher ab, wenn sie ihre Sichtweise einbringen konnten.

Um externe Risiken, Gefahren und Störungen abfedern zu können, stimmten verletzte Personen ihre Bewältigungsstrategien auf ihr Kapital ab. Im Idealfall ließen sie sich von der Logik der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen leiten, um sich möglichst viele Handlungsoptionen offen halten und irreversible Veränderungen des Systems verhindern zu können (Kasperson 2005, S. 257-258). In der Realität war die Wahl der Strategie äußerst anspruchsvoll und hing von den Deutungsmustern der verletzlichen Person ab (Alexander 2000, S. 30-36 und 77; Spittler 1989, S. 21-22).

## 1.2 Konzeptionelle Ansätze der Vulnerabilität

Die Überlegungen von Sen, Holling und Chambers wurden im Kontext von Hunger- und Dürrekrisen weiterentwickelt. Watts und Bohle (1993, S. 52-57) konzeptionalisierten einen Raum der Vulnerabilität, den sie durch sozial-ökologische, verfassungsrechtliche und politisch-ökonomische Theorieansätze begrenzt sahen. Die Eckpunkte des Raumes bildeten Risikoträchtigkeit, Bewältigungsstrategien und Folgeschäden/Erholung. In ihm ließ sich die soziale Vulnerabilität bestimmter Personen, Haushalte oder gesellschaftlicher Gruppen durch Naturgefahren und andere Störungen abbilden (Watts u. Bohle 1993, S. 57-62). Risiken waren in diesem Denkmodell sozial konstruiert. Individuen, Haushalte oder Gruppen setzten sich nur dann Gefahren aus, wenn sie keine andere Option besaßen.

Die Vulnerabilität von Individuen und Haushalten wurde in diesem Ansatz durch ihre gesellschaftliche Position bestimmt. Abhängigkeiten und Machtverhältnisse waren keine Randbedingungen, sondern legten die gesellschaftliche Logik und mit ihr die Bewältigungsstrategien der verletzlichen Individuen und Haushalte fest (Watts u. Bohle 1993, S. 55-56). In späteren Studien lehnte sich Bohle auf konzeptioneller Ebene an Chambers an und verknüpfte durch die externe und interne Dimension der Vulnerabilität – Bohle bezeichnete dies als „Doppelstruktur der Verwundbarkeit“ (Bohle u. Glade 2008, S. 102) – die kontroversen Debatten zu „Struktur“ und „Handlung(s)fähigkeit“. Er ging der Erklärungskraft der beiden Begriffe nach, thematisierte das Kapital der verletzlichen Personen und ihre Fähigkeit, externe Störungen innerhalb der bestehenden politischen und ökonomischen Strukturen abzufedern, und untersuchte das Konfliktpotenzial sozialer Vulnerabilität. Er tastete sich dabei über die Kritische Theorie und die Politische Ökologie zum Feld der integrativen Analysen vor (Kasperson et al. 2005, S. 261-264).

Wisner et al. (2004, S. 11 und 101-103) führten ebenfalls verschiedene Denkmodelle zusammen: Sie stützten sich auf die Politische Ökologie, nur um deren deterministische Theoriestränge zu kappen. Sie griffen den Entitlement-Ansatz auf, ersetzten „Anrechte“ aber durch „Zugang“ und waren in ihren Ausführungen nicht so spezifisch wie Sen. Sie versuchten, den Faktor „Mensch“ in die Naturkatastrophenforschung zu integrieren und gossen die verschiedenen Ansätze schließlich in ihr Pressure-and-Release-Modell (PAR-Modell). Gerade in der Naturkatastrophenforschung wurde ihr PAR-Modell wegweisend. Es ist im Grenzbereich zwischen Ökologie und Gesellschaft angesiedelt und verbindet vor dem Hintergrund der Naturgefahren die biophysikalische mit der sozialen Vulnerabilität von Individuen und Gemeinschaften (Bohle u. Glade 2008, S. 105).

Die Vulnerabilität kann in sozialen Prozessen verborgen sein, die nicht an Störungen durch Naturgefahren gebunden sind. Während die Naturgefahren im PAR-Modell nur aufgelistet werden, beschreibt es die soziale Vulnerabilität als Prozess. Politische und wirtschaftliche Strukturen beschränken den Zugang zu Macht, Ressourcen und Infrastrukturleistungen und werden zu langfristigen Ursachen der Vulnerabilität (Wisner et al. 2004, S. 49-86). Diese wird wiederum durch gesell-

schaftliche Prozesse zu einem bestimmten Zeitpunkt in „physische, ökonomische, soziale und institutionelle Unsicherheiten [...] für die Bevölkerung in katastrophen-trächtigen Gebieten“ (Bohle u. Glade 2008, S. 105) transformiert.

Ähnlichen Pfaden wie Wisner et al. folgte David Alexander. Obwohl er beklagte, Naturgefahren würden nicht holistisch betrachtet und er eine nichtdisziplinäre einer interdisziplinären Sichtweise vorzog, überbrückte er den Graben zwischen naturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Ansätzen (Alexander 2000, S. 31-36 und 132-136). In seinem Denkmodell hing die Sensitivität des Systems weniger von der Intensität, der Häufigkeit und der Geschwindigkeit der Naturgefahren ab als von der sozialen Vulnerabilität der Gesellschaft durch ihre Exposition und ihre Bewältigungsstrategien. Charakterisiert wurde die soziale Vulnerabilität sowohl durch ihre Dynamik als auch ihre Dualität: Die Menschen erzeugten durch ihre Aktivitäten stets Risiken, die sie sofort wieder zu vermeiden suchten, wenn sie ihre Aktivitäten als Bedrohung wahrnahmen (Alexander 2005, S. 176-177).

Alexander konstatierte, soziale Vulnerabilität sei zu komplex, um sie ohne die Kategorien „Geschichte“ und „Kultur“ fassen zu können. Hat Santa Barbara in Kalifornien unter einer Naturkatastrophe zu leiden, trifft es eine Gemeinschaft, die nicht viel mehr als 100 Jahre alt ist. Eine Überschwemmung in Andhra Pradesh, ein Ausbruch des Vesuv in Kampanien oder ein Erdbeben in Sichuan müssten hingegen Gesellschaften bewältigen, die über Jahrhunderte gewachsen sind. „Older societies carry with them the half-remembered traces of conflicts, alliances, social groupings and struggles. Events are transformed into history, history is absorbed into culture, and that provides the matrix for reactions to disaster“ (Alexander 2000, S. 34). Es ist dieser „kulturelle Filter“, der mit der Geschichte der Gesellschaft verwoben ist, der die Wahrnehmung der Naturgefahren und der Vulnerabilität bestimmt (Alexander 2000, S. 31).

In der Geschichtswissenschaft nahm sich besonders Greg Bankoff dem Konzept der Vulnerabilität an. Er brach hie und da Stücke aus den konzeptionellen Ansätzen der Hunger- und Katastrophenforschung heraus und fügte sie auf dem theoretischen Gerüst von Anthony Oliver-Smith zu einem Brückenkonzept zusammen. „Disaster as multidimensional, all-encompassing occurrences sweep across every aspect of human life, impacting environmental, social, economic, political and biological conditions. Vulnerability can become a key concept in translating that multidimensionality into the concrete circumstances of life that account for a disaster“ (Oliver-Smith 2004, S. 10).

Die soziale Vulnerabilität von Personen, Haushalten und Gemeinschaften wird hier durch multikausale Prozesse bestimmt. Einerseits seien nicht alle den gleichen Gefahren ausgesetzt, weil die Machtverhältnisse innerhalb einer Gesellschaft zu Ungleichheiten führten (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 2). Andererseits seien die räumlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen entscheidend. Erstens konnte die Wahl des Bauplatzes die Vulnerabilität genauso beeinflussen wie die Distanz, die zwischen dem Entstehungsort einer Naturgefahr und ihrem Auftreten lag (Kasperson et al. 2005, S. 261). Zweitens seien sozio-kulturelle Prozesse auf der lokalen

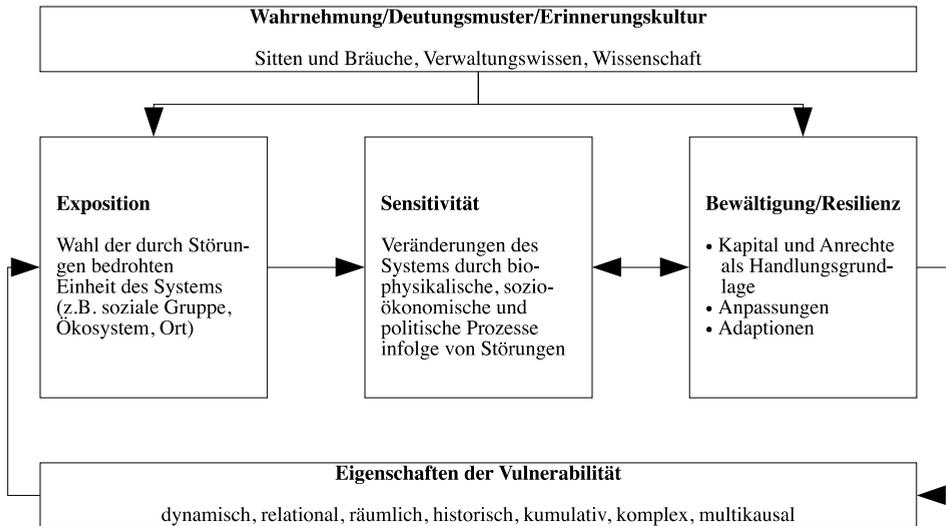
Ebene häufig von politischen und ökonomischen Abwägungen auf nationaler oder internationaler Ebene beeinflusst (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 2-3). Und drittens befände sich Vulnerabilität am Schnittpunkt von *Zeit-Räumen*. Menschen formten Landschaften nicht nur um, sie passten sich auch ihren Gegebenheiten an. Sowohl Vulnerabilität als auch Katastrophen hätten deshalb stets eine Vorgeschichte; ihre Genese lag in der Vergangenheit (Schenk 2009, S. 12; Bankoff 2007, S. 110).

Die kulturell determinierte Wahrnehmung bestimme zudem die Bewältigungsstrategien der verletzlichen Personen. Wer in einer Überschwemmung eine Strafe Gottes sah, reagierte anders als eine Person, welche die Ursachen in den Vorgängen der Erdatmosphäre ortete (Schenk 2009, S. 12 und 17). Nur durch die Wahrnehmung, die Deutungsmuster und die Erinnerungskultur lässt sich verstehen, weshalb die Menschen handelten, wie sie handelten (Pfister 2011, S. 3-5 und 12-17). Bei der Bewältigung von Katastrophen konnten sie zudem auf „gespeichertes“ Wissen zurückgreifen – sei es in Sitten und Bräuchen, Verwaltungsapparaten oder der Wissenschaft (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 4-5).

Vulnerabilität wurde nicht nur durch die Wahrnehmung beeinflusst – nur etwas Wahrgenommenes kann „real“ werden –, sie wurde auch durch Diskurse bestimmt. Verletzliche Personen wurden immer in einem bestimmten Rahmen präsentiert und mit bestimmten Werten und Regionen in Verbindung gebracht (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 5). Zu Wort kamen sie dabei nicht. Die „Mikrophysik der Macht“ (Michel Foucault) schloss sie vom hegemonialen Diskurs aus. Sie konnten ihre Wahrnehmung der Risiken nicht einbringen und wenn sie sich einmal Gehör verschaffen konnten, wurden ihre Anliegen nicht immer verstanden, weil sie die Sprache der Mächtigen nicht beherrschten. „But it is within this hegemonic discourse, from which they are shut out, where their living conditions are set. [...] The position of the privileged, and the position of the marginalised, is therefore a *result* of this discourse“ (Voss 2008, S. 41-42).

## 2 Strukturierung der Vulnerabilität

In den letzten 30 Jahren vervielfachte sich die Literatur zur Vulnerabilität, behandelte eine breite Palette an Themen und strukturierte das Problem der Vulnerabilität durch die fehlende theoretische Grundlage immer wieder anders. Immerhin kristallisierten sich drei Kategorien heraus, um die sich das Problem gruppieren ließ: Exposition, Sensitivität und Bewältigung/Resilienz (Kasperson et al. 2005, S. 268; Leary et al. 2008, S. 3-4; Adger 2006, S. 268-269; Füssel u. Klein 2006, S. 305-308). Sie bilden die Eckpunkte eines eigenständig entwickelten Modells der Vulnerabilität, das auf die Bedürfnisse der historischen Hungerforschung zugeschnitten ist (siehe Abb. 2).



**Abbildung 2: Die Eckpunkte der Vulnerabilität (eigene Darstellung)**

Die Analyse der Vulnerabilität beginnt mit der Exposition. In einem ersten Schritt wird die bedrohte Einheit des Systems bestimmt. Es kann sich dabei um Individuen, Haushalte, Gesellschaften, Staaten, Tiere, Pflanzen oder Ökosysteme handeln. In einem zweiten Schritt untersucht sie, wie häufig, wie stark und wie lange die gewählte Einheit durch Störung(en) einem Risiko ausgesetzt ist (Voss 2008, S. 50). Beides, die Wahl der Untersuchungseinheit und des kausalen Faktors, schränkt die Reichweite der Untersuchung ein. „If the intent is to understand the vulnerability of a particular group, region or ecosystem, then that unit or system can be the starting point; but the analysis can be framed as a multi-stress or multi-perturbation situation“ (Kasperson et al. 2005, S. 268).

Die Forschung widmete der Sensitivität menschlicher Gesellschaften bislang nur wenig Aufmerksamkeit. Es wurden kaum Indikatoren zu ihrer Bestimmung geschaffen: Meistens wurde die Vulnerabilität der Gesellschaften durch Naturgefahren durch die Zahl der Todesfälle oder die Höhe der materiellen Schäden ausgedrückt (Bankoff 2004, S. 31). Der Konnex zwischen der Exposition und den Konsequenzen ist allerdings nicht „necessarily direct [...], because the coupled system maintains coping mechanisms that permit immediate or near-term adjustments that reduce the harm experienced and, in some cases, change the sensitivity of the system itself“ (Kasperson et al. 2005, S. 281).

Gesellschaften verfügten über mehrere Optionen, um Störungen bewältigen und aus ihnen lernen zu können. Sie konnten Risiken antizipieren und sich ihnen gar nicht aussetzen. Sie konnten kurzfristige Anpassungen vornehmen, welche die Konsequenzen einer Störung linderten, das System aber nicht veränderten und sie konnten fundamentalere Maßnahmen ergreifen, um die Resilienz des Systems

durch Adaptionen zu erhöhen. Welche Bewältigungsstrategie ein Individuum, ein Haushalt oder eine Regierung wählte, hing von zwei Faktoren ab. Einerseits wurde ihr Handlungsspielraum durch das vorhandene Kapital und die „Architektur der Anrechte“ bestimmt (Alexander 2005, S. 77; Adger u. Kelly 1999, S. 256-258; Voss 2008, S. 42-46). Andererseits wurde ihre Strategie durch die Wahrnehmung, die Deutungsmuster und die Erinnerungskultur determiniert (Oliver-Smith 2004, S. 17-18; Pfister 2011, S. 3-4).

Die Wahrnehmungen, die Deutungsmuster und die Erinnerung an vergangene Ereignisse der Zeitgenossen beeinflussten also sowohl die Wahl der bedrohten Einheit des Systems als auch die Wahl der Bewältigungsstrategie (Pfister 2011, S. 5-12). Beide sind in verschiedenen Teilen des gesellschaftlichen Gedächtnisses abgelegt: in der Wissenschaft, in den Verwaltungsapparaten und in den lokalen Sitten und Bräuchen (Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 4-5).

Unbestritten sind in der Literatur die Eigenschaften der Vulnerabilität. Sie gilt als dynamisch, weil sie sich innerhalb kurzer Zeiträume verändern kann und sich mehrere Prozesse gegenseitig beeinflussen; als relational, weil sie vom sozialen Status und der sozialen Stellung einer Person abhängig ist; als räumlich determiniert, weil die gleichen Störungen nicht in allen Regionen die gleichen Auswirkungen haben; als historisch und kumulativ, weil gesellschaftliche Strukturen historisch gewachsen sind und sich Risiken im Laufe der Zeit kumulieren können; als komplex und multikausal, weil Störungen sowohl intern als auch extern auftreten und sowohl einzeln als auch zu zweien oder zu dreien erscheinen können und sich wechselseitig beeinflussen (Bohle u. Glade 2008, S. 102-104; Wisner et al. 2004, S. 53-55, 106-109 und 274-318; Chambers 2006, S. 36; Watts u. Bohle 1993, S. 57-62; Leary et al. 2008, S. 5 und 8-9; Hilhorst u. Bankoff 2004, S. 3-4; Kasperson et al. 2005, S. 272-273).

### **3 Vulnerabilität in einem konzeptionellen Hungermodell**

Ähnlich wie „Vulnerabilität“ ist „Hunger“ ein unscharfer Begriff. Er hat viele Seiten: eine physiologische, eine kulturelle, eine politische, eine soziale, eine ökonomische, eine epidemiologische, eine demographische, eine geographische, eine anthropologische, eine naturräumliche und eine klimatische. Paradoxerweise ist Hunger mehr als ein Begriff – nicht zuletzt deshalb näherte sich ihm die Forschung wie in der Parabel von den blinden Männern und dem Elefanten aus verschiedenen Perspektiven. Hunger ist Ereignis und Struktur zugleich (Arnold 1988, S. 6).

Und ähnlich wie „Vulnerabilität“ ist „Hunger“ zu komplex, um ihn in einer universellen Theorie fassen zu können. Eine allgemein gültige Theorie müsste die sozio-ökonomischen und gesellschaftlichen Strukturen und Abläufe vor einer Krise, die auslösenden Faktoren, die parallel verlaufenden Prozesse während des Ereignisses, die Konsequenzen, die Bewältigungsstrategien und den Zustand der Gesellschaft nach der Krise bündeln und in ein Verlaufsmuster zwängen, das im-

mer und überall anwendbar wäre (Alamgir 1980, S. 15). Obwohl es nicht unmöglich scheint, ein abstraktes Gedankengebäude um die Essenz des Hungers zu errichten, wäre der Nutzen beschränkt, denn „a theory of famines cannot be independent of time, space, or contextual interactions. This is so because of the strong roles played by historical and institutional factors and because famine disasters are location specific“ (von Braun et al. 1998, S. 6).

Jede Hungersnot erfordert eine eigenständige Erklärung (Wisner et al. 2004, S. 147). In den folgenden Abschnitten soll deshalb nicht versucht werden, das bestehende Theorieangebot zu erweitern, vielmehr sollen die in Kapitel 2 vorgestellten Überlegungen zu den Eckpunkten der Vulnerabilität in ein neu entwickeltes Modell zu den konzeptionellen Strukturen des Hungers integriert werden. Hunger wird in einen breiten biophysikalischen und gesellschaftlichen Kontext eingeordnet: Zum einen werden mit den langfristigen Ursachen und auslösenden Ereignissen die wichtigsten Störungen des Systems herausgearbeitet, zum anderen werden ihre Auswirkungen auf die exponierten Untersuchungseinheiten (Individuum, Haushalt und Region) genauso beschrieben wie kurzfristige Anpassungen und langfristige Adaptionen zur Bewältigung der Störungen. Es ist der Versuch – wie bei allen simplifizierenden Modellen –, einen möglichst großen Teil der Komplexität des untersuchten Phänomens verständlich darzustellen und zu erklären (Welskopp 2007, S. 153-156; Millman u. Kates 1990, S. 9; vgl. für die folgenden Ausführungen Abb. 3).

### 3.1 Störungen des Systems: Langfristige und auslösende Prozesse

Nahrungssicherheit war stets eine strategische Herausforderung. Traditionale Agrargesellschaften waren gezwungen, sich dem vorhandenen Nahrungsspielraum anzupassen (Langewiesche 2007, S. 138-139). Sie versuchten, robuste Versorgungssysteme aufzubauen und tragfähige Nahrungsnetze zu knüpfen, in welche sie die naturräumlichen Voraussetzungen und Umwelteinflüsse wie Klimaschwankungen integrierten. Ernteerträge wurden gesteigert, wenn es neue Nutzpflanzen oder technologische Fortschritte erlaubten, Lagerungsmöglichkeiten verbessert oder neue geschaffen, Ausgleichsräume erschlossen und Nachbarschaftshilfe gepflegt, um Krisen verhindern oder besser bewältigen zu können (Ó Gráda 2009, S. 35; Arnold 1988, S. 48-49; Millman u. Kates 1990, S. 9).

Untersuchungen, welche den Fokus auf Versorgungssysteme und Nahrungsnetze richteten, machten immer wieder Überfluggesellschaften sichtbar. „The history of hunger is interwoven with the history of plenty“ (Millman u. Kates 1990, S. 9). Gerade im ausgehenden 18. Jahrhundert vermochten die europäischen Gesellschaften ihren Nahrungsspielraum durch die Agrarmodernisierung zu vergrößern. Es war dieser Überfluss, der Bevölkerungswachstum und sozialen Wandel ermöglichte, der proportional gesehen weniger Arbeitskräfte in der Landwirtschaft band, der eine fortschreitende Urbanisierung und die industrielle Beschäftigung

größerer Bevölkerungssegmente erlaubte (Vernon 2007, S. 5; Millman u. Kates 1990, S. 10).

Die Vulnerabilität einer Gesellschaft hing nicht nur von naturräumlichen, wirtschaftlichen und demographischen Faktoren, sondern auch von den politischen Rahmenbedingungen ab. Die Lebensgrundlagen von marginalisierten Personen ruhten häufig auf tönernen Füßen, die bei den geringsten Erschütterungen einzuknicken drohten, und die Regierungen breiteten in Krisenphasen ihre schützenden Hände seltener und zögerlicher über ihnen aus (Wisner et al. 2004, S. 52-53). Das zeigte sich sowohl während der „Grossen Transformation“ (Karl Polanyi) als auch während des Kolonialismus und des Imperialismus mit ihren kapitalistischen Experimenten, die enorme soziale Kosten verursachten (Vernon 2007, S. 6; Arnold 1988, S. 48-50 und 115-118).

Während die Dauer und die Intensität von Kriegen und Unruhen eine Hungerkrise sowohl in einer langfristigen als auch kurzfristigen Perspektive begünstigen konnten, wurden Epidemien und Krankheiten eindeutig den auslösenden Prozessen zugeordnet. Sie beschränken Aufnahme wie Absorption von Nahrung und tragen dadurch zu Unterernährung bei (Millman u. Kates 1990, S. 10-11). In die gleiche Kategorie der Störungen fielen Naturkatastrophen, Missernten, Konjunkturunbrüche, Diskriminierung und administratives Versagen, die alle zum Verlust von Anrechten führen und die Vulnerabilität erhöhen konnten (Alamgir 1980, S. 36-38; von Braun et al. 1998, S. 11; Millman u. Kates 1990, S. 10).

### 3.2 Exponierte Einheiten des Systems: Die Untersuchungsebenen

Nahrungsmittelknappheit hatte nicht in allen Untersuchungseinheiten die gleichen Auswirkungen. Im Modell wird daher zwischen den Untersuchungsebenen Region, Haushalt und Individuum unterschieden. Selbst wenn sich das Angebot nicht veränderte, konnte der Zugang zu Nahrungsmitteln auf allen Ebenen durch eine ganze Reihe von Faktoren erschwert werden. Rivalitäten zwischen und Konkurrenzkämpfe innerhalb (ethnischer) Gruppen konnten genauso zu Knappheit führen wie fehlende Anrechte. Im einen wie im anderen Fall konnten nicht alle Individuen ihre Bedürfnisse vollständig befriedigen – die horizontale und vertikale Verteilung der Anrechte entschied letztlich darüber, wer auf der individuellen Ebene unter Hunger zu leiden hatte und wer nicht (Millman u. Kates 1990, S. 11).

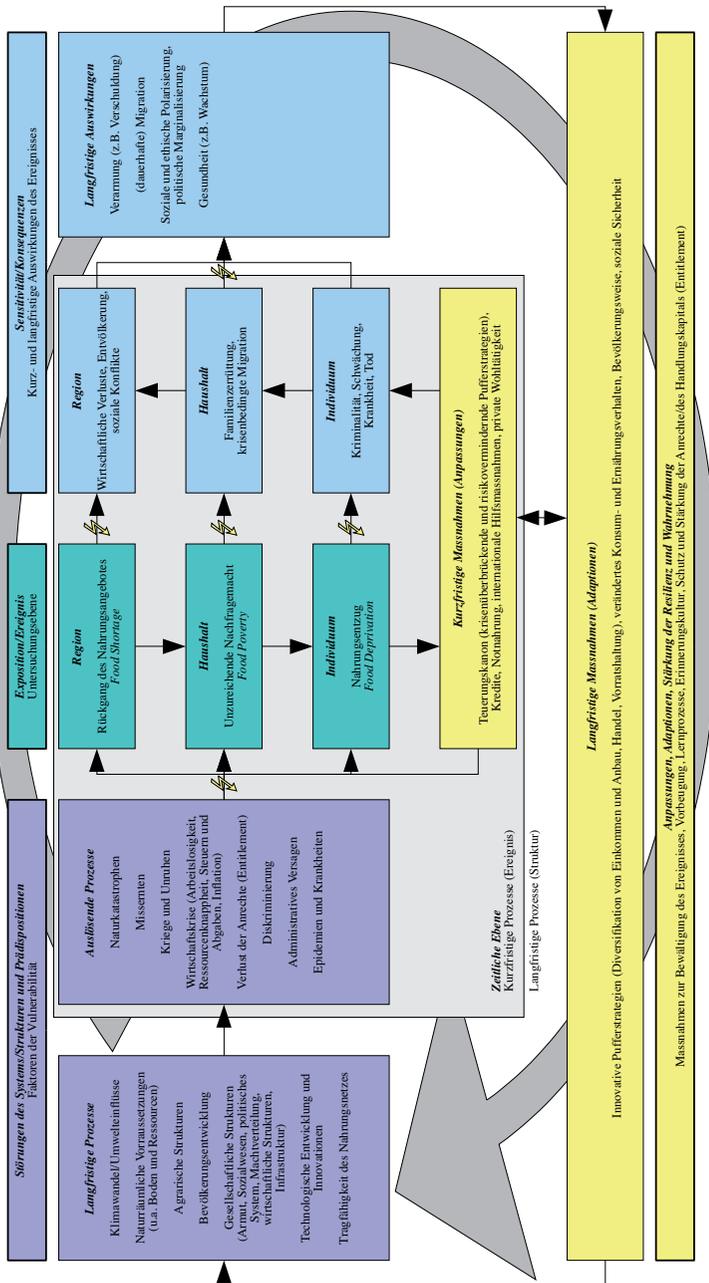


Abbildung 3: Die konzeptionelle Struktur des Hungers (eigene Darstellung).

Das Nahrungsmittelangebot ging in einer Region in der Regel zurück, wenn sie sich nicht mehr wie gewohnt mit Lebensmitteln versorgen konnte. „Historically, harvest failures are perhaps the most obvious causes of food shortages“ (Millman u. Kates 1990, S. 12). Exportregionen mussten entweder einen größeren Teil ihrer Ernten für die eigene Versorgung aufwenden und auf einen Teil ihrer Exporterträge verzichten oder sie schränkten sich selbst ein, um keine Abstriche bei den Ausfuhren machen zu müssen. Importregionen waren hingegen auf Handelsströme angewiesen, die nicht durch Kriege, Konflikte oder Blockaden unterbrochen waren (Millman 1990, S. 278-279). War der Zugang zu den Märkten nicht mehr gewährleistet, weil sich die Handelsanrechte verändert hatten oder kriegerische Handlungen ihn blockierten, ergab sich ein Zustand der Unsicherheit, der die Vulnerabilität der Individuen vergrößern konnte.

Nicht alle Haushalte litten gleich stark unter Nahrungsarmut. Welche Haushalte sie zu erdulden hatten, hing sowohl von der Schichtzugehörigkeit als auch von den Ursachen der Nahrungsarmut ab. Einkommensschwache Haushalte verloren ihren Zugang zu Nahrung rascher als wohlhabende und marktabhängige Kleinbauern bei Missernten wesentlich früher als Großbauern (Watts u. Bohle 1993, S. 57-62). Gleichzeitig waren unbemittelte Haushalte während Hungerkrisen häufiger gezwungen, Land, Arbeitsgeräte oder Tiere unter dem üblichen Marktpreis zu verkaufen. „If this occurs, food poverty for the household may persist long after the shortage which precipitated it is over“ (Millman u. Kates 1990, S. 12). Um überleben zu können, mussten sie ihre Erholungsfähigkeit gefährden. Welches Gut sie opferten, hing einerseits von den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und andererseits von ihrer Wahrnehmung und ihrem verbliebenen Kapital ab (Wisner et al. 2004, S. 149-158; Chambers 2006, 33-37; Corbett 1988, S. 1103-1106; Swift 2006, S. 44-47).

Einzelnen Mitgliedern der Haushalte mangelte es schließlich an ausreichender Nahrung; Hunger konnte und kann nur auf einer individuellen Ebene auftreten. Selbst wenn genügend Lebensmittel vorhanden waren, konnten Krankheiten zu Mangelernährung führen (Millman 1990, S. 284-285). Kinder und schwangere Frauen haben zudem andere Bedürfnisse als ältere Personen oder junge Männer, die schwere körperliche Arbeit verrichteten (Millman u. Kates 1990, S. 13).

### 3.3 Sensitivität des Systems: Kurz- und langfristige Konsequenzen

Hunger hatte erhebliche Auswirkungen auf das System. Krankheiten und reduzierte Arbeitsfähigkeit waren auf der individuellen Ebene bei weitem nicht die einzigen Konsequenzen anhaltender Mangelernährung: Während die Fertilität der Frauen abnahm, stieg gleichzeitig die Gefahr von Fehlgeburten, Kleinkinder wurden in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung gebremst oder geschädigt, und körperliche Aktivitäten mussten über alle Alterskategorien hinweg eingeschränkt werden (Staub 2010, S. 15-93). Kurzfristig konnte sich zudem eine Schere zwischen einer zunehmenden Zahl von Todesfällen und einer rückläufigen Zahl von Gebur-

ten öffnen (Ó Gráda 2009, S. 124-126). „Most hunger related deaths, however, are probably from disease rather than from starvation per se“ (Millman u. Kates 1990, S. 15).

In einem Haushalt summierten sich die individuellen Konsequenzen des Hungers nicht nur, gemeinsam überstiegen sie ihren eigentlichen Wert sogar, weil der Haushalt als Funktionseinheit gestört wurde. Erkrankte ein Mitglied, fehlte möglicherweise eine Arbeitskraft und die zusätzlichen Kosten für Ärzte und Arzneien konnten den Zugang zu Nahrungsmitteln für den gesamten Haushalt erschweren. Verstarb oder emigrierte ein Mitglied auf der Suche nach Nahrung und Arbeit, konnte dies einen Haushalt zerrütten, falls die Rolle nicht von einem anderen Mitglied ausgefüllt werden konnte (Millman u. Kates 1990, S. 18).

Hungerkrisen konnten auf einer regionalen und nationalen Ebene nicht nur große wirtschaftliche Verluste verursachen, zur Entvölkerung ganzer Landstriche beitragen und Konflikte verschärfen, sie konnten auch Regierungen erschüttern. In einer langfristigen Perspektive konnten sie zudem weitreichende Systemveränderungen nach sich ziehen. Hunger vermochte die Bevölkerung nicht so stark zu dezimieren wie Seuchen oder Epidemien, er vernichtete aber Vermögenswerte und führte zur Verarmung der Bevölkerung, wenn zu viele Individuen und Haushalte einen Teil ihres Kapitals veräußern mussten (Ó Gráda 2009, S. 123-124). Fehlten die ökonomischen Perspektiven, konnten Hungerkrisen Auswanderungswellen auslösen und soziale und ethnische Spannungen verschärfen (Arnold 1988, S. 91).

### 3.4 Bewältigung und Wahrnehmung: Anpassungen und Adaptionen

Gesellschaften waren stets bemüht, Mangel zu verhindern oder zu lindern bzw. Störungen des Systems abzufedern oder zu absorbieren. Sie suchten nach kausalen Ketten, deren Glieder sie mit mehr oder weniger gezielten Maßnahmen sprengen konnten, um den Prozess aufzuhalten oder zu verlangsamen (symbolisiert durch die Blitze im Modell, vgl. dazu Abb. 3). „There must be effectiveness in the short run at least – human lives often depend on it“ (Wisner et al. 2004, S. 159). Fehlte der Blick für das Ganze, konnten Adaptionen vorgenommen werden, welche die Vulnerabilität langfristig erhöhten statt minderten (Millman u. Kates 1990, S. 7, 19 und 22).

Gesellschaften entwickelten sowohl Pufferungsmechanismen als auch Strategien, um Mangel zu verhindern und die Resilienz langfristig zu erhöhen. Pufferungsmechanismen sind Anpassungen, welche die Tendenz des Systems unterstützen, sich seinem ursprünglichen Zustand wieder anzunähern. Christian Pfister unterschied zwischen risikovermindernden und krisenüberbrückenden Strategien. Erstere sollten das agrarische Nutzungssystem stabilisieren; es wurde eine möglichst breite Palette von Kulturpflanzen auf verschiedenen Böden und Höhenlagen angebaut, um die Ertragsschwankungen zu minimieren. Letztere waren darauf angelegt, „Mangelsituationen nicht voll auf das demographische System durchschlagen zu lassen“ (Pfister 1984, S. 49). Innovative Strategien umfassten hingegen

Adaptionen, welche die Reaktionsweise des Systems veränderten. Je nach Forschungszeitraum sollen sie entweder Räume der Unsicherheit begrenzen, die Resilienz des Systems stärken oder die Vulnerabilität reduzieren.

In der Praxis ist der Übergang zwischen Anpassungen und Adaptionen fließend, eine eindeutige Grenze lässt sich nur in einem Denkmodell definieren (Millman u. Kates 1990, S. 19 und 21). Auf welche Mechanismen und Strategien eine Regierung setzte, hing neben ihren finanziellen, organisatorischen und politischen Möglichkeiten auch von der Wahrnehmung und Art der Krise ab: der Geschwindigkeit ihres Auftretens, ihrer Intensität und ihrer Dauer (von Braun et al. 1998, S. 13; Corbett 1988, S. 1102).

Wenn eine Hungersnot drohte, mussten die Haushalte schwerwiegende Entscheidungen treffen. Sie wussten nicht, wie lange und wie gravierend die Hungersnot sein würde; sie wussten nur, dass ihnen zumindest bis zur nächsten Ernte eine entbehrungsreiche Zeit bevorstand und sie mit ihren Ressourcen äußerst sparsam umgehen mussten (Spittler 1989, S. 33 sowie in diesem Band). Trotzdem zeichneten sich typische Verhaltensmuster ab. Haushalte waren während einer Krise in erster Linie darauf bedacht, ihre ökonomische Überlebensfähigkeit langfristig zu sichern. „This common observation [...] suggests that part of the strategy for coping may be to become undernourished“ (Corbett 1988, S. 1108). In einem ersten Schritt bemühten sie sich deshalb, die Kalorienzufuhr zu reduzieren, Nahrungsmittel zu rationieren und mit wildwachsenden Pflanzen, Kräutern und Wurzeln zu ergänzen; die Felder und Gärten mit anderen Kulturpflanzen zu bebauen; Kleinvieh abzustossen; die Hilfe von Nachbarn und Verwandten in Anspruch zu nehmen; auf der Suche nach Arbeit temporär zu emigrieren; Feste und Feierlichkeiten aufzuschieben; und Wertgegenstände wie Schmuck zu verkaufen. Erst in einem zweiten Schritt wurden Ochsen oder Milchkühe und wichtige landwirtschaftliche Geräte wie Pflüge verkauft, Kredite aufgenommen, und Grund und Boden mit (weiteren) Darlehen belastet (Millman u. Kates 1990, S. 21-22; von Braun et al. 1998, S. 13).

Hungerkrisen konnten sich als Schrittmacher für Innovationen erweisen, welche die Vulnerabilität von Gesellschaften langfristig verkleinerten (Pfister 1984, S. 119-120). Über die Jahrhunderte betrachtet, zählen die Sesshaftwerdung in Naturräumen mit günstigen Voraussetzungen (Schwemmebenen, Vulkanböden), die Domestizierung von Tieren und Pflanzen, die Bewässerung und der Schutz der Pflanzungen, die Diversifizierung der Kulturpflanzen durch Kreuzungen oder die Einführung neuer Sorten aus anderen Kontinenten, die Nutzung mechanischer Energie, der Schutz vor Krankheiten und in der jüngsten Vergangenheit der Einsatz von Gentechnologie dazu (Millman u. Kates 1990, S. 20). Die Gesellschaften besaßen allerdings weder die Kapazität, sich pausenlos wandeln zu können, noch den Willen, permanent soziale, wirtschaftliche und kulturelle Metamorphosen zu durchlaufen (Arnold 1988, S. 41-42).

## 4 Fazit

Nach den Hungerkatastrophen im Sahel wurde das Konzept der Vulnerabilität in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft aufgegriffen. Die Zweige näherten sich dem Phänomen „Hunger“ von verschiedenen Seiten und bildeten eigenständige Forschungstraditionen aus. Das Konzept begann auszufransen, weil neben einer konsistenten Terminologie auch eine Theorie der Vulnerabilität mit breit abgestützten Indikatoren und Methoden fehlte. Kritiker bemängelten zudem immer wieder, es handle sich um ein deterministisches Analyseinstrument, das weder die Handlungen von Individuen noch kulturelle Faktoren angemessen abbilde und die Kontingenz von Krisensituationen nicht erfasse.

Das Konzept der Vulnerabilität baut auf Überlegungen von Sen, Holling und Chambers auf und wurde im Kontext von Hungerkrisen weiterentwickelt. Einerseits schuf Füssel im Rahmen der Forschungen zum Klimawandel eine Terminologie, welche die verschiedenen Dimensionen des Begriffs vereint. Andererseits lassen sich die verschiedenen Aspekte der Vulnerabilität um die Kategorien Exposition, Sensitivität und Bewältigung/Resilienz gruppieren. Zusammen mit der Wahrnehmung, den Deutungsmustern und der Erinnerungskultur bilden sie die Eckpunkte der Vulnerabilität in einem eigenständig und neu entwickelten Modell der Vulnerabilität (Abb.2).

Eine Analyse der Vulnerabilität bestimmt zunächst, welche Einheiten des Systems durch Störungen bedroht sind. Störungen können ein System genauso verändern wie die Bewältigungsstrategien der betroffenen Individuen, Haushalte und Gesellschaften. Sie können Anpassungen und Adaptionen vornehmen und stimmen ihre Strategien in der Regel auf das vorhandene Kapital und ihre Anrechte ab. Beeinflusst werden die Handlungsweisen und die Wahl der bedrohten Einheiten von der Wahrnehmung, den Deutungsmustern und der Erinnerungskultur, die in Sitten und Bräuchen, den Verwaltungsapparaten und der Wissenschaft angelegt sind. Der Vulnerabilität selbst werden die Attribute „dynamisch“, „relational“, „räumlich“, „historisch“, „kumulativ“, „komplex“ und „multikausal“ zugeschrieben.

Abgestimmt auf ein für die historische Hungerforschung entwickeltes und zum ersten Mal vorgestelltes Modell zu den konzeptionellen Strukturen des Hungers (Abb. 3) lassen sich mit langfristigen und auslösenden Prozessen unterschiedliche Störungen des Systems herausarbeiten und mit den Untersuchungsebenen „Individuum“, „Haushalt“ und „Region“ die exponierten Einheiten des Systems bestimmen. Gleichzeitig weisen die kurz- und langfristigen Konsequenzen einer Hungerkrise auf die Sensitivität des Systems hin, welche wiederum durch die Anpassungen und Adaptionen zur Stärkung der Resilienz beeinflusst wird. Individuen, Haushalte und Gesellschaften wählen je nach Ort, Zeit und Wahrnehmung andere kulturell determinierte Strategien, um ihre Vulnerabilität zu verringern. Sie folgen der Logik der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und versuchen mit ihrem Kapital und ihren Anrechten sowohl den Zugang zu Lebensmitteln kurzfristig zu schützen als

auch ihre Lebensgrundlagen langfristig zu sichern. Es ist ein Modell, welches das Verständnis der Vulnerabilität der exponierten Einheiten des Systems durch multiple und ebenenübergreifende Störungen vertieft.

## Literatur

- Adger, W. Neil / Kelly, P. Mick (1999): Social Vulnerability to Climate Change and the Architecture of Entitlements. In: *Mitigation and Adaptation Strategies for Global Change*, 4,3-4, S. 253-266.
- Adger, W. Neil (2006): Vulnerability. In: *Global Environmental Change*, 16,3, S. 268-281.
- Alamgir, Mohiuddin (1980): *Famine in South Asia. Political Economy of Mass Starvation*. Cambridge.
- Alexander, David (2000): *Confronting Catastrophe. New Perspectives on Natural Disasters*. Oxford.
- Alexander, David (2005): Vulnerability to Landslides. In: Glade, Thomas et al. (Hg.): *Landslide Hazard and Risk*. Chichester, S. 175-198.
- Arnold, David (1988): *Famine. Social Crisis and Historical Change*. Oxford.
- Bankoff, Greg (2004): Time Is of the Essence. *Disasters, Vulnerability and History*. In: *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 22.3, S. 23-42.
- Bankoff, Greg (2007): Comparing Vulnerabilities. Toward Charting an Historical Trajectory of Disasters. In: *Historical Social Research – Historische Sozialforschung* 32.3, S. 103-114.
- Bohle, Hans-Georg / Glade, Thomas (2008): Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In: Felgentreff, Carsten / Glade, Thomas (Hg.): *Naturrisiken und Sozialkatastrophen*. Heidelberg, S. 99-119.
- Braun, Rudolf von et al. (1998): *Famine in Africa. Causes, Responses, and Prevention*. Baltimore.
- Brázdil, Rudolf et al. (2005): Historical Climatology in Europe – the State of the Art. In: *Climatic Change* 70.3, S. 363-430.
- Chambers, Robert (2006): Vulnerability, Coping and Policy (Editorial Introduction). In: *IDS Bulletin* 37.4, S. 33-40.
- Corbett, Jane (1988): Famine and Household Coping Strategies. In: *World Development* 16.9, S. 1099-1112.
- Füssel, Hans-Martin / Klein, Richard J. T. (2006): Climate Change Vulnerability Assessments. An Evolution of Conceptual Thinking. In: *Climatic Change* 75.3, S. 301-329.

- Füssel, Hans-Martin (2007): Vulnerability. A Generally Applicable Conceptual Framework for Climate Change Research. In: *Global Environmental Change* 17.2, S. 155-167.
- Hilhorst, Dorothea / Bankoff, Greg (2004): Introduction. Mapping Vulnerability. In: Bankoff, Greg et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People*. London, S. 1-9.
- Holling, Crawford S. (1996): Engineering Resilience Versus Ecological Resilience. In: Schulze, Peter C. (Hg.): *Engineering Within Ecological Constraints*. Washington, S. 31-44.
- Kasperson, Jeanne X. et al. (2005): Vulnerability to Global Environmental Change. In: Kasperson, Jeanne X. / Kasperson, Roger E. (Hg.): *The Social Contours of Risk. Vol. 2: Risk Analysis, Corporations and the Globalization of Risk*. London, S. 245-318.
- Langewiesche, Dieter (2007): *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849*. 5. Auflage. München.
- Leary, Neil et al. (2008): For Whom the Bell Tolls. Vulnerability in a Changing Climate. In: Leary, Neil et al. (Hg.): *Climate Change and Vulnerability*. London, S. 3-30.
- Mauelshagen, Franz / Pfister, Christian (2010): Vom Klima zur Gesellschaft. Klimageschichte im 21. Jahrhundert. In: Welzer, Harald et al. (Hg.): *KlimaKulturen. Soziale Wirklichkeiten im Klimawandel*. Frankfurt, S. 241-269.
- Millman, Sara (1990): Hunger in the 1980s. Backdrop for Policy in the 1990s. In: *Food Policy* 15.4, S. 277-285.
- Millman, Sara / Kates, Robert W. (1990): Toward Understanding Hunger. In: Newman, Lucile F. (Hg.): *Hunger in History. Food Shortage, Poverty, and Deprivation*. Oxford S. 3-24.
- Murton, Brian (2000): Famine. In: Kiple, Kenneth F. / Ornelas, Kriemhild C. (Hg.): *The Cambridge World History of Food*. Bd. 2. Cambridge, S. 1411-1427.
- Ó Gráda, Cormac (2009): *Famine. A Short History*. Princeton.
- Oliver-Smith, Anthony (2004): Theorizing Vulnerability in a Globalized World. A Political Ecological Perspective. In: Bankoff, Greg et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People*. London, S. 10-24.
- Pfister, Christian (1984): *Das Klima der Schweiz von 1525-1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft*. Bd. 2. Bern.

- Pfister, Christian (2011): „The monster swallows you“. Disaster Memory and Risk Culture in Western Europe, 1500-2000. In: *RCC Perspective*, 1, S. 1-23.
- Schenk, Gerrit Jasper (2009): Katastrophen in Geschichte und Gegenwart. Eine Einführung. In: Schenk, Gerrit Jasper (Hg.): *Katastrophen. Vom Untergang Pompejis bis zum Klimawandel*. Ostfildern, S. 9-19.
- Sen, Amartya (1981): *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation*. Oxford.
- Spittler, Gerd (1989): Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die grosse Dürre von 1984. Opladen.
- Staub, Kasper (2010): Der biologische Lebensstandard in der Schweiz seit 1800. Historisch-anthropometrische Untersuchung der Körperhöhe (und des Körpergewichts) in der Schweiz seit 1800, differenziert nach Geschlecht, sozioökonomischem und regionalem Hintergrund. Bern.
- Swift, Jeremy (2006): Why are Rural People Vulnerable to Famine? In: *IDS Bulletin* 37.4, S. 41-49.
- Vernon, James (2007): *Hunger. A Modern History*. Cambridge.
- Voss, Martin (2008): The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research. In: *Behemoth. A Journal of Civilisation* 1.3, S. 39-56.
- Watts, Michael J. / Bohle, Hans G. (1993): The Space of Vulnerability. The Causal Structure of Hunger and Famine. In: *Progress of Human Geography* 17.1, S. 43-67.
- Welskopp, Thomas (2007): Erklären, begründen, theoretisch begreifen. In: Goertz, Hans-Jürgen (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*. 3., revidierte und erweiterte Auflage. Reinbek bei Hamburg, S. 137-177.
- Wisner, Ben et al. (2004): *At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability and Disasters*. 2. Auflage. London.



# Hungersnot – Bekannte Theorien und neue Analysemodelle

*Steven Engler*

Hungersnöte sind eines der schwerwiegendsten und grausamsten Probleme, denen Gesellschaften aktuell ausgesetzt sind und zukünftig sein werden. Die immer häufiger auftretenden Klima- und Wetteranomalien (bspw. Dürren und Überschwemmungen), die drastisch zunehmende Weltbevölkerung, Kriege, Verteilungsprobleme etc. sind nur einige Faktoren, die das Problem von Hungersnöten intensivieren. Die aktuelle Situation am Horn von Afrika, die sich über Jahre bzw. Jahrzehnte immer weiter verschärfte, erfüllt viele der genannten Kriterien und erschreckt aber durch die steigende Zahl an Zwangsmigrierten, Kranken und Toten. Veranschaulichen lässt sich diese Thematik anhand zweier Beispiele:

Im Jahr 2009 führten die Auswirkungen jahrelanger Dürren und anderer Einflussfaktoren zu einer weiteren Verschärfung der ohnehin existierenden Nahrungsmittelverknappung großer Bevölkerungsteile in Kenia. Allein in diesem Staat waren 9,8 von 38,6 Millionen Menschen von den Auswirkungen dieser Hungersnot betroffen (European Commission Humanitarian Aid 2009, S.1). 2011 verschlimmerte sich die Situation am gesamten Horn von Afrika weiter. Mittlerweile (Stand: September 2011) sind 12,4 Millionen Menschen auf externe Hilfsleistungen angewiesen, um ihre Nahrungsversorgung auf einem geringen Niveau sicherstellen zu können (vgl. Feed the Future 2011 und 2011a, S. 1). Um diese Hilfsleistung in Anspruch nehmen zu können, kommt es zu Massenmigrationen zu den sogenannten Hungerhilfe Camps.

Nach Angaben der U.S. Regierung starben in Somalia allein im Zeitraum von Mai bis Juli 2011 29.000 Kinder unter fünf Jahren an den Folgen der Hungersnot (vgl. Diakonie Katastrophenhilfe 2011 und Welt Online 2011). Die Todesrate in

der gesamten Region, über den gesamten Zeitraum und aller Alterskohorten liegt weit höher.

Es ist ein Trugschluss zu denken, dass Hungersnöte früher, aktuell und zukünftig einzig ein afrikanisches Problem sind. Eher ist es ein globales Problem, entweder direkt oder indirekt. Direkt, weil eine betroffene Gesellschaft durch Todesfälle, Emigrationen, Krankheiten, etc. immer von den Auswirkungen einer Hungersnot berührt wird. Indirekt, da angrenzende Staaten oder wirtschaftliche Partnerregionen externe Effekte, wie bspw. erhöhte Immigrationen, veränderte Marktsituationen etc., verspüren.

Die Analyse historischer Krisensituationen kann das Spektrum bisheriger theoretischer Grundlagen erweitern, die sich vorwiegend auf die Untersuchung von Fallstudien aus dem 20. Jahrhundert in der Sahelregion beziehen (vgl. Dorlöchter-Sulser in diesem Band). Diese Erweiterung führt zu einem Datenzuwachs, der möglicherweise bekannten Theorien widerspricht und nach neuen hypothetischen Konstrukten verlangt. Um diese historischen Daten verfügbar zu machen, bedarf es eines modernen, flexiblen und holistischen Analysemodells, welches Vergleichbarkeit bzw. Abgleichbarkeit von Hungersnöten verschiedenster Räume und Zeitperioden ermöglicht. Die Entwicklung eines solchen Analysemodells wird die Hauptaufgabe dieser Studie sein (siehe auch Engler 2012).

Hungersnöte, ihre Entstehung, ihr Verlauf und ihre Auswirkungen bieten weiterhin viel Raum zur Forschung. Dieser Artikel wird zunächst bisherige Theorien von Hungersnöten diskutieren (Kapitel 1) und anschließend aufzeigen, welche neuen Konzepte und Modelle bessere Analysemöglichkeiten bieten, um einen Datengewinn zu erzielen (Kapitel 2). Abschließen wird der Beitrag mit einer Zusammenfassung und einem kurzen Forschungsausblick (Kapitel 3).

## 1 Hungersnot Theorien

Seit den 1980er Jahren hat es einen Paradigmenwechsel in der theoretischen und praktischen Auseinandersetzung mit Hungersnöten gegeben. Die vorher diskutierten Theorien, wie die Neo-Malthusianische Theorie und die umwelt- bzw. angebotsspezifischen Theorien, gerieten in den Hintergrund und wurden von der „Food Entitlement Decline“ (im Folgenden FED) Theorie Amartya Sens verdrängt (vgl. Sen 1981 und 1984). Bei einer genauen Betrachtung aller genannten Theorien, inklusive Sens, wird deutlich, dass sie keine ganzheitlichen Erklärungsmuster anbieten, sondern nur auf bestimmte Forschungsgebiete beschränkt sind. Der Fokus verschob sich dadurch nur von einer Ursache zur nächsten, erfasste aber weiterhin nur einen Teil der Faktoren.

Die Neo-Malthusianische Theorie geht auf die Gedanken des Forschers Thomas Robert Malthus zurück. Dieser befasste sich in seinen Studien Ende des 18. Jahrhunderts mit demographischen Aspekten der Gesellschaft. Den Kernge-

danken dieses Ansatzes umreißt eine Passage aus Malthus' „*An Essay on the Principle of Population*“:

„I think I may fairly make two postulata. First, that food is necessary to the existence of man. Secondly, that the passion between the sexes is necessary and will remain nearly in its present state. [...] Assuming then my postulata as granted, I say, that the power of population is indefinitely greater than the power in the earth to produce subsistence for man. Population, when unchecked, increases in a geometrical ratio. Subsistence increases only in an arithmetical ratio“ (Malthus 1798, S. 4).

Hauptaussage und Grundgedanke Neo-Malthusianischer Theorie ist, dass die Bevölkerungszahl die Nahrungsmittelproduktion langfristig übersteigen wird und es daher zu Hungersnöten kommt. Malthus sah Hungersnöte wissenschaftlich aber nicht vorwiegend als Krise oder Katastrophe an, sondern als eine Art natürliche Kontrolle gegen Überbevölkerung.

Trotz anhaltender Attraktivität Neo-Malthusianischer Überlegungen können viele Aussagen von Malthus widerlegt werden (vgl. Wisner et al. 2004, S. 133). Malthus unterschätzte die Möglichkeit technischer Innovationen im agrarwirtschaftlichen Sektor, die es ermöglichen mehr Nahrung auf kleinerem Raum zu erzeugen. Die spezifische Tragfähigkeit einer Fläche ist nicht mehr konstant zur Größe, sondern hängt vielmehr von anderen technischen, ökologischen und sozialen Faktoren ab. Die „people : arable land ratio“ (Devereux 1993, S. 183) ist somit als mathematische Formel zur Kalkulation der Gefahr von Hungersnöten weitestgehend falsifiziert.

Die Food Availability Decline (FAD)Theorie ist indes eine umwelt- und angebotsspezifische Theorie aus der Ökonomie. Sie betrachtet die Nahrungsmittelproduktion und Nahrungsmittelverfügbarkeit eines bestimmten Raumes zu einer bestimmten Zeit. Eine Hungersnot entsteht demnach, wenn der Nahrungsmittelbedarf der Bevölkerung die Nahrungsmittelverfügbarkeit übersteigt. Als Ursache einer Nahrungsmittelverknappung sahen ihre Vertreter natürliche bzw. umweltspezifische Auslöser an. Dabei ist das Klima an erster Stelle zu nennen, beispielsweise als entscheidender Faktor (teilweise) entfallender Ernten. An dieser Stelle weist die Theorie einen Schwachpunkt auf. Zwar kann das Klima/Wetter ein Faktor für eine Hungersnot sein, muss es aber nicht zwangsläufig. Hungersnöte können auch aufgrund nicht umweltspezifischer Faktoren, wie Kriegen, politischen Fehlentscheidungen, fehlendem Nahrungsmittelzugang, etc. entstehen. Zweitens bieten sich durch die globale Marktwirtschaft Möglichkeiten nahezu ohne eigene primäre Nahrungsmittelproduktion auszukommen und somit nicht von Hungersnöten bedroht zu sein. Ein Beispiel hierfür ist der Staat Singapur, der fast 0% Landwirtschaft betreibt. Auch in vielen anderen Industriestaaten nimmt die Agrarwirtschaft nur einen äußerst geringen Anteil der Wirtschaftssektoren ein (Deutschland: ca. 2%). Andere Staaten sind hingegen auf die primäre Nahrungsmittelproduktion spezialisiert, erzeugen einen Produktionsüberschuss und dienen somit als Nettoexporteur im globalen Marktgeschehen. Dementsprechend ist auch

die FAD-Theorie als eigenständige Theorie im modernen Gesellschaftskontext zu engstirnig.

Die FED-Theorie ist, wie Eingangs des Kapitels erläutert, seit den 1980er Jahren die verbreitetste Theorie zur Erklärung von Hungersnöten. Diese befasst sich mit dem Nahrungsmittelzugang bzw. den Tauschmöglichkeiten der betroffenen Bevölkerung, sowie deren Anspruch darauf (im Englischen: Exchange Entitlements). Das heißt, die Nahrungsmittelverteilung unter verschiedenen Bevölkerungsgruppen steht im Fokus und nicht die reine Nahrungsmittelverfügbarkeit eines Gesamtstaates.

„Entitlement refers to the set of alternative commodity bundles that a person can command in a society using the totality of rights and opportunities that he or she faces” (Sen 1984, S. 497).

Die FED-Theorie stützt Sen durch die Analyse von Hungersnöten, die keine überdurchschnittliche Reduktion von Nahrungsmitteln innerhalb eines Raumes aufweisen. Ein Beispiel dafür ist die Hungersnot in Bangladesch 1974, bei der viele Menschen ums Leben kamen, obwohl die Nahrungsmittelproduktion pro Kopf größer war als in den Jahren 1971-73 und 1975 (vgl. Sen 1984, 498). Was Sen damit ausdrückt, ist, dass während einer Hungersnot nur bestimmte Bevölkerungsschichten leiden, wohingegen andere ausreichend versorgt sind. Auch Bose beobachtete selbiges Phänomen bei seiner Studie zur Hungersnot in Bengalen, Honan und Tonkin 1942-45 (vgl. Bose 1990). Neben der unterschiedlichen Nahrungsmittelverfügbarkeit verschiedener Bevölkerungsgruppen beobachtete Bose auch einen schlechteren Nahrungsmittelzugang von Frauen und unterschiedlicher Alterskohorten. In Bezug auf die erhöhte Sterblichkeitsrate von Frauen innerhalb einer Hungersnot widersprechen Ó Grádas Studien denen Boses jedoch in erheblichem Maße. Ó Gráda fand heraus, dass der entgegengesetzte Fall eintraf und aus verschiedensten Gründen Männer häufiger umkamen als Frauen (vgl. Ó Gráda 2009, S. 99ff. und Engler 2012).

Obwohl die FED-Theorie Sens zu weiten Teilen in der Wissenschaft akzeptiert wird, gibt es nichtsdestotrotz mehrere Kritikpunkte, beispielsweise die Fokussierung auf Hungersnöte, in denen natürliche Faktoren kaum eine Rolle spielten. Betrachtet man Fälle im Europa des 18. Jahrhunderts (der große Frost in Irland 1740-1741) oder aktuelle Hungersnöte (Horn von Afrika 2011), kann man sofort feststellen, dass sowohl natürliche als auch gesellschaftliche Faktoren Hungersnotzustände begünstigen. Devereux, welcher die FED-Theorie anderen vorzieht, kritisiert sie dessen ungeachtet als „ahistorical, apolitical, economic and static” (Devereux 1993, S. 82). Was Devereux bereits mit dem Wort „economic“ anspricht, ist eine weitestgehend fehlende Interdisziplinarität in Sens Theorie, der Hungersnöte, aufgrund seiner wissenschaftlichen Verankerung, als soziale und ökonomische Probleme auffasst.

Neben diesen drei Haupttheorien zur Erklärung von Hungersnöten gibt es noch zahlreiche weitere marktbasierende Ansätze, die ebenfalls nur auf einem oder wenigen Erklärungsfaktoren basieren. Schnell wird deutlich, dass die bisherigen

Theoriemodelle Hungersnöte nicht in zufriedenstellendem Maße erklären. Da sich zahlreiche Forscher und Institute mit diesem Phänomen auseinandergesetzt haben, kann es nicht an der nötigen Kompetenz mangeln. Vielmehr ist die häufige Fokussierung auf Hungersnöte des 20. Jahrhunderts das Problem. Zukünftig muss die empirische Grundlage mit modernen Vulnerabilitätsanalysemodellen erweitert werden, um bessere Theoriemodelle von Hungersnöten zu erhalten. Im folgenden Kapitel wird eines dieser neuen Modelle vorgestellt.

## 2 „Vulnerabilität“ und ein neues Analysemodell

Neben anderen Analysemodellen, die auf Vulnerabilitätskonzepten basieren, beispielsweise von Turner et al. (2003), Glaser et al. (2012) und Krämer (2012 sowie in diesem Band), bietet das „Famine Vulnerability Analysis Model“ (FVAM) neue Wege zur Analyse von Hungersnöten.

Das FVAM bezieht Bestandteile aller gängigen Theorien zu Hungersnöten als auch Anforderungen des Vulnerabilitätskonzeptes, beispielsweise die fünf Anforderungen Collets (in diesem Band), ein. Basierend auf Bestandteilen von Bohles Doppelstruktur der Vulnerabilität, dem „Sustainable Livelihoods Approach“ (SLA), dem Konzept von Füssel und dem BBC Analysemodell stellt das FVAM ein neues Vulnerabilitätsanalysemodell zur Betrachtung von historischen Hungersnöten dar (vgl. Bohle 2001, vgl. Füssel 2007, vgl. Pahl 2006, vgl. Birkmann 2006, vgl. Birkmann 2006a).

Aufgrund der Komplexität von Hungersnöten, die bereits Devereux ansprach (vgl. Devereux 1993, S. 8), ist es notwendig, dass das FVAM ein multikausales und nicht-lineares Analysemodell ist. Diese Modelle bieten die Möglichkeit, historische Daten, beispielsweise aus Hungersnöten, aufgrund moderner Analysemethoden mit Hungersnöten späteren Datums vergleichbarer zu machen. Erst dieser Vergleich, der mögliche Gemeinsamkeiten, aber auch Differenzen aufzeigt, ermöglicht es, innovative Erkenntnisse über das Verhalten in Hungersnöten zu gewinnen und Lernprozesse anzustoßen (vgl. Engler 2012).

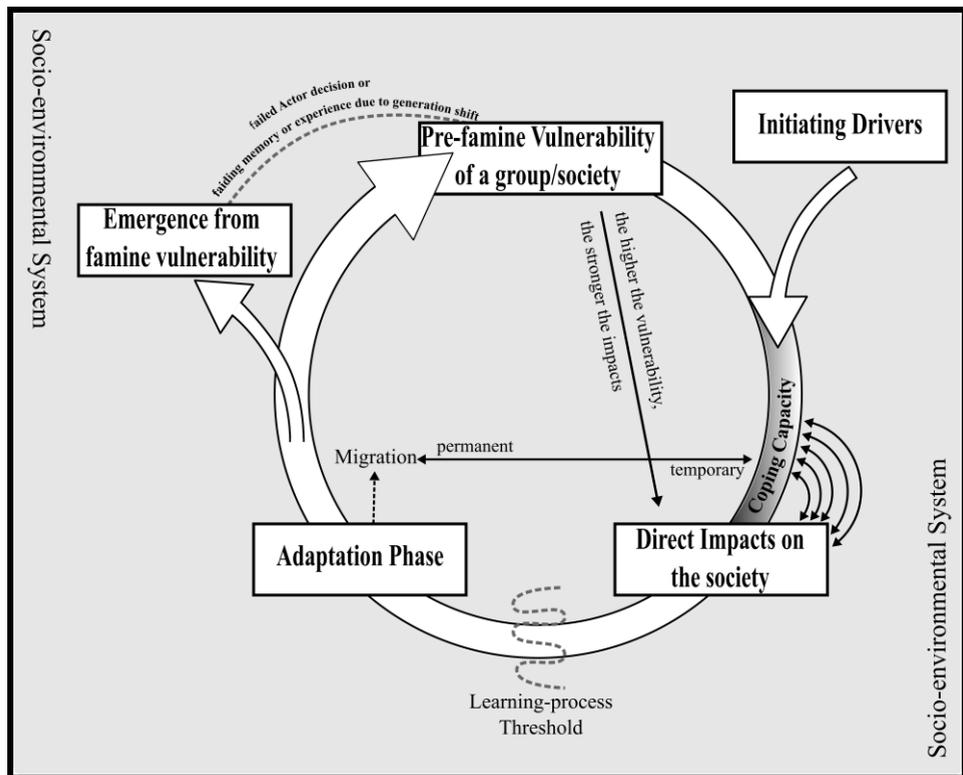
Neben dem Vorteil des zugrundeliegenden Vulnerabilitätskonzeptes versteht das FVAM den gesamten Prozess um Hungersnöte als Gesellschaft-Umwelt Interaktion. Diese wird auf der Basis eines systemtheoretischen Ansatzes analysiert. Im Allgemeinen liefert die Systemtheorie die Möglichkeit, umfassende interdisziplinäre Forschungszusammenhänge zu untersuchen (vgl. Nünning 1998, S. 521). Die Umwelt beeinflusst die Gesellschaft in all ihren Facetten und reagiert umgekehrt wahrscheinlich noch stärker auf Einflüsse der Gesellschaft – beide Sphären sind tief miteinander verflochten. In Anlehnung an Oliver-Smiths sozial-ökologisches System (vgl. Oliver-Smith 2011), die „human-environment systems“ von Turner et al. (Turner et al. 2003, S. 8074) und Mauelshagens und Englers Verständnis der „Soziosphäre“ (vgl. Mauelshagen; Engler 2012) kann ein Gesellschafts-Umwelt-

System als Grundlage für die Analyse von Hungersnöten angesehen werden (vgl. Engler 2012).

Das FVAM erweitert bisherige Modelle zur Analyse von Hungersnöten zudem um ein Phasenkonzept. Dieses ermöglicht es, Hungersnöte nicht ausschließlich als Gesamtes sondern auch auf einer kleineren Phasenebene zu analysieren und somit einen Vergleich dieser Ebenen durchzuführen. Basierend auf einer Analyse von Einzelfallstudien zahlreicher Hungersnöte, die sich weltweit zwischen 1315 und 2011 ereignet haben, konnten vier Hauptphasen beobachtet werden. Erstens die Verwundbarkeitsphase als Ausgangslage (*pre-famine vulnerability*), zweitens der Auslöser (*initial driver*), drittens die Bewältigungskapazität und direkten Einflüsse (*coping capacity and direct impacts*) und schließlich die Anpassungsphase (*adaptation phase*). Migration spielt eine wichtige Rolle und konstituiert eine Verbindung zwischen der dritten und vierten Phase. Die Phasenstruktur führt zu einer erhöhten Flexibilität des gesamten Analysemodells. Die Phasen erlauben so genannte Rückkoppelungseffekte (*feedback-loops*) und Querverbindungen. Das heißt, dass die Phasen nicht als linearablaufendes Konstrukt zu verstehen sind, sondern als Interdependenzen. Innerhalb der Phasen entstehen außerdem Anpassungsmöglichkeiten, da Indikatoren, unter anderem, zukünftig verändert und gewichtet werden können.

Die Analyse der Ausgangslage anhand von Verwundbarkeitskonzepten vor der eigentlichen Hungersnot ist der größte Vorteil im Vergleich zu bisherigen Analysemodellen. Sie untersucht die Lebenssituation der betroffenen Gruppe oder Gesellschaft bevor der/die Auslöser greifen und eine Hungersnot verursachen. Dieser Schritt ist unverzichtbar, um exaktere Erklärungsmodelle zu finden (vgl. Engler 2012). So hätte bei der Studie der Hungersnöte von Pfister und Brázdil 2006 in Bern, Böhmen und Mähren eine genauere Analyse der Ausgangslage eventuell zu noch differenzierteren Ergebnissen geführt (Pfister u. Brázdil 2006). Diese Analyseform hätte den Fokus eher in Richtung besserer Ausgangsbedingungen wandern lassen, anstatt ausschließlich angemessener Reaktionen und Anpassungen auf die Auslöser in Bern im Vergleich zu den anderen Regionen zu beleuchten.

Die netzwerkartige Phasenstruktur macht das FVAM (vgl. Abbildung 1) zu einem Vulnerabilitätskonzept, das anhand der eben beschriebenen Vorteile eine Erweiterung zu bisherigen Analysemodellen von Hungersnöten darstellt. Es ist komplex und gleichzeitig praktikabel.



**Abbildung 1:** Famine Vulnerability Analysis Model (FVAM)

## 2.1 Analyse der Verwundbarkeit vor der Hungersnot

Die Verwundbarkeit vor einer Hungersnot ist für die Analyse von besonderer Bedeutung. „Vor einer Hungersnot“ beschreibt in diesem Zusammenhang den Zeitraum, bevor der oder die Auslöser (vgl. Kapitel 2.2) beginnen, die Nahrungsversorgung einer Gruppe oder Gesellschaft auf einem spezifischen Weg negativ zu beeinflussen. Dabei sollte allerdings keine strikte, zeitliche Eingrenzung in historischer Tiefe vorgenommen werden, um etwa eine bessere Abgrenzung der Daten zu gewährleisten. In Anlehnung an Oliver-Smiths Studie „Peru’s Five Hundred Year Earthquake“ (Oliver-Smith 1994, S. 31) werden auch in diesem Modell langzeitliche, tiefenhistorische Entwicklungen und deren Auswirkungen einbezogen. Ein geeigneter Zeitpunkt, um zumindest einen Anhaltspunkt für den Beginn der Analyse zu haben, ist eine vorherige Hungersnot in der gleichen Region. Analysiert man beispielsweise die Hungersnot in Irland 1740-41, können viele, aber nicht alle, Indikatoren nach der Hungersnot 1728-29 erhoben werden.

Um die Anforderung der Phasenstruktur zu erfüllen, ist es wichtig, sowohl qualitative als auch quantitative empirische Sozialforschung in diese Phase, aber auch in das gesamte Analysemodell zu integrieren. Traditionell bauen Vulnerabilitätskonzepte und -modelle stärker auf qualitativer Sozialforschung auf, da diese dem Wissenschaftler einen tieferen Einblick in das Forschungsspektrum gewährt (vgl. Kromrey 2006, S. 538ff). Möchte man ferner gewisse Sachverhalte von Hungersnöten oder deren Ausgangslage untereinander vergleichen, ergeben sich neue Erkenntnisse, wenn man quantitative Variablen oder Indikatoren zur Analyse hinzuzieht. Da es sich um historische Daten handelt, werden diese aus Archiven gewonnen.

Folgt man bei der Auswahl von Faktoren und dazugehörigen Indikatoren dem bereits beschriebenen Basissystem (vgl. Kapitel 2), so ergeben sich zwei übergeordnete Vulnerabilitätsfaktoren, nämlich die Gesellschaft und die Umwelt.

Die gesellschaftliche Vulnerabilität besitzt viele Facetten. Das Individuum steht dabei genauso im Mittelpunkt wie gesamtgesellschaftliche Entwicklungen. Als Auffangmechanismen einer erhöhten Verletzlichkeit eines Individuums spielen soziale Netzwerke und gemeinnützige Organisationen eine große Rolle. Außerdem gehören sowohl politische Indikatoren, wie beispielsweise Machtstrukturen, Kriegsführung etc., als auch ökonomische Indikatoren, wie Erntedaten, Agrarstruktur etc. zur Analyse der gesellschaftlichen Vulnerabilität.

Die Analyse der Vulnerabilität der Umwelt erfasst alle umweltspezifischen Indikatoren, die Einflüsse auf die Nahrungsmittelverfügbarkeit bestimmter Gruppen oder Gesellschaften haben. Das Klima bildet beim FVAM einen Schwerpunkt. In diesem Kontext ist die Verbindung zwischen dem Klima und den Wachstumsperioden von Hauptnahrungsmittelpflanzen von enormer Bedeutung. Febvre beschrieb diesen Zusammenhang bereits 1949 folgendermaßen: „En d'autres termes, pour connaître l'action du climat sur l'homme, il faut d'abord connaître l'action du climat sur le milieu naturel dans lequel l'homme vit“ (Febvre 1949, S. 151f.). Die Analyse klimatischer Indikatoren wird dabei nicht auf Temperaturen und Niederschläge begrenzt. Vielmehr soll die Analyse klimasystemorientiert sein (Klimaförderung, etc.) und somit das Forschungsfeld der „Historischen Klimatologie“ bereichern. In diesem Teilbereich kann man sich bereits bestehender Modelle bedienen und diese so modifizieren, dass sie auf historische Ereignisse anwendbar werden.

Da es sich um ein Analysemodell für historische Hungersnöte handelt, können die ausgewählten Indikatoren nicht immer durch spezifische Werte erhoben werden, denn die Datendichte nimmt bei zunehmender historischer Tiefe ab und ist nicht in allen Teilen der Welt gleich stark vorhanden. Deshalb operiert die Analyse der Verwundbarkeit vor der Hungersnot mit Hilfe eines Indexierungsprinzips, das die 34 Indikatoren vorerst von -1 bis 1 klassifiziert. Die Zahl 0 beschreibt dabei eine neutrale Verhaltensweise des Indikators, wohingegen -1 für eine verminderte und 1 für eine erhöhte Vulnerabilität steht. Kann ein Indikator, aufgrund nicht vorhandener Archivdaten, nicht spezifisch gewichtet werden, so wird er mit null gewertet. Diese gängige mathematische Herangehensweise wird auch im Indexie-

rungsprinzip von Pfister und Brázdil verwendet (vgl. Pfister u. Brázdil 2006). So erlaubt das Indexierungsprinzip eine Gewichtung von -34 bis 34. Zukünftig sollen sowohl die Indikatoren weiter überarbeitet und angepasst, als auch das Indexierungsprinzip stärker gewichtet werden (vgl. Engler 2012).

**Tabelle 1:** Zehn exemplarische Vulnerabilitätsindikatoren<sup>1</sup>

<b>Gesellschaftsindikatoren</b>	<b>Umweltindikatoren</b>
Diversität der landwirtschaftlichen Anbauweise	Durchschnittliche Temperatur innerhalb der Wachstumsperiode der Hauptnahrungsmittelpflanzen
Marginalität in der Bevölkerung	Einfluss von anderen Klimaforcings
Marktintegration	Trinkwasserverfügbarkeit
Abhängigkeitsstrukturen	Trinkwasserzugang
Gesundheitssystem	Artenvielfalt

## 2.2 Auslöser einer Hungersnot

Es gibt viele Auslöser, die zu einer Hungersnot führen können. Es ist auch selbstverständlich, dass häufig nur eine Verbindung verschiedenster Auslöser Hungersnöte begünstigt. Meist gibt es allerdings einen Faktor, der eine größere Rolle spielt als andere, weshalb man von Hauptauslösern sprechen kann. Im Folgenden werden vier dieser Hauptauslöser dargestellt.

### *Klima*

Bei der Betrachtung historischer Hungersnöte ist es von besonderer Bedeutung, Klima- und Wetterphänomene zu analysieren. Zunächst werden die Temperatur und der Niederschlag studiert, da diese ausschlaggebend, in Bezug auf die Erntewahrscheinlichkeit der Nahrungsmittel einer Bevölkerung, sind. Eine kurze Frostperiode Anfang Mai reicht beispielsweise aus, um eine Kartoffelernte zu zerstören. Deshalb ist es wichtig, Wetterphänomene anhand von Wettertagebüchern zu rekonstruieren. Um die Ursache eines Wetter- bzw. klimatischen Umschwungs zu ergründen, können dann, wie in Kapitel 2.1 beschrieben, weitere Klimaforcings herangezogen werden. Die Hungersnot des großen Frostes in Irland 1740 und 1741 ist ein passendes Beispiel für eine Hungersnot, die sehr stark durch das Klima geprägt wurde (vgl. Dickson 1997).

<sup>1</sup> Die gesamte Liste der Indikatoren der Verwundbarkeit vor einer Hungersnot befindet sich in Engler 2012.

### *Politische Entscheidungen*

Politische (Fehl)entscheidungen waren und sind die wohl offensichtlichsten und zugleich empörendsten Ursachen der Hungersnöte. In Anlehnung an Bose sind sowohl nicht zielführende als auch fehlende Eingriffe politischer Entscheidungsträger die häufigsten Gründe für Hungersnöte im 20. Jahrhundert (vgl. Bose 1990, S. 701). Auch vor dem 20. Jahrhundert gab es Nahrungsmittelengpässe und Hungersnöte, die hauptsächlich auf politischen Fehlern basierten. Pfister und Brázdil zeigen ein derartiges Beispiel anhand der Hungerkrise auf, die in Böhmen und Mähren um 1770 fatale Ausmaße annahm (vgl. Pfister u. Brázdil 2006).

Dieser Auslöser korreliert stark mit anderen Auslösern, wie Klima und Kriegen. Erfahrungsgemäß beeinflussen sich diese in bestimmten Abhängigkeitsmustern. Kriege könnten in diesem Zusammenhang gar als politische Fehler angesehen werden – was sie sicherlich auch sind – allerdings werden Kriege aufgrund ihrer Häufigkeit als Ursache von Hungersnöten als einzelner Auslöser betrachtet (vgl. Keller 1992; Ó Gráda 2009).

### *Kriege*

Bei der Untersuchung afrikanischer Hungerkrisen der 1970er Jahre (vgl. Keller 1992) wird schnell deutlich, dass Kriege ganze Bevölkerungsgruppen in Hungersnöte stürzen können. Ó Gráda beschreibt dies folgendermaßen: „civil war alone was enough to trigger a major famine in Nigeria in 1968-70” (Ó Gráda 2009, S. 20f.). Die Hungersnot, die von ihm beschrieben wird, ist jedoch nur ein Beispiel von vielen. In Somalia und Eritrea dauern politische Unruhen und Bürgerkriege seit Jahrzehnten an und befördern tausende Menschen in tödliche Hungersnöte (vgl. Keller 1992, S. 609ff.). Im Dreißigjährigen Krieg, dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg führten Belagerungszustände häufig zu Hungersnöten der belagerten Bevölkerungsgruppen (vgl. Engler 2012).

### *Mikrobakterielle Schocks*

Auch mikrobakterielle Schocks können zu einer Hungersnot führen, bzw. in großem Maße Anteil daran haben. Ein Beispiel, einer so hervorgerufene Hungersnot, ist Irland zwischen 1845 und 1852. *Phytophthora infestans* ist ein Pilz, der zu großen Ernteaussfällen führen kann. Besser bekannt ist er als so genannte Kartoffelfäule. Im 19. Jahrhundert war diese Pilzerkrankung von Pflanzen weitestgehend unbekannt, weshalb die betroffene Bevölkerung – die nahezu ausschließlich auf die Kartoffel angewiesen war – keine adäquaten Anpassungsstrategien an sie besaßen. Kinealy zitiert eine Augenzeugin aus dieser Zeit, die die Situation als “a blight of unusual character” (Kinealy 2006, S. 31) beschreibt und damit die Hilflosigkeit der betroffenen Iren ausdrückt.

### 2.3 Bewältigungskapazität und direkte Einflüsse

Nachdem die beschriebenen Auslöser, einzeln oder in einer spezifischen Zusammensetzung, begonnen haben eine Bevölkerungsgruppe oder Gesellschaft zu beeinträchtigen, ist deren Bewältigungskapazität gefordert. Bewältigung oder coping beschreibt „das Potenzial eines Systems, den Einfluss von Stressoren oder Störungen zu reduzieren oder zu verhindern“ (Ifejika Speranza 2006, S. 26). Das heißt, dass Bewältigung in diesem Zusammenhang alle kurzzeitigen oder temporären Aktionen der Betroffenen umfasst, die der Verhinderung oder Linderung einer Hungersnot dienen.

Dazu bedienen sie sich spezifischer Bewältigungsstrategien. Im Kontext von Hungersnöten sind Bewältigungsstrategien „das Bündel an Produzentenantworten auf abnehmende Nahrungsmittelverfügbarkeit oder den Zugang zu diesen in unnormalen Jahreszeiten oder Jahren“ (Davies 1996, S. 45). Außerdem müssen die Konsumenten samt ihrer Handlungsspielräume in diese Bewältigungsstrategien einbezogen werden.

Von den zahlreichen Bewältigungsstrategien während einer Hungersnot werden hier einige zentrale vorgestellt. Die wohl bekannteste und häufigste Reaktion auf eine Hungersnot ist die Veränderung der Essensgewohnheiten. Dabei gelten zwei Regeln: Weniger und anders. Weniger bedeutet, dass die Betroffenen eine geringere Nahrungsaufnahme vollziehen, um die knappen Güter zu sparen. Anders heißt, dass andere Produkte konsumiert werden, nämlich die so genannten „famine foods“ (Ó Gráda 2009, S. 73ff.). Dazu zählen Grasarten, aufgeweichte Rinden u.s.w., die nur in besonders kargen Zeiten verzehrt werden. Im Fall der Hungersnot in Indien in den 1860er Jahren aßen die Menschen Mangokerne (Ó Gráda 2009, S. 74). Generell verliert der Geschmack im fortwährenden Prozess einer Hungersnot im Vergleich zur Nährwertmenge an Bedeutung.

Eine weitere spezifische Bewältigungsstrategie stellt das Sparen dar. Damit ist nicht ausschließlich das Nahrungsmittelsparen gemeint, sondern Einsparungen in jeglicher Hinsicht. Dazu gehört in erster Linie auch das Sparen der finanziellen Ressourcen, wobei auf Ausgaben für Kleidung, Hygieneprodukte, weniger nützlicher Nahrung etc. verzichtet wird. Dies dient der Aufrechterhaltung der so genannten „Exchange Entitlements“ nach Sen (vgl. Kapitel 1).

Aus der Perspektive politischer Entscheidungsträger ist eine Veränderung des Import-Export Verhaltens eine normale Bewältigungsstrategie zur Vermeidung bzw. Verminderung der Auswirkungen eines Hungersnotauslösers. In historischer Zeit führte dies häufig zu einem Ausfuhrverbot von Getreideprodukten bei gleichzeitiger Erhöhung der Importaktivitäten (vgl. Abel 1974). Zusätzlich wurden die betroffenen Regionen, wenn möglich, mit Hilfsmaßnahmen unterstützt. Dies geschah entweder von staatlicher Hand oder durch die Kirche, die in Hungersnotzeiten ein wichtiger Akteur für die Zivilgesellschaft war (vgl. Engler 2012).

Das Konzept der Bewältigungskapazität bezieht unter anderem diese Strategien mit ein. Die UNISDR definiert Bewältigungskapazität als „die Fähigkeit von

Menschen, Organisationen und Systemen sich, samt ihres verfügbaren Könnens und ihrer Ressourcen, ungünstigen Situationen, Gefahren und Katastrophen zu stellen und diese zu überwinden“ (Unisdr 2009, S. 8). Ist die Bewältigungskapazität einer Gesellschaft zu gering, führen die Auslöser zu direkten hungersnotspezifischen Einflüssen.

Direkte Einflüsse auf die Gesellschaft sind meist offensichtlich. Unruhen (vgl. Bose 1991, S. 725), aufkommende Krankheiten (vgl. Lucas 1930, S. 357ff.) und eine steigende Sterblichkeitsrate sind extern betrachtet die grauenvollsten Auswirkungen von Hungersnöten. Neben diesen charakteristischen Auswirkungen gibt es weitere Effekte, die verdeutlichen, wie tief verwoben Gesellschaft und Umwelt auch in diesem Aspekt sind. Die massive Bodendegradierung in der Sahelkrise (1970er und 80er Jahre), die agrarwirtschaftliche Produktionen drastisch gesenkt hat, ist ein gutes Beispiel für die Existenz eines Gesellschafts-Umwelt Systems. Auf der einen Seite beeinflussten die klimatischen Bedingungen das Weideland, zugleich führte die unfreiwillige Entscheidung der Hirten zu einer Überweidung (vgl. Engler 2012).

Die Verbindung zwischen den Bewältigungskapazitäten und -strategien sowie den direkten Einflüssen auf eine Gesellschaft sollte daher nicht als linear ablaufender Prozess gesehen werden. Vielmehr existieren Rückkoppelungsprozesse und Verbindungen zwischen beiden Teilen, die durch zusammenhängende Reaktionen auf spezifische Situationsschemata gekennzeichnet sind (vgl. Engler 2012).

## 2.4 Anpassungsphase

Anpassung in Bezug auf Klimawandel ist definiert als „the degree to which adjustments in practices, processes or structures can moderate or offset the potential for damage or take advantage of opportunities created (...)“ (IPCC 1997, S. 1). Dabei sind Anpassungen bzw. Anpassungsstrategien weitreichender und führen zu tiefergreifenderen Systemveränderungen als eben beschriebene Bewältigungsstrategien, die eher auf eine kurzfristige Verbesserung der Lebenssituation abzielen (vgl. Engler 2012).

Bevor sich eine Gesellschaft oder eine Bevölkerungsgruppe jedoch den Einflüssen einer Hungersnot anpasst, muss eine bestimmte Lernschwelle überschritten werden. Es ist davon auszugehen, dass es einen „Grenzwert“ oder „Schwellenwert“ gibt bzw. einen Bereich, nach dessen Überschreitung Anpassungsprozesse nötig erscheinen.

Nach Jahrhunderten mit verschiedensten Hungersnöten führte erst die sogenannte „Große Irische Hungersnot 1845-52“ zu tiefgreifenden Anpassungen, die einen Ausweg aus dem Teufelskreis der Hungersnöte lieferten. Ein entscheidendes Problem vieler irischer aber auch weiterer Hungersnöte stellte die agrarische Monokultur dar. In großem Ausmaß verließ man sich im Sommer auf den Hafer und im Winter auf die Kartoffel. Dadurch begab man sich in eine Abhängigkeit guter Ernten beider Nahrungsmittel. Auch der Markt kann Ernteverluste nicht immer

ausgleichen, was eine seiner vielen Funktionen ist. Eine bedeutende Anpassungsstrategie stellt daher eine diversifizierte und breitgefächerte Anbauweise dar. Das Baltikum, welches früher als Brotkorb oder Kornkammer Europas galt (vgl. Abel 1974), konnte durch diese Anbaukultur nicht nur die eigene Bevölkerung versorgen, sondern auch große Gewinne durch Exporte erzielen.

Die vorsorgliche und staatliche Lagerung von Getreide ist eine weitere wirkungsvolle Anpassungsstrategie, um Hungersnöten vorzubeugen. Diese Art der Getreidespeicherung ist deutlich von privatwirtschaftlichen „Hortungen“ abzugrenzen, die häufig dazu dienen, Getreidepreise zu beeinflussen und somit aus der Notsituation vieler Gewinn zu generieren. Die vorsorgliche Speicherung zielt vielmehr darauf ab, in guten Erntejahren von staatlicher Seite Getreide für folgende und möglicherweise schlechte Jahre zurückzuhalten. Damit einher geht häufig eine Vergrößerung der Getreidelagerstätten.

Neben diesen Anpassungsstrategien führen auch technische Innovationen zur Vermeidung von Nahrungsmittelknappheit. Eine bedeutende Innovation im Kontext von Nahrungsmittelerzeugung sind der Dünger und später der so genannte Kunstdünger.

Die weitreichendste Anpassungsstrategie, die sowohl Folgen für das Individuum bzw. die migrierende Gruppe als auch für Herkunfts- und Zuwanderungsstaat besitzt, ist die permanente Migration. Diese unterscheidet sich von der temporären oder kurzzeitigen und meist internen Migration, die zu den Bewältigungsstrategien zählt. Ein charakteristisches Beispiel dafür sind Land-Stadt Migrationen von Familien aufgrund fehlgeschlagener Ernten und dadurch verursachter Nahrungsmittelknappheit (vgl. Engler 2012). Innerhalb der Stadt erhoffen sie sich besseren Zugang zu Nahrung, sie können auf Hilfsorganisationen zurückgreifen oder als letzte Strategie anfangen zu betteln.

Im Kontext der Anpassungsphase ist die Migration hingegen permanent und überschreitet dabei meist Staatsgrenzen. Migration stellt daher im FVAM ein phasenverbindendes Element dar. Die permanente Migration ist allerdings nicht nur die weitreichendste und meist effektivste Anpassungsstrategie auf individueller Ebene, sondern erfahrungsgemäß auch die riskanteste. Dabei verlassen die Migrierenden ihren gewohnten, aber von Nahrungsmittelknappheit bedrohten Lebensraum auf der Suche nach einem besseren, aber unbekanntem. Diese neue und fremde Umgebung ist nicht der einzige Faktor, der problematisch sein kann. Durch Abwanderungen kommt es meist auch zu einer Separierung bestimmter Bevölkerungsgruppen. Infolgedessen werden soziale Netzwerke auseinandergerissen, die in Krisensituation aufeinander abgestimmt waren. Das führt zu einer erhöhten sozialen Vulnerabilität (vgl. Oliver-Smith 2010).

Sind bzw. waren die beschriebenen gesamtgesellschaftlichen, formellen und informellen Anpassungsstrategien erfolgreich, so kann das für eine Gruppe oder Gesellschaft den Ausweg aus dem Teufelskreis der Hungersnöte bedeuten. Nach einem Generationswechsel innerhalb der Bevölkerung oder nach falschen politischen Entscheidungen (Rücknahme der Anpassungsstrategien, etc.) können sie

wieder in diesen Kreislauf hineingeraten. Sind die Anpassungsmethoden ganz ausgeblieben, waren nicht ausreichend oder gar falsch, gibt es keinen direkten Ausweg aus dem Teufelskreis der Hungersnöte (vgl. Engler 2012).

### **3 Zusammenfassung und Forschungsausblick**

In diesem Artikel wurde gezeigt, dass viele bekannten und anerkannten Theorien zu Hungersnöten nicht ausreichen, um deren Ursache-Wirkungsgefüge zu erklären. Das kann darauf zurückgeführt werden, dass die Zahl betrachteter Fallstudien von Hungersnöten zu klein ist, oder dass zu Grunde liegende Analysemodelle nicht umfassend genug sind. Deshalb wurde ein Analysemodell (FVAM) entwickelt, das auf der Basis eines Gesellschaft-Umwelt Systemverständnisses und des Vulnerabilitätskonzepts Hungersnöte untersucht. Dieses soll flexibel genug sein, um historische Daten für den Vergleich mit späteren und aktuellen Hungersnöten verfügbar und studierbar zu machen. Erst diese Ausweitung der empirischen Wissensbasis und der Vergleich können innovative Erkenntnisse fördern. Dabei hilft die Phasenstruktur des FVAM, welche auch die Verwundbarkeit der Bevölkerung vor einer Hungersnot betrachtet und analysiert und nicht, wie andere Modelle, erst mit einem meist klimatischen Auslöser einsetzt. Innerhalb der phasenstrukturellen Analyse werden sowohl qualitative als auch quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung verwendet. Zwischen den Phasen werden zudem Rückkopplungseffekte zugelassen, um der nicht-linearen Komplexität von Hungersnöten gerecht zu werden. Die Analyse von Hungersnöten mithilfe von holistischen Vulnerabilitätsmodellen, wie dem FVAM, kann zu neuen theoretischen Verständnissen von Hungersnöten führen.

Neben dem globalen Klimawandel wird die Nahrungsmittelversorgung der Weltbevölkerung zukünftig nach neuen Lösungsansätzen und -konzepten verlangen. Eine breitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesen Themen bzw. auch den Schnittstellen beider Themen erscheint daher geboten. Neben theoretischen Konzepten sollte aber auch an konkreten praktischen Plänen zur Vermeidung oder Eingrenzung von Hungersnöten gearbeitet werden. Erweiterungen des „Sustainable Livelihoods Approach (SLA)“ scheinen in diesem Kontext vielversprechend zu sein.

## 4 Literatur

- Abel, Wilhelm (1974): Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg / Berlin.
- Birkmann, Jörn (ed.) (2006): Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies. Tokyo et al..
- Birkmann, Jörn (2006a): Measuring vulnerability to promote disaster-resilient societies: Conceptual frameworks and definitions. In: Birkmann, J. (Hg.): Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies. Tokyo – New York – Paris, S. 9-54.
- Bohle, Hans-Georg (2001): Vulnerability and Criticality: Perspectives from Social Geography. In: IHDP Update 2/2001. Newsletter of the International Human Dimensions Programme on Global Environmental Change, 1-7.
- Bose, Sugata (1990): Starvation amidst Plenty: The Making of Famine in Bengal, Honan and Tonkin, 1942-45. In: Modern Asian Studies 24.4, S. 699-727.
- Davies, Susanna (1996): Adaptive Livelihoods: Coping with Food Insecurity in the Malian Sahel. London.
- Devereux, Stephen (1993): Theories of Famine. New York.
- Diakonie Katastrophenhilfe (2011): Somalia. Schutz für die Hungerflüchtlinge. Verfügbar unter: [http://www.diakonie-katastrophenhilfe.de/hilfe-weltweit/2061\\_7604\\_DEU\\_HTML.php](http://www.diakonie-katastrophenhilfe.de/hilfe-weltweit/2061_7604_DEU_HTML.php) zuletzt besucht am 08 Mai 2012.
- Dickson, David (1997): Arctic Ireland: The Extraordinary Story of the Great Frost and Forgotten Famine of 1740-41. Belfast.
- Engler, Steven (2012): Developing a historically based “Famine Vulnerability Analysis Model” (FVAM) – An interdisciplinary Approach. In: Erdkunde – Archive for Scientific Geography, 66.2, S. 157-172.
- European Commission Humanitarian Aid (2009): Food Crisis in Kenya. Q&A. [http://ec.europa.eu/echo/files/aid/countries/Kenya\\_Drought\\_QA\\_Apr09\\_en.pdf](http://ec.europa.eu/echo/files/aid/countries/Kenya_Drought_QA_Apr09_en.pdf) zuletzt besucht am 20 Juli 2011.
- Febvre, Lucien (1949): La terre et l'évolution humaine. Introduction géographique à l'histoire. Paris.
- Feed the Future (2011): Fact Sheet: Feed the Future. <http://www.feedthefuture.gov/> zuletzt besucht am 19 Oktober 2011.
- Feed the Future (2011a): Fact Sheet: Horn of Africa food crisis. <http://www.feedthefuture.gov/> zuletzt besucht am 19 Oktober 2011.

- Füssel, Hans Martin (2007): Vulnerability: A generally applicable conceptual framework for climate change research. In: *Global Environmental Change* 17, S. 155-167
- Glaser, Rüdiger et al. (2012): Spatio-Temporal Change of Climate Induced Regional Vulnerability and Resilience in Central Europe since AD 1000 (im Druck).
- Ifejika Speranza, Chinwe (2006): Drought vulnerability and risk in agro-pastoral areas. An integrative approach and its application in Kenya. PhD Thesis. Bern.
- IPCC (1997): The Regional Impacts of Climate Change: An Assessment of Vulnerability. IPCC Special Report. Summary for Policymakers. Verfügbar unter: <http://www.ipcc.ch/pdf/special-reports/spm/region-en.pdf> zuletzt besucht am 04 August 2011.
- Keller, Edmond J. (1992): Drought, War, and the Politics of Famine in Ethiopia and Eritrea. In: *The Journal of Modern African Studies* 30.4, S. 609-624.
- Kinealy, Christine (2006): *This Great Calamity. The Irish Famine 1845-52*. Dublin.
- Kromrey, Helmut (2006): *Empirische Sozialforschung*. 11. Auflage. Stuttgart.
- Lucas, Henry S. (1930): The Great European Famine of 1315, 1316, and 1317. In: *Speculum* 5.4, S. 343-377.
- Malthus, Thomas Robert (1798): *An Essay on the Principle of Population, as it Affects the Future Improvement of Society with Remarks on the Speculations of Mr. Godwin, M. Condorcet, and Other Writers*. London. Verfügbar unter: <http://www.esp.org/books/malthus/population/malthus.pdf> zuletzt besucht am 25 Juni 2011.
- Mauelshagen, Franz / Engler, Steven (2012): *Climate History of the Anthropocene: Extending the Field of Historical Climatology* (im Druck).
- Nünning, Ansgar (Hg.) (1998): Systemtheorie. In: *Metzler Lexikon. Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart, S. 521-523.
- Ó Gráda, Cormac (2009): *Famine. A Short History*. Princeton.
- Oliver-Smith, Anthony (1994): Peru's Five Hundred Year Earthquake: Vulnerability in Historical Context. In: Varley, A. (Hg.): *Disasters, Development and Environment*. Chichester – New York, 31-48.
- Oliver-Smith, Anthony (2010): *Defying Displacement. Grassroots Resistance and the Critique of Development*. Austin.
- Oliver-Smith, Anthony (2011): *Environmental Migrants? Nature, Society, and Population Displacement*. Unpublizierte Präsentation für die Konferenz zu

- “Environmental Change and Migration in Historical Perspective” in München, 04-06.08.2011.
- Pahs, Raimund (2006): Regionalentwicklung zwischen lokalen und transnationalen Systemen: Ein multiperspektivischer Ansatz am Beispiel der Western Province, Zambia. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades. Bochum.
- Pfister, Christian / Brázdil, Rudolf (2006): Social vulnerability to climate in the “Little Ice Age”: an example from Central Europe in the early 1770s. In: *Climates of the Past* 2, S. 115-129.
- Sen, Amartya (1981): *Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation*. Oxford / New York.
- Sen, Amartya (1984): *Resources, Values and Development*. Oxford.
- Turner Billie L. et al. (2003): A framework for vulnerability analysis in sustainability science. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences* 100.14, S. 8074-8079.
- UNISDR (2009): *2009 UNISDR Terminology on Disaster Risk Reduction*. Geneva.
- Welt Online (2011): Hohe Preise mitverantwortlich für Hungerkrise. Verfügbar unter: <http://www.welt.de/wirtschaft/article13547622/Hohe-Preise-mitverantwortlich-fuer-Hungerkrise.html> zuletzt besucht am 08 Mai 2012.
- Wisner, Ben et al. (2004): *At Risk. Natural Hazards, People’s Vulnerability and Disasters*. 2. Auflage. London /New York.



# Historische Hungerkrisen



# **Kurmainz und die Hungerkrise 1770–72.**

## **Ursachen, Umgang, Folgen**

*Sascha Weber*

In den Jahren 1770 bis 1772 kam es in Mitteleuropa zu einer der schwersten Hungerkrisen des 18. Jahrhunderts. Nach einer Reihe von Missernten, seit 1766, führten ungewöhnlich nasses Wetter sowie lange frostige Winter in den Jahren 1770 bis 1772 zu einer ersten Krise, die durch besonders starke Preissteigerungen gekennzeichnet war und zur Verelendung breiter Bevölkerungsschichten führte. Diese Teuerungskrise stellte die Regierungen der mitteleuropäischen Territorien vor kaum lösbare Herausforderungen (Huhn 1987, S. 38).

In meinem Beitrag möchte ich das Handeln in der Hungerkrise am Beispiel der kurmainzischen Landesregierung untersuchen. Das Mainzer Erzstift war das weltliche Herrschaftsgebiet der Erzbischöfe von Mainz. Mit seinen 175 Quadratmeilen und 300.000 Einwohnern war es das größte geistliche Kurfürstentum des Alten Reiches, jedoch nur halb so groß wie Kurhannover, das kleinste der weltlichen Kurfürstentümer.

Das Kurfürstentum Mainz war aufgrund seiner starken territorialen Zersplitterung – es erstreckte sich vom Rhein über den Spessart und Odenwald bis nach Thüringen –, den vielfältigen wirtschaftlichen Unterschieden in den einzelnen Landesteilen und der vielen Zollgrenzen besonders gefährdet. Hinzu kam die hohe Verschuldung der einzelnen Landgemeinden als Folge des Siebenjährigen Krieges (1756-1763).

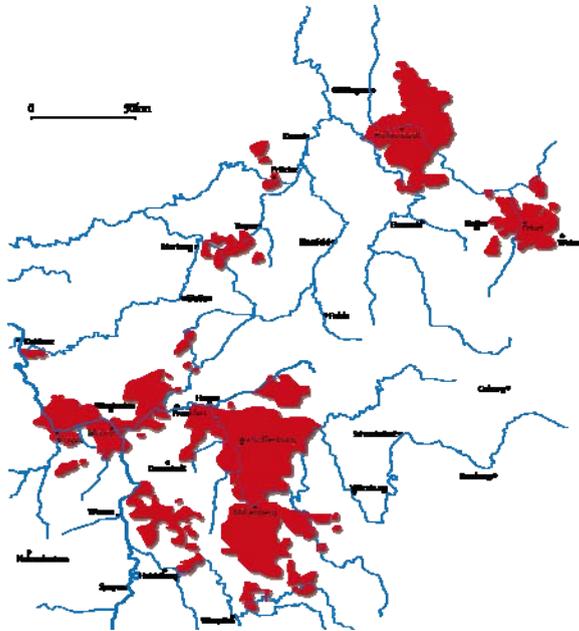


Abbildung 1: Das Kurfürstentum Mainz im 18. Jahrhundert<sup>1</sup>

Ein entschiedenes Vorgehen zur Eindämmung der Hungerkrise und zur Abwendung der Folgeschäden war nicht nur aufgrund der damals üblichen paternalistischen und kameralistischen Überzeugungen und Vorstellungen der Landesherren geboten, sondern auch durch die innenpolitische Ausgangslage in Kurmainz. Die Hungerkrise wurde, wie die ihr vorausgegangenen Missernten, von den konservativen Kräften im Domkapitel, im Klerus und in der Bevölkerung als göttliche Strafe für die Regierungspolitik des fortschrittlichen Kurfürsten gedeutet. War doch zur Förderung von Wirtschaft und Handel zum 1. Januar 1770 die völlige Abschaffung von 18 Feiertagen<sup>2</sup> sowie die Verschiebung weiterer Feiertage auf Sonntage in Kurmainz in Kraft getreten, was die Zahl der Feiertage auf 47 reduzierte. Eine Maßnahme, der sich besonders die Landbevölkerung verweigerte, indem sie an den abgeschafften Feiertagen trotzdem weniger arbeitete, die vom Pfarrer heimlich durchgeführte Messe besuchte und sich zum geselligen Feiern und Trinken traf. Dass die Bevölkerung die Hungerkrise als göttliche Strafe für die Feiertagsreduktion ansah, daran änderten auch die von der Obrigkeit angeordneten Predigten zur Rechtfertigung der Feiertagsreduktion wenig. Erst die populäre Schuldzuweisung auf Spekulanten und Wucherer als Verursacher der Hungerkrise konnte die Deutung der Hungerkrise in eine der Regierung genehmere Bahn lenken (Darapsky 1995, S. 270; Jürgensmeier 2002, S. 440).

<sup>1</sup> Karte des Mainzer Kurfürstentums, Sascha Weber.

<sup>2</sup> Allgemein zu den Feiertagsreduktionen vgl. Jakubowski-Tiessen 2007, S. 395-415.

Mit meinem Beitrag möchte ich zeigen, dass Kurmainz einerseits eine hohe Vulnerabilität gegenüber Hungersnöten besaß, dass aber andererseits die Verwundbarkeit in Kurmainz gegenüber der Hungerkrise von 1770–72 geringer war, als in anderen Territorien des Alten Reiches; der hohen Verletzlichkeit also eine überdurchschnittliche Befähigung zur Bewältigung gegenüberstand.<sup>3</sup> Diese geringeren Folgeschäden der Hungerkrise führe ich auf drei Punkte zurück: Erstens, die bereits einige Jahre vor der Hungerkrise einsetzenden Reformanstrengungen. Zweitens, das daraus resultierende umsichtige Krisenmanagement der Landesregierung. Drittens, das besondere Wesen eines geistlichen Staates.

## 1 Kurmainzische Reformpolitik im Zeichen der Aufklärung

Mit der überraschenden Wahl Emmerich Josephs von Breidbach-Bürresheim<sup>4</sup>, einem Schüler des zwei Jahre zuvor vom kurfürstlichen Hofe verbannten aufklärerischen Großhofmeisters Friedrich von Stadion (Weber 2012b), zum neuen Mainzer Erzbischof wurde 1763 die Reform und Modernisierung des Mainzer Erzstifts zum Regierungsziel erklärt. In den folgenden Jahren knüpfte die Regierung nicht nur an die von Stadion begonnenen Wirtschaftsreformen an und führte sie weiter; auf allen Politikfeldern wurden Reformvorhaben geplant und umgesetzt. Vor allem in den 1760er Jahren reisten die Mitglieder der kurfürstlichen Regierung durch die Kurlande und erstellten Gutachten zu einer Vielzahl von Fragen, von den örtlichen Gegebenheiten bis zu möglichen Reformvorhaben und ihrer Durchführbarkeit.

In den Jahren vor der Hungerkrise lag der Schwerpunkt der Reformtätigkeit vor allem auf der regionalen Wirtschaftsförderung, einer energischen Handelspolitik zur Regelung der Zollfrage und einer erfolgreichen Finanzpolitik zur Senkung der Staats- und Gemeindeverschuldung. Gegen Ende der 1760er Jahre wandte man sich dann verstärkt der Planung von Reformen der Armenfürsorge, der Schule und Universitäten zu. Der Reformeifer des Kurfürsten und seiner Landesregierung stieß dabei jedoch immer wieder auf Ablehnung und Widerstände, sowohl innerhalb des Klerus und Teilen der Beamtenschaft als auch bei der breiten Masse der frommen Bevölkerung des Erzstifts (Blanning 1974, S. 108-141; Jürgensmeier 1993, S. 308-315; Jürgensmeier 2002, S. 423-446).

---

<sup>3</sup> Zum Konzept der Vulnerabilität vgl. Bohle 1993; Hilhorst 2004, besonders S. 1; Voss 2008; Watts 1993; Wisner 1993.

<sup>4</sup> Mit der Reformpolitik Kurfürst Emmerich Josephs habe ich mich in meiner Dissertation „Katholische Aufklärung? Reformpolitik in Kurmainz unter Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim 1763-1774“ beschäftigt, die von 2009 bis 2012 am Historischen Seminar der Universität Mainz entstanden ist (Betreuer: Prof. Dr. Matthias Schnettger).



**Abbildung 2: Emmerich Joseph Freiherr von Breidbach zu Bürrenheim, 1707-1774<sup>5</sup>**

Keine dieser Reformmaßnahmen wurde in Hinsicht auf eine Hungersnot geplant oder war, da sie erst kürzlich umgesetzt wurden bzw. noch durchgesetzt werden mußten, in der Lage die Last einer Hungerkrise zu lindern. Doch war es gerade diese ausgedehnte und umfassende Reformtätigkeit, die ein verhältnismäßig erfolgreiches Agieren der Landesregierung während der Hungerkrise 1770–72 möglich machte. Mit Emmerich Joseph kam 1763 – durch Kommissionsbildungen und Umgehung der eigentlichen, weit älteren und der Aufklärung kritisch gegenüberstehenden Entscheidungsträger – eine ausgesprochen junge Generation von Ministern und Beamten in die entscheidenden Positionen. Der Premierminister, Großhofmeister Karl von Groschlag (Krüger 1970) war auf dem Höhepunkt der Hungerkrise 1771 42 Jahre alt, der Hofkanzler Anselm Franz von Bentzel (Jung 1966) war 33, genauso wie der Leiter der geistlichen Verwaltung, Generalvikar Damian Friedrich von der Leyen, der Geheime Referendarius Philipp Karl von Deel war 38, der Erfurter Statthalter Karl Theodor von Dalberg (Hömig 2011) sogar erst 27 Jahre alt. Sie alle hatten durch die Reformanstrengungen bereits einen großen Schatz an Regierungserfahrung ansammeln können und waren sich über die Gegebenheiten, Möglichkeiten und Grenzen des Kurfürstentums und seiner einzelnen Regionen bewusst. Doch entscheidender noch für eine Krisensituation: Sie waren mittlerweile geübt darin, Entscheidungen zu treffen und auch gegen Widerstände

<sup>5</sup> Porträtmalerei Emmerich Josephs nach 1764, im Privatbesitz von Dr. Franz Stephan Pelgen.

zu handeln; selbst wenn sich später erweisen sollte, dass die getroffenen Entscheidungen noch nachjustiert oder korrigiert werden mussten.

## 2 Die Hungerkrise 1770–72

Die Hungerkrise von 1770–72<sup>6</sup> war in ihrem Ursprung zunächst ein Naturereignis, insofern „als sie auf witterungsbedingte Ausfälle in der Brotgetreideproduktion“ (Zimmermann 1995, S. 20) zurückging. Die Jahre der Hungerkrise bildeten einen Höhepunkt der „kleinen Eiszeit“. Bereits seit 1766 hatte es in ganz Mitteleuropa Ernteausfälle aufgrund der schlechten Witterung gegeben. Die Jahre 1770 bis 1772 sahen ein besonders nasses und kaltes Wetter, in vielen Teilen Deutschlands herrschte noch bis in den April 1770 Frost und Schnee, der die Wintersaat zerstört hatte. Die Sommersaat 1770 wurde durch die anhaltende Kälte, den unablässigen Regen und die starken Überschwemmungen gleichfalls vernichtet (Collet 2010, S. 239; Vasold 2008, S. 108-113).

Die Ursachen für das schlechte Wetter sind noch nicht endgültig geklärt. Vielleicht könnten Vulkanaktivitäten eine Rolle gespielt haben: Der Vulkan Hekla auf Island brach 1766 aus, genauso wie der Ätna 1763, 1764 und 1766 und der Vesuv 1766/67. Ein für die indische Hungersnot von 1769/70 verantwortlicher Vulkanausbruch, wahrscheinlich in Indonesien, könnte sich auch auf das mitteleuropäische Klima im folgenden Jahr ausgewirkt haben. Im Sommer 1770 kam es außerdem zu einem Vulkanausbruch in der Karibik. Darüber hinaus wurden 1768/69 mehrere Erdbeben in Deutschland beobachtet sowie eines im Juli 1770 in Süditalien (Vasold 2008, S. 110-113).

Die Ernte fiel witterungsbedingt um mindestens ein Drittel geringer aus. Im Durchschnitt verdoppelten sich die Getreidepreise in Mitteleuropa. In Preußen wie in Süddeutschland verdreifachten sie sich. Der Preis für Dinkel verdoppelte sich in Südwestdeutschland im Herbst 1770 erst von 3 auf 6 Gulden und verfünffachte sich bis zum Mai 1771 auf 15 bis 16 Gulden (Collet 2010, S. 243; Rankl 2005, S. 747; Vasold 2008, S. 113-115; Zimmermann 1995, S. 20). Das starke Bevölkerungswachstum, man geht von einer Verdoppelung der deutschen Bevölkerung im 18. Jahrhundert aus, und die zunehmende Verelendung großer Teile der Bevölkerung verschärften die Ernährungssituation und erhöhten die Vulnerabilität im 18. Jahrhundert (Collet 2010, S. 239; Endres 1975; Vasold 2008, S. 107). Aufgrund der Hungerkrise und ihrer Folgen verdoppelte sich die Sterblichkeitsrate in Deutschland. Schätzungsweise ein Zehntel der Bevölkerung starb am Hunger oder seinen Folgen (Collet 2010, S. 239; Post 1990; Vasold 2008, S. 123-127).<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Zur Hungerkrise im Alten Reich vgl. Abel 1974, S. 191-266; Schmidt 1991, S. 267-280. Zur Hungerkrise in Bayern vgl. Rankl 2005. Zur Hungerkrise in Böhmen vgl. Brázdil 2001.

<sup>7</sup> Dabei bleibt trotzdem fraglich, wie viele wirklich am Hunger und den direkten Folgen starben und wie viele an anderen Ursachen, wie etwa den gesundheitlichen Folgen des anhaltenden nasskalten Wetters.

Die Hungerkrise von 1770–72 wird gewöhnlich als Hungersnot alten Typs nach der FAD-Theorie (Food Availability Decline) eingeordnet. Die Einteilung in vormoderne produktionsbasierte, moderne marktbasiertere und postmoderne transferbasierte Hungersnöte (Devereux 2007, S. 12) lässt jedoch viele Aspekte außer Acht. Freilich war die Hungerkrise von 1770–72 eine produktionsbasierte Hungersnot aufgrund der mehrfachen Missernten und des Getreidemangels, gleichzeitig war die Krise zu einem guten Teil aber auch marktbasierter, bedingt durch die Wucherer und Spekulanten, die den Preis in die Höhe trieben, und die Ausfuhrverbote, sodass große Teile der hungernden Bevölkerung keinen Zugang zu verfügbarer Nahrung hatten. Nicht zuletzt war es aber auch eine transferbasierte Hungersnot, da weder innerhalb des Reiches noch innerhalb der einzelnen Territorien die Nahrung so verteilt wurde, wie sie gebraucht wurde, sondern jedes Territorium versuchte Nahrungsmittel im Land zu halten und innerhalb des Territoriums das Militär vor der Zivilbevölkerung und die Städter vor der Landbevölkerung bei der Verteilung bevorteilt wurden.

### 3 Die Hungerkrise in Kurmainz

Das Kurfürstentum Mainz war, wie auch alle seine Nachbarterritorien, von der Hungerkrise betroffen. Die Auswirkungen waren in den einzelnen Landesteilen je nach struktureller Ausgangslage verschieden. Die Residenzstadt Mainz war grundsätzlich auf die Zufuhr von Getreide angewiesen, vor allem aus der benachbarten Kurpfalz. Als politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und nicht zuletzt geistlicher Mittelpunkt hatte die Versorgung der Stadt die oberste Priorität für die Landesregierung. Dank der Maßnahmen der Regierung erreichte man, dass sich die Getreidepreise in der Stadt Mainz insgesamt nur verdoppelten. Während in den meisten Territorien eine Verdoppelung von 1769 auf 1770 und darauffolgend eine Verdreifachung bis Verfünffachung im Jahr 1771 zu beobachten ist, gelang es in Mainz wirksam gegen den zweiten Preissprung vorzugehen. Der Weizenpreis stieg in Mainz im Jahr 1770 von 4 auf 7,2 Gulden und steigerte sich 1771 nur auf 8,14 Gulden, bevor die Preise nach der Ernte von 1773 langsam wieder abfielen und 1775 den Stand von 1769 erreichten. Das gleiche traf auch auf die anderen Getreidearten wie Roggen zu (Blanning 1974, S. 113; Darapsky 1995, S. 270).

In den von Forst- und Landwirtschaft geprägten Dörfern des Odenwaldes, Spessarts und der Bergstraße mit der dort vorherrschenden Subsistenzwirtschaft waren vor allem die bäuerlichen Unterschichten von der Hungerkrise betroffen. Zu einer deutlichen Erhöhung der Sterblichkeit kam es dort nicht, auch die Auswanderungen hielten sich bei durchschnittlich zwei bis drei Familien pro Amtsbezirk in Grenzen (Staatsarchiv Würzburg (StA Wü): Aschaffenburgischer Archivreste 15/XXXVII, Nr. 1 und Nr. 1a).

Tabelle 1: Getreidepreise für Roggen pro Malter in der Stadt Mainz<sup>8</sup>

Jahr	Roggenpreis
Durchschnitt 1743-1767	2 bis 3 Gulden
Höchststand 1762	5 Gulden 55 Kreuzer
1768	2 Gulden 55 Kreuzer
1769	3 Gulden 38 Kreuzer
1770	5 Gulden 50 Kreuzer
1771	7 Gulden 59 Kreuzer
1772	6 Gulden 41 Kreuzer
1773	5 Gulden 31 Kreuzer
1774	3 Gulden 47 Kreuzer
1775	4 Gulden
1776	2 Gulden 55 Kreuzer

Auch der spätestens seit 1740 in Kurmainz übliche Kartoffelanbau könnte dabei eine bescheidene Rolle gespielt haben.<sup>9</sup> Für den Rheingauer Landesteil, in dem die Landwirtschaft vom Weinbau stark dominiert, beinahe verdrängt wurde, liegt der Verdacht nahe, dass dieser wesentlich verheerender von der Hungerkrise betroffen war. Doch konnte dort die größte Not durch die vielen, im Rheingau existierenden Klöster, Stifte und Hospitäler aufgefangen werden (Schmidt 2011; Schmidt 2008, S. 263). Dies zeigt sich auch im Befund der kleinen Studie von Walter Hell (2007) zu dem Rheingauer Dorf Eibingen, in der die Hungerkrise von 1770–72 überhaupt nicht auftaucht; vermutlich weil die von ihm untersuchten Armen-, Kranken- und Sterbeakten in diesen Jahren nichts auffälliges verzeichnen.

Während so die Hungerkrise in den meisten Landesteilen verhältnismäßig gut bewältigt wurde, traf es einen Landesteil besonders schwer: das thüringische Eichsfeld.<sup>10</sup> Dort war die landwirtschaftliche Produktion kaum nennenswert. Fast alle Eichsfelder Untertanen arbeiteten haupt- oder nebenberuflich im Leinen- und Wollgewerbe und produzierten in Heimarbeit die notwendigen Rohprodukte für die Wollmanufakturen in Gotha und Göttingen (Haendly 1996, S. 72-120 u. 181-186).

„Die Hungersnot war ein elementares Ereignis. Sie mußte sich hier härter auswirken, und die angeführten amtlichen Berichte bezeugen es, nachdem die Bevölkerung durch Krieg und Brandschatzung, insbesondere durch die ungeheuere Er-

<sup>8</sup> Tabelle nach Rödel 1985, S. 408f.

<sup>9</sup> StA Wü: Mainzer Regierungsarchiv (MRA), Zehnt K 213/9. Vgl. Schäfer 1968. Für das Eichsfeld gibt Wolf (1921, S. 307) für den Beginn des Kartoffelanbaus das Jahr 1743 an.

<sup>10</sup> Zum kurmainzischen Eichsfeld vgl. zuletzt Duhamelle 2010. Zur Hungersnot im Eichsfeld vgl. Haendly 1996, S. 129-131. Riese 1980, S. 81 zeigt einen enormen Anstieg des Roggenpreises in der benachbarten Reichsstadt Mühlhausen während der Hungerkrise von 160 auf 2.500 Pfennig. Amtliche Berichte zur Hungerkrise im Eichsfeld finden sich im Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg, Standort Wernigerode: LHASA, MD, Rep. A 37a; Nr. 24-26.

pressung des preußischen Königs während der Friedensverhandlungen, völlig verarmt und an den Bettelstab gebracht worden war. Generationen hatten darunter zu leiden“ (Haendly 1996, S. 134).

Der Chronist des Jesuitenkollegs in Heiligenstadt berichtet vom Beginn der Hungersnot im Eichsfeld. Der Winter habe bis in den April gedauert und die gesamte Ernte sei durch die Regenfälle vernichtet worden. Da das Landvolk des Eichsfeldes sein Einkommen im Leinen- und Wollgewerbe erwarb, dessen Erzeugnisse in diesen Notzeiten nicht abgesetzt werden konnten, wusste ein großer Teil der Bevölkerung nicht mehr, wovon er leben sollte. Aufgrund der schlechten Nahrungssituation breiteten sich im ganzen Eichsfeld Krankheiten unter der Landbevölkerung aus. Die heutige Forschung geht davon aus, dass es sich dabei um Fleckfieber, der so genannte „Hungertyphus“, handelte (Vasold 2008, S. 120-123). Um dem Elend abzuhelfen, wurden auf Befehl des Kurfürsten Fleisch, Suppe und Medikamente an die Kranken verteilt, ohne dass Klarheit bestand, ob die Hofkammer oder die Landstände<sup>11</sup> des Eichsfelds am Ende für die Rechnung aufkommen würden (Opfermann 1989, S. 376f. u. 383f.).

„Zu dem allgemeinen Unglücke, das wegen der Getreideteuerung auf dem Eichsfeld lastete, kamen in diesem Jahre [1772, S.W.] noch eine gefährliche Insektenart hinzu, die auf mehreren Ländereien die aufsprießende Saat abfraßen und mit einer schädlich zähen Flüssigkeit benetzte. Deswegen sank die Hoffnung auf die kommende Ernte stark“ (Opfermann 1989, S. 383).

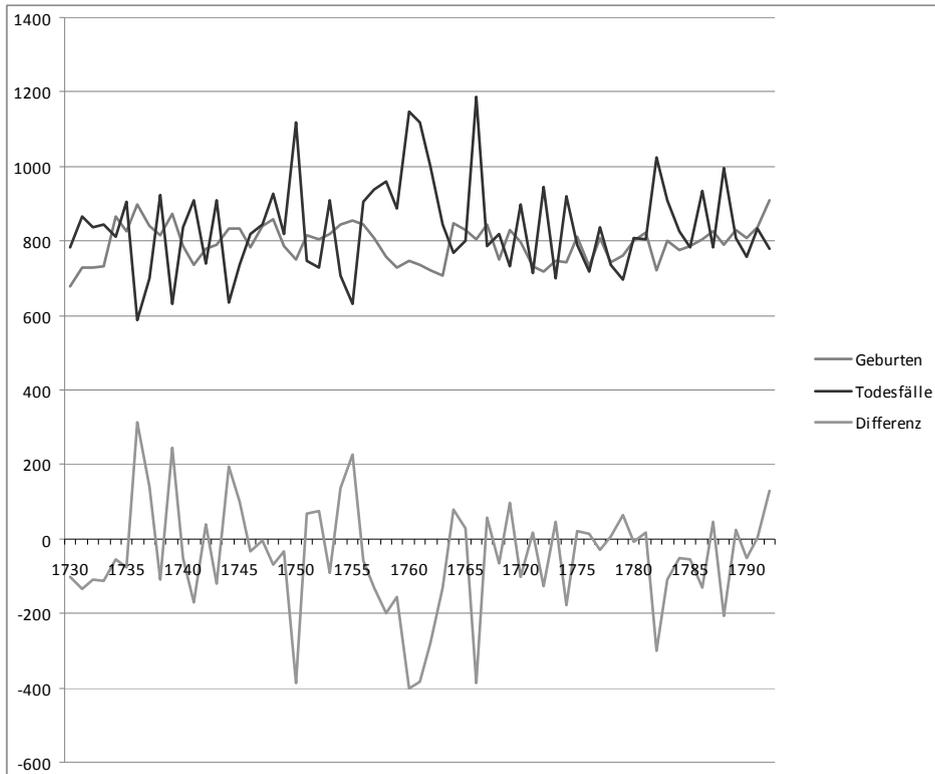
Die große Not im Eichsfeld führte dazu, dass viele Männer ihre Familien verließen und sich von den kaiserlichen oder preußischen Truppen anwerben ließen (Opfermann 1989, S. 383f.).<sup>12</sup> Nicht ganz so elend wie im Eichsfeld, doch immer noch deutlich schlimmer als im westlichen Landesteil, verlief die Hungerkrise in Erfurt, das vollständig von fremden Territorien umschlossen und so von der Getreidezufuhr abgeschnitten war. Es mag aber auch zum Teil daran gelegen haben, dass der Statthalter des Kurfürsten vor Ausbruch der Krise verstorben war und Dalberg, sein Nachfolger, seinen Dienst in Erfurt erst nach der Hungerkrise antrat. Hier stieg der Weizenpreis im Sommer 1771 auf das Dreifache des Preises von 1769, während der Preis für den Malter Roggen sich sogar versechsfachte. Infolge dessen verdoppelte sich die Sterberate und die Geburtenrate ging stark zurück. Erfurt verlor durch die Hungerkrise etwa sechs Prozent seiner Bevölkerung. Dies liegt deutlich unter den zehn Prozent, die durchschnittlich in ganz Deutschland gestorben sind, steht aber auf der anderen Seite in noch deutlicherem Kontrast zu den Verlusten in der Residenzstadt Mainz, die nur ein sehr geringes Anwachsen der

<sup>11</sup> Das Eichsfeld war der einzige kurmainzische Landesteil, in dem es auch im 18. Jahrhundert noch Landstände und einen Landtag gab. Zu den Eichsfelder Landständen vgl. Braun 2008.

<sup>12</sup> Die Eichsfelder Regierung meldete dagegen am 1. August 1772 nach Mainz, als Antwort auf ein kurfürstliches Schreiben, das vor preußischen Werbern in Nordhausen und Mühlhausen warnt und die Eichsfelder Beamten anweist gegen diese Werber mit *schärfsten Nachdruck* zu verfahren, von den preußischen Werbern in den benachbarten Städten wisse man nichts und es habe auch keine Versuche gegeben kurmainzische Landeskinder abzuwerben. Geheimes Staatsarchiv Berlin (GStA): Rep. 110 C. 8. n).

Sterberate und nur einen minimalen Rückgang der Geburtenrate erlebte (Freyh 1978, S. 282-284).

**Diagramm 1: Geburten und Sterbefälle in der Stadt Mainz<sup>13</sup>**



#### 4 Die landesherrlichen Maßnahmen

Die möglichen Maßnahmen, die eine Regierung während einer Teuerungskrise im 18. Jahrhundert treffen kann und sollte, hatten sich seit der Antike herausgebildet. Dieser „überlieferte“ Kanon war sowohl den Regierenden bekannt als auch den Untertanen, die in einer Krise eben auch diese Maßnahme von ihrer Obrigkeit erwarteten. Michael Huhn (1987, S. 39f.) hat diesen Kanon wie folgt katalogisiert:

<sup>13</sup> Diagramm nach Dreyfus 1956, S. 246.

**Tabelle 2: Kanon obrigkeitlicher Teuerungsmaßnahmen aus Huhn, S. 39f.**

<p>A. Vermehrung der verfügbaren Getreidemenge</p> <p>I. Sicherung der Ernte für den Brotkornbedarf</p> <p>a) Verbot, vor der vollen Reife zu ernten</p> <p>b) Pedantische Ährenachlese</p> <p>c) Verbot, Branntwein zu brennen</p> <p>II. Be-/Verhinderung des Getreideabflusses</p> <p>a) Ausfuhrverbot oder –mengenbegrenzung (dazu verstärkte Grenzkontrollen gegen Schmuggler)</p> <p>b) Einführung von Ausfuhrzöllen</p> <p>III. Förderung des Getreidezufusses</p> <p>a) Abschaffung oder Senkung der Einfuhrzölle</p> <p>b) Einfuhrprämien</p> <p>c) Aufhebung von Handelshemmnissen (z.B. des Ausschlusses auswärtiger Kaufleute von den Märkten)</p> <p>d) Getreideankauf im Ausland</p> <p>IV. Erlaß, Nachlaß oder Stundung von Naturalgefallen</p> <p>V. Öffnung der Vorratslager (Militär- und Domänenmagazine)</p>	<p>III. Außerkraftsetzung der Mahlsteuer und anderer das Brot verteuender Abgaben</p> <p>C. Senkung des Getreideverbrauchs</p> <p>I. Hinweise auf Ersatznahrung, Mahnungen zur Sparsamkeit</p> <p>II. Verbot, Mehl fein auszumahlen</p> <p>III. Verbot, frisches Brot zu kaufen</p> <p>IV. Ausweisung von Fremden, vor allem der mittellosen</p> <p>D. Sicherung des Einkommens der vom Hunger bedrohten Familien durch Wirtschaftsförderung</p> <p>I. Notstandsarbeiten zur Arbeitsbeschaffung</p> <p>II. Schutzzölle für von Absatzkrisen betroffene Gewerbe</p> <p>III. Ankauf der nicht absetzbaren Produktion</p> <p>E. Lebensmittelhilfe für Bedürftige</p> <p>I. Unentgeltliche Abgabe von Brot/Getreide</p> <p>II. Verkauf verbilligten Brotes/Getreides</p>
<p>B. Stabilisierung der Getreidepreise</p> <p>I. Versuche, Spekulationen zu unterbinden</p> <p>a) Festsetzung von Höchstpreisen</p> <p>b) Verbot des Zwischenhandels</p> <p>c) Begrenzung der Zahl der Händler</p> <p>d) Ein-/Verschärfung der Marktordnungen</p> <p>e) Durchsuchungen und Beschlagnahme gehorteten Getreides</p> <p>f) Anordnung von Zwangsverkäufen</p> <p>g) Belohnung für das Denunzieren von Wucherern</p> <p>h) Amtlich veranlaßte/geduldete Einschüchterung der Händler durch aufgebrachte Massen</p> <p>II. Verkauf verbilligten Brotes/Getreides</p>	<p>F. Unterrichtung der Obrigkeit über die Lage durch nachgeordnete Behörden über</p> <p>I. Ernteaussichten und Ernteerträge</p> <p>II. Bedarf bis zur nächsten Ernte</p> <p>III. Vorhandene Vorräte</p> <p>IV. Ein- und Ausfuhr</p> <p>V. Lebensmittelpreise</p> <p>G. Beruhigung der Bevölkerung</p> <p>I. Je nach Lage der Dinge Zensur oder Bekanntgabe von Nachrichten über den Umfang der Vorräte</p> <p>II. Bekanntmachungen über die Tätigkeit der Regierung zur Linderung der Not</p> <p>III. Verstärkte Präsenz von Polizei und Militär</p>

Huhn (1987, S. 40f.) stellte damit fest: „Die Teuerungspolitik fast aller europäischer Staaten und Stadtstaaten im 18. Jahrhundert war [...] nichts anderes als die Anwendung einer mehr oder weniger großen Auswahl von Maßnahmen aus diesem Kanon.“ Dies trifft auch auf die Maßnahmen zu, die in Kurmainz getroffen wurden.<sup>14</sup> Der Erfolg der kurmainzischen Maßnahmen liegt daher weniger in ihrer Originalität oder Wirksamkeit als in ihrer entschlossenen Um- und Durchsetzung zur Beruhigung des Volkes und des Marktes.

<sup>14</sup> Zu den Maßnahmen in anderen Territorien vgl. Blaich 1959; Collet 2010; Huhn 1987, S. 58-80; Schneider 2008; Vasold 2008, S. 117-120; Vogt 1921; Weinzierl-Fischer 1954; Zimmermann 1995, S. 22-24.

Nach dem Ernteausfall im Jahr 1770 und der daraus resultierenden Verdoppelung der Getreidepreise wurde zu Beginn des Jahres 1771 aus den Reihen der kurfürstlichen Regierung eine Kommission eingesetzt, deren Aufgabe es war, die Ursachen für die Teuerungen zu untersuchen und geeignete Maßnahmen zur Bewältigung der Krise zu ergreifen. Da es der Regierung vor allem darum ging, das Volk zu beruhigen und eine Panik zu vermeiden, teilte sich die Arbeit der Fruchtkommission in zwei Bereiche: In das, was die Kommission für die Augen der Öffentlichkeit unternahm, um die Bevölkerung und den Markt zu beruhigen, und in das, was die Kommission im Geheimen wirklich tat, um die Krise zu bewältigen.

Der erste offizielle und bekanntgemachte Untersuchungsbericht der Kommission<sup>15</sup> stand ganz im Zeichen der Beruhigung der Bevölkerung. Sie kam zu dem Ergebnis, dass der Getreidemangel künstlich verursacht worden war, und zwar durch die Getreidehorter, die Wucherer und die Spekulanten. Dies vermittelte einerseits das Bild, dass es grundsätzlich ausreichend Getreide gab, andererseits kam man damit der Vorstellungswelt der Untertanen entgegen, die „sich Preisauftrieb nicht anders als durch wucherische Praktiken“ (Zimmermann 1995, S. 19) erklären konnte. Aus dem Untersuchungsergebnis resultierten die ersten Fruchtverordnungen, die sich vor allem gegen die Horter und Wucherer richteten. Die Kornpreise wurden festgesetzt und den Spekulanten wurde mit Beschlagnahmung gedroht (Blanning 1974, S. 113; Darapsky 1995, S. 270; Werner 1836, S. 199-205). In der Verordnung vom 21. Mai 1771 behauptete die kurfürstliche Regierung, dass es keinen Grund zur Panik gäbe, eine vom Kurfürsten angeordnete Visitation der Stadtspeicher habe ergeben, dass genügend Getreide für alle vorhanden sei (GStA: Rep. 110 B. 57. o). In Wirklichkeit waren die Stadtspeicher kaum gefüllt.

Um die Bevölkerung zu beruhigen, wurden von der Fruchtkommission, unter dem ungewöhnlichen Namen „Mainzer Brod-Stahl“, Preistabellen herausgegeben. Durch diese Aufstellungen der Festpreise und Gewichte sollte der Bevölkerung das Gefühl einer sich kümmernden Regierung vermittelt werden und sie sich dadurch vor Wucherern und Spekulanten geschützt fühlen.

---

<sup>15</sup> Die Akten der Fruchtkommission finden sich im StA Wü: MRA, MK V 2142 MzPolAkt, MK V 2488 MzPolAkt u. MzPolAkt 2224.

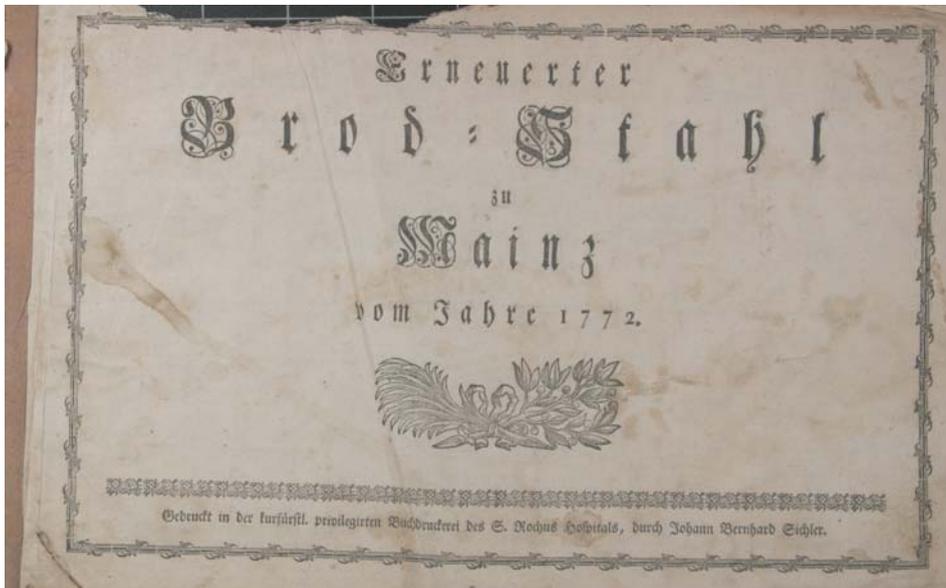


Abbildung 3: Titelblatt „Erneuerter Brod-Stahl zu Mainz vom Jahre 1772“<sup>16</sup>

**TABELLE** Lit. A.

Geber den Marktpreis, Frucht-Mehl-Gewicht, Anzahl der Saibe Brod, samt Tax und 50 Kr. Zusatz für den Becker per Malter Korn.

Marktpreis	Das Malter Korn à 130. Pfund		à 135. Pfund		à 140. Pfund		à 145. Pfund		à 150. Pfund		à 155. Pfund		à 160. Pfund		à 165. Pfund		à 170. Pfund	
Neu Tax Zusatz für den Becker	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl	Abgang an Mehl	Verbleibt an Mehl
50	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2
40	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2
30	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2
20	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2
10	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2	102 1/2	27 1/2

Abbildung 4: Tabelle aus dem „Mainzer Brod-Stahl“

Auch viele andere Maßnahmen der Teuerungsbekämpfung wurden von der kurfürstlichen Regierung eingesetzt. Zudem wurden überall im Land auf Anordnung

<sup>16</sup> Für den Hinweis und die Überlassung der beiden Photographien bedanke ich mich herzlichst bei Herrn Dr. Franz Stephan Pelgen, Mainz.

des Kurfürsten Streuobstwiesen angelegt, in öffentlicher Hand befindliches Ödland wurde nutzbar gemacht und durch eine Intensivierung der Armenfürsorge wurde versucht, die Auswirkungen der Hungerkrise einzudämmen. Besonders im Mittelpunkt standen dabei die „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“. Während Emmerich Joseph selbst in der Residenzstadt den Bau einer Reitschule veranlasste und den größten Teil der Kosten aus seiner Privatschatulle finanzierte sowie mehrere vermögende Bürger zur Finanzierung weiterer Bauprojekte überredete (Werner 1836, S. 200f), wurden mit der Verordnung vom 6. Mai 1771 alle Landbeamten aufgefordert, die ortsansässigen Tagelöhner zu melden, die nun durch den darniederliegenden *Handel und Wandel* arbeitslos waren, diese sollten alle von den jeweiligen Ortsschultheißen angestellt werden und zu einer für „die Gemeind nützlichen Arbeit“ eingesetzt werden. Der Lohn wurde für die Krisenzeit täglich in Geld oder Brot ausgezahlt. Tagelöhner, die trotzdem keine Arbeit fänden, sollten von den kurfürstlichen Beamten in Fabriken untergebracht werden. Zu dieser „Stellenvermittlung“ war es den Beamten erlaubt sich, unter Missachtung des Dienstweges, direkt untereinander auszutauschen, anstatt die Vermittlung über Mainz zu koordinieren (StA Wü: Aschaffenburg Archive 15/XXXVII, Nr. 1).

Mit dem Fortgang der Krise sah sich Kurmainz schließlich gezwungen ebenfalls Ausfuhrverbote zu verhängen. Nichtsdestotrotz ließ Emmerich Joseph die *Wasser und Thore* offen und gewährte nicht nur die Durchfahrt fremden Getreides, sondern befreite auch all jene Getreidelieferungen von den kurmainzischen Zollabgaben, um so auch das Leiden der Untertanen seiner Nachbarn zu lindern (Werner 1836, S. 201).

Die Ausfuhrverbote und Fruchtsperren der einzelnen Territorien im Alten Reich empfand Kurfürst Emmerich Joseph als ungeeignete Maßnahme, einer Teuerung zu begegnen. Vielmehr verstärkte sie diese Teuerung nur, indem in dem einen Territorium durch den Mangel die Preise steigen und im anderen Territorium das übermäßige Getreide nicht an die notleidenden Nachbarn verkauft werden dürfe. Er versuchte daher all seinen Einfluss als Reichserzkanzler zu nutzen und beauftragte seinen Reichstagsdirektoralgesandten Philipp Wilhelm Freiherr von Lincker<sup>17</sup>, die Angelegenheit am 31. Januar 1772 vor das Kurkolleg zu bringen. Emmerich Joseph schlug den anderen Kurfürsten vor,

„nur die Ausfuhr der Früchte außer Deutschland, nicht aber den freien Handel damit im Innern zu untersagen, vielmehr dem letztern, selbst mit Nachlaß des sonst üblichen Transito-Zolls, alle mögliche beförderliche hilfreiche Hand zu leisten“ (zitiert nach Werner 1836, S. 204).

Am 7. Februar wurde dem Mainzer Plan im Kurkolleg ohne Abänderungen zugestimmt, nach den Zustimmungen der fürstlichen und reichsstädtischen Kollegien brachte Kurmainz das Reichsgutachten am 10. Februar 1772 zur Diktatur, das am 28. Februar die kaiserliche Ratifikation erhielt (Magen 1992, S. 82-110). „Auf sein [Emmerich Josephs, S.W.] alleiniges Betreiben kam demnach dieser Vertrag mit

---

<sup>17</sup> Kurmainzischer Geheimer Rat, von 1744 bis 1779 kurmainzischer Gesandter am Reichstag.

einer vorher nie erhörten Schnelligkeit zu Stande“ (Werner 1836, S. 204). Bereits vor der Ratifikation ließ Emmerich Joseph die Fruchtsperre am 25. Februar 1772 in den kurmainzischen Landen aufheben:

„Wir haben Uns seither mit wahrer Bekümmerniß angelegen seyn lassen, die Wirkungen der allgemeinen Fruchthoth nach Möglichkeit zu lindern und deren betrübte Folgen von dem gemeinen Wesen abzuwenden; da Wir nun wahrnehmen, daß dem eingerissenen Mangel nicht nur, sondern auch der Theuerung selbstn größtenteils gesteuert sey, so bieten Wir mit Vergnügen einer Sache die Hand, welche schon seit geraumer Zeit der Gegenstand Unserer Bemühung gewesen ist. Wir wollen daher, daß der freie und ungehinderte Fruchthandel in Unsern Kurlanden von nun an wieder gestattet und Jedermann erlaubt seyn soll“ (zitiert nach Werner 1836, S. 204f.).

Trotz seines raschen Erfolges vor dem Reichstag folgte kaum einer der deutschen Reichsstände dem kurmainzischen Beispiel, in den meisten Territorien blieben die Fruchtsperren bis zum Ende der Hungerkrise bestehen (Collet 2011, S. 47-48; Werner 1836, S. 203-205).

Hinter den Kulissen versuchte die Fruchtkommission mit allen Mitteln genau das Getreide zu beschaffen, das angeblich in den Speichern der Residenzstadt lagerte. Am 5. Oktober 1771 trat Kurfürst Emmerich Joseph persönlich vor das Domkapitel und bat darum, einen Kredit über 20.000 Gulden für den Ankauf von Getreide aufzunehmen. Das Kapitel stimmte diesem Kredit am 16. Oktober zu, verlangte aber die Tilgung der Schuld innerhalb von einem, höchstens eineinhalb Jahren. Aus den 20.000 Gulden wurden innerhalb nur eines Monats 30.000 und schließlich 150.000 Gulden, die sich der Kurfürst bei der Frankfurter Kaufmannsfamilie Bolongaro<sup>18</sup> leihen musste. Mit diesem Geld ließ die Hofkammer heimlich in Sachsen und Schwarzburg Getreide aufkaufen. Dieser Handel wurde, nur kurz bevor in Sachsen und Schwarzburg die Ausfuhrverbote verhängt wurden, abgeschlossen. Am 4. Dezember 1771 machte sich der Getreidetransport auf den Weg. Über das Eichsfeld, Fritzlar und Amöneburg sollte die Lieferung nach Mainz gebracht werden. Doch auch hier stellte sich die Natur gegen alle menschlichen Maßnahmen. Durch die ununterbrochenen Regenfälle waren die Straßen im Eichsfeld derart aufgeweicht, dass die Karren beschädigt und das Getreide nass wurde, sodass schließlich der gesamte Getreidetransport auf seiner ersten Etappe im kurmainzischen Eichsfeld steckenblieb. Ein Teil der Ladung wurde an die Reichsstadt Mühlhausen, der andere an die Eichsfelder Bevölkerung verkauft (Opfermann 1989, S. 376-377; Wolf 1921, S. 309). Ob für das Scheitern dieses Planes neben den Naturgewalten die Tatsache eine Rolle gespielt haben könnte, dass vor den Augen der verhungernenden Eichsfelder ein gewaltiger Getreidetransport für die Mainzer vorbeizog, sei dahingestellt. Fest stand nur: Kurfürst Emmerich Joseph

---

<sup>18</sup> Dieser Kredit stand auch im Zusammenhang mit der Übersiedlung der Kaufmannsfamilie 1771 nach „Emmerichstadt“, der im Aufbau befindlichen Neustadt der kurmainzischen Stadt Höchst. Vgl. Schäfer 1975, S. 15-48.

und seine Minister mussten sich einen anderen Weg einfallen lassen, um den Hauptstädtern einen gefüllten Speicher präsentieren zu können.

Sobald die kurfürstliche Regierung vom Schicksal des Getreidetransports erfuhr, erweiterte sie den Kredit bei den Bolongaros und kaufte noch im Dezember 1771 große Mengen Getreide in Polen ein. Diese wurden auf dem Seeweg von Danzig nach Amsterdam transportiert und von dort rheinaufwärts nach Mainz verschifft. Nachdem die Ladung heimlich in Mainz gelöscht worden war, konnte die Regierung das „Stadtspeicherkorn“ zu moderaten Preisen auf den Mainzer Markt bringen. Dabei trug die Hofkammer die Differenz zwischen den Kauf- und Transportkosten und dem Verkaufspreis in Mainz. Mit diesem Streich gelang es der kurfürstlichen Regierung die, in allen anderen Territorien stattgefundenene, zweite Preissteigerung des Jahres 1772 zu verhindern und die Residenzstadt durch die Krise zu bringen (Blanning 1974, S. 113; Darapsky 1995, S. 270; Werner 1836, S. 199-205). Interessant sind hierbei vor allem die Parallelen zu der Untersuchung Dominik Collets (2010, S. 241-245) zur Hungerkrise in Preußen, bei der den leeren bis halbgefüllten Kornspeichern gleichfalls eine Funktion als „Beruhigungsmaßnahme“ zufiel, um die Preise niedrig und stabil zu halten, bis das rettende Getreide in letzter Minute aus Polen beschafft wurde – wenn auch deutlich weniger friedlich als im kurmainzischen Fall.<sup>19</sup>

Nach diesem, im Vergleich zu den benachbarten Territorien gelungenen, Krisenmanagement wurde Kurfürst Emmerich Joseph bei seiner Rückkehr von der jubelnden Mainzer Bürgerschaft empfangen, die vor der Stadt die Pferde seiner Kutsche ausspannten und ihn selbst bis zum kurfürstlichen Schloss zogen und ihm eine Lobrede widmeten (Blanning 1974, S. 113; Darapsky 1995, S. 270; Werner 1836, S. 203).

Die Tatsache, dass Emmerich Joseph in der Hungersnot für seine Untertanen da war und ihnen Brot gegeben hat, wird in der Lobrede besonders herausgestellt, auch und gerade gegenüber anderen Fürsten. „Denn Du siegest über Wucher, über Theuerung, über Tod, Der mit seiner ganzen Schreckniß manchen Armen lang gedroht“ (Stadtbibliothek Mainz (StB Mz): Mog m:2°/133). Emmerich Josephs Handeln wird darin mit denen des biblischen Joseph gleichgestellt:

„Du sprachst, so wie er gesprochen: keiner soll in Noth verderben! Keiner soll in meinen Landen, durch die Wuth des Hungers sterben! – Ja; wir fühlen Deine Fürsicht! – Dein Empfindungsvolles Herz, Reicht uns in der Nacht der Schwermuth Trost und Wonne in dem Schmerz“ (StB Mz: Mog m:2°/133).

Dieses Bild hielt sich noch bis in die Revolutionszeit, sodass er der einzige Kurfürst war, den die Revolutionäre lobten, der von den Jakobinern der Mainzer Republik als großer Menschenfreund in Ehren gehalten wurde und mit dem Beinamen Emmerich Joseph *der Menschliche* versehen wurde (Scheel 1975, S. 198, Protokoll vom 12. November 1792; Weidenbach 1872, S. 104).

---

<sup>19</sup> Zur ersten Teilung Polens vgl. Cegielski 1988.



Abbildung 5: „Er bekaempfte Hunger, Noth und Todt und eroberte Herzen“, Kupferstich von Franz Cöntgen (frühe 1790er)<sup>20</sup>

## 5 Die Folgen der Hungerkrise

Die Folgen der Hungerkrise zeigten sich vor allem in einer Ausweitung der Verelendung im gesamten Alten Reich. Hinzu kam ein erheblicher Anstieg der Kriminalität, von Diebstahldelikten bis zu umherziehenden Räuberbanden (Schmidt 1991, S. 268; Vasold 2008, S. 127-130). Viele suchten die Rettung in der Auswanderung nach Ungarn, Russland oder Amerika. Während der Hungerkrise waren im Reich alle Dämme gebrochen, die in den Jahren zuvor aufgebaut worden waren, um Auswanderungen zu verhindern (Weber 2012a). Die Zunahme von Dieben und *herrenlosem Gesindel* führte 1774 im Rhein-Main-Gebiet zur Aufstellung von Husarenregimentern als Polizeistreifen. Die Verschärfung der Armenfrage initiierte in Kurmainz die Intensivierung der Armenfürsorge, bei der verschiedene Projektmodelle entwickelt und erprobt wurden (Weber 2013). Handelspolitisch setzte sich Kurmainz weiter für einen Getreide-Freihandel innerhalb des Reiches ein, um

<sup>20</sup> aus Pelgen 2009, S. 467.

Hungerkrisen durch eine bessere Verteilung der Nahrungsmittel verhindern beziehungsweise besser bewältigen zu können.

Die erstaunlichste Folge der Hungerkrise ist mit Sicherheit ihre Auswirkung auf den Reformprozess im Mainz. So kam es während dieser Ausnahmesituation, bei der zu erwarten gewesen wäre, dass alle Kräfte auf die Bewältigung der Hungerkrise gebündelt würden, keineswegs zu einem Reformstillstand. Das Gegenteil war der Fall. Gerade die Jahre 1770 bis 1774 bilden den Höhepunkt der Reformtätigkeit. Die Reform des niederen und höheren Schulwesens, die Reform der Lehrerausbildung, die Gesetzgebung gegen die Orden und Klöster, die Vorbereitungen zur Auflösung des Jesuitenordens in Mainz – all dies wurde in den Jahren der Hungerkrise geplant, ausgearbeitet und umgesetzt. Es scheint fast, als hätte die Krisenzeit den Reformprozess beschleunigt.<sup>21</sup>

## 6 Die Vulnerabilität des geistlichen Staates

Viele Faktoren sprechen dafür, das Mainzer Erzstift als einen Staat zu bezeichnen, der Hungersnöten gegenüber eine hohe Vulnerabilität aufwies: Die geringe Fläche des Territoriums, die starke territoriale Zersplitterung, die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Landesteilen, die vielen Zollgrenzen, die niedrigen Steuereinkünfte, die Dominanz von Weinbau und Forstwirtschaft sowie die angeblich größere Armut der Bevölkerung und die in zeitgenössischen Reiseberichten immer wieder behauptete höhere Zahl von Bettlern im Vergleich zu den protestantischen Territorien (Wüst 2003/04, S. 46-50).

Trotz all dieser Faktoren erwies sich Kurmainz in der Hungerkrise von 1770–72 als ein Territorium mit wesentlich höherer Resilienz als die meisten anderen Territorien des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Dies erklärt sich nicht nur aus dem entschlossenen Handeln der politisch Verantwortlichen während der Krise, sondern auch aus dem besonderen Wesen des geistlichen Staates heraus. Auch wenn sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr Mängel aufwies, orientierten sich die geistlichen Staaten noch immer an der traditionell-katholischen Armenfürsorge. Anstelle eines „Arbeitshaussystems“ protestantischer Prägung<sup>22</sup> wurden die Armen von den Mitgliedern ihrer Pfarrgemeinde beziehungsweise ihres Dorfes aus Mildtätigkeit versorgt, noch immer spendeten die in Mainz ansässigen Reichsritterfamilien großzügig für die Armen, noch immer gab es

---

<sup>21</sup> Die naheliegende Vermutung, dass die Reformgegner durch die Hungerkrise abgelenkt waren und die Regierung dies ausnutzte, um den Reformprozess ohne großen Widerstand voranzutreiben, wird durch die öffentlichkeitswirksame Umsetzung und die reichsweite mediale Inszenierung der kurmainzischen Reformen widerlegt. Vgl. Pelgen 2011.

<sup>22</sup> Die neuere Armutsforschung verneint einen konfessionellen Gegensatz in der Praxis der Armenfürsorge (Jütte 2000, S. 1; Geremek 1988, S. 273f.). Ich folge dagegen der Auffassung von Schmidt (2006, S. 63, 86-88) und Schneider (2011, S. 238), die die Existenz konfessioneller Unterschiede betonen und insbesondere im Bereich der Praxis katholischer Fürsorge eine Forschungslücke konstatieren.

ein nahezu flächendeckendes Netz von Hospitälern und Klöstern, die sich der Armen und Kranken annahmen (Schmidt 2011). Hinzu kamen die grundsätzlich niedrigeren Steuern und Abgaben, beziehungsweise die fast vollständige Steuerfreiheit für die breiten Unterschichten, in den geistlichen Staaten, wodurch dem einzelnen Untertan mehr Geld für Nahrungsmittel zur Verfügung stand. Ein weiterer Aspekt ist die in vielen Regionen vorherrschende Subsistenzwirtschaft, die in der Krise eher zu einer mangelhaften Selbstversorgung der ärmeren Bauern führte, als zum profitablen, aber verheerenden Verkauf der eigenen Ernte, wie im Falle der für den Markt produzierenden Bauern in Sachsen oder Preußen (Collet 2010, S. 241f u. 244). Nicht zu unterschätzen ist sicherlich auch die Tatsache, dass es nur sehr wenig Militär gab und die Untertanen nicht zugunsten des Militärs Verzicht üben mussten. Gleichwohl die meisten geistlichen Staaten aufgrund eines verfehlten, zögerlichen oder zu langsamen und damit preistreibend wirkenden Krisenmanagements besonders stark von den Getreideteuerungen betroffen waren, so erweist sich, dass gerade Faktoren, die zur Rückständigkeit<sup>23</sup> der geistlichen Staaten gezählt wurden, in Verbindung mit einem geschickten Krisenmanagement dem Kurfürstentum Mainz in der Hungerkrise einen Vorteil gegenüber den säkularen Staaten verschafften.

---

<sup>23</sup> Damit spreche ich nicht unbedingt von einer „intendierten“ Rückständigkeit, da es gerade um die Zeit der Hungerkrise viele Bestrebungen in den geistlichen Staaten gab, die Armenfürsorge zu modernisieren und damit mehr oder weniger auch an das protestantische Vorbild anzupassen. Ungeachtet des politischen Willens und seiner Ziele existierten die alten Strukturen jedoch noch während der Hungerkrise. Vgl. Hersche 1989.

## Literatur

- Abel, Wilhelm (1974): Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg u. Berlin.
- Blaich, Fritz (1959): Die wirtschaftspolitische Tätigkeit der Kommission zur Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen. In: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 56, S. 310-336.
- Blanning, Timothy C.W. (1974): Reform and revolution in Mainz, 1743-1803 (= Cambridge studies in early modern history). Cambridge.
- Bohle, Hans G. (1993): Vulnerability, Hunger and Famine – Interdisciplinary Perspectives. In: GeoJournal 30.2, S. 115.
- Braun, Hermann-Josef (2008): Die Landstände im Kurmainzer Eichsfeld. In: Harald Mittelsdorf (Hg.): Landstände in Thüringen. Vorparlamentarische Strukturen und politische Kultur im Alten Reich (= Schriften zur Geschichte des Parlamentarismus in Thüringen 27). Weimar, S. 284-300.
- Brázdil, Rudolf (2001): Die Hungerjahre 1770-1772 in den böhmischen Ländern. Verlauf, meteorologische Ursachen und Auswirkungen. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 12, S. 44-78.
- Cegielski, Tadeusz (1988): Das alte Reich und die erste Teilung Polens 1768-1774 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Beihefte 17). Stuttgart.
- Collet, Dominik (2010): Storage and Starvation: Public Granaries as Agents of Food Security in Early Modern Europe. In: Historische Sozialforschung 35, S. 234-252.
- Collet, Dominik (2011): 'Moral economy' von oben? Getreidesperren als territoriale und soziale Grenzen während der Hungerkrise 1770-72. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte 29, S. 45-61.
- Darapsky, Elisabeth (1995): Mainz. Die kurfürstliche Residenzstadt 1648-1792 (= Geschichte der Stadt Mainz 1648-1792). Mainz.
- Devereux, Stephen (2007): From „old famine“ to „new famine“. In: Stephen Devereux (Hg.): The New Famines. Why famines persist in an era of globalization. New York, S. 1-26.
- Duhamelle, Christophe (2010): La frontière au village. Une identité catholique allemande au temps de Lumières (= En temps & lieux 20). Paris.

- Dreyfus, Francois G. (1956): Prix et Population a Trèves et a Mayence au XVIIIe Siècle. In: *Revue d'Histoire Économique et Sociale* 34, S. 241-261.
- Endres, Rudolf (1975): Das Armenproblem im Zeitalter des Absolutismus. In: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 34/35, S. 1003-1020.
- Freyh, Antje (1978): Karl Theodor von Dalberg. Ein Beitrag zum Verhältnis von politischer Theorie und Regierungspraxis in der Endphase des aufgeklärten Absolutismus. Frankfurt.
- Geremek, Bronislaw (1988): *Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa*. München u. Zürich.
- Haendly, Karl Paul (1996): *Das kurmainzische Fürstentum Eichsfeld im Ablauf seiner Geschichte, seine Wirtschaft und seine Menschen 897 bis 1933*. Duderstadt.
- Hell, Walter (2007): Not und Tod im Rheingau – dargestellt am Beispiel des Dorfes Eibingen. In: *Nassauische Annalen* 118, S. 291-300.
- Hersche, Peter (1989): Intendierte Rückständigkeit. Zur Charakteristik des geistlichen Staates im Alten Reich. In: Georg Schmidt (Hg.): *Stände und Gesellschaft im Alten Reich*. Stuttgart, S. 133-149.
- Hilhorst, Dorothea u. Bankoff, Greg (2004): Introduction: Mapping Vulnerability. In: Greg Bankoff et al. (Hg.): *Mapping Vulnerability. Disasters, Development, and People*. London, S. 1-9.
- Hömig, Herbert (2011): *Carl Theodor von Dalberg. Staatsmann und Kirchenfürst im Schatten Napoleons*. Paderborn.
- Huhn, Michael (1987): Zwischen Teuerungspolitik und Freiheit des Getreidehandels. Staatliche und städtische Maßnahmen in Hungerkrisen 1770-1847. In: Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): *Durchbruch zum modernen Massenkonsum (= Studien zur Geschichte des Alltags 8)*. Münster, S. 37-89.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (2007): Feiertagsreduktionen. Aufklärung und religiöse Praxis in Deutschland und Dänemark. In: Hans Erich Bödeker u. Martin Gierl (Hg.): *Jenseits der Diskurse. Aufklärungspraxis und Institutionenwelt in europäisch komparativer Perspektive (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 224)*. Göttingen, S. 395-415.
- Jung, Horst-Wilhelm (1966): *Anselm Franz von Bentzel im Dienste der Kurfürsten von Mainz (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 7)*. Wiesbaden.
- Jürgensmeier, Friedhelm (1993): Kurmainzer Reformpolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Harm Klueping (Hg.): *Katholische Aufklärung –*

- Aufklärung im katholischen Deutschland (= Studien zum achtzehnten Jahrhundert 15). Hamburg, S. 302-318.
- Jürgensmeier, Friedhelm (2002): Vom Westfälischen Frieden 1648 bis zum Zerfall von Erzstift und Erzbistum 1797/1801. In: Friedhelm Jürgensmeier (Hg.): Neuzeit und Moderne, Teil 1 (= Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte 3.1). Würzburg, S. 233-469.
- Jütte, Robert (2000): Arme, Bettler, Beutelschneider. Eine Sozialgeschichte der Armut in der Frühen Neuzeit. Weimar 2000.
- Krüger, Karin-Jutta (1970): Karl Friedrich Willibald von Groschlag (1729-1799). Ein Beitrag zur kurmainzer Politik und zur Aufklärung im Rhein-Main-Gebiet. Köln.
- Magen, Ferdinand (1992): Reichsexekutive und regionale Selbstverwaltung im späten 18. Jahrhundert. Zur Funktion und Bedeutung der süd- und westdeutschen Reichskreise bei der Handelsregulierung im Reich aus Anlaß der Hungerkrise von 1770/72 (= Historische Forschungen 48). Berlin.
- Opfermann, Bernhard (Hg.) (1989): Die Geschichte des Heiligenstädter Jesuitenkollegs. Duderstadt.
- Pelgen, Franz Stephan (2009): P. Joseph Fuchs O.S.B. professor Seligenstadiensis (1732-1782). Ein Mainzer Gelehrter und die Editionsgeschichte seiner archäologischen und klosterpolitischen Schriften (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 37). Mainz.
- Pelgen, Franz Stephan (2011): Inszenierte Öffentlichkeit und Flugschriften-Streit am Beispiel der Kurmainzer Klosterverordnung vom 30. Juli 1771. In: Ludolf Pelizaeus u. Franz Stephan Pelgen (Hg.): Kontrolle und Nutzung – Medien in geistlichen Gebieten Europas 1680-1800 (=Mainzer Studien zur Neueren Geschichte 28). Frankfurt, S. 15-31.
- Post, John D. (1990): The Mortality Crises of the Early 1770s and European Demographic Trends. In: Journal of Interdisciplinary History 21, S. 29-62.
- Rankl, Helmut (2005): Die bayerische Politik in der europäischen Hungerkrise 1770-1773. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 68, S. 745-779.
- Riese, Werner (1980): Das Eichsfeld. Entwicklungsprobleme einer Landschaft. Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eines geistlichen Territoriums (von den Anfängen bis 1802). Heidelberg.
- Rödel, Walter G. (1985): Mainz und seine Bevölkerung im 17. und 18. Jahrhundert. Demographische Entwicklung, Lebensverhältnisse und soziale Strukturen in einer geistlichen Residenzstadt (= Geschichtliche Landeskunde 28). Stuttgart.

- Schäfer, Rudolf (1968): Förderung von „Handel und Wandel“ in Kurmainz im 18. Jahrhundert. Frankfurt.
- Schäfer, Rudolf (1975): Die Höchster Neustadt und der Bolongaropalast (= Höchster Geschichtshefte 24/25). Frankfurt.
- Scheel, Heinrich (Hg.) (1975): Die Mainzer Republik I. Protokolle des Jakobinerklubs (= Akademie der Wissenschaften der DDR. Schriften des Zentralinstituts für Geschichte 42). Berlin.
- Schmidt, Georg (1991): Die frühneuzeitlichen Hungerrevolten. Soziale Konflikte und Wirtschaftspolitik im Alten Reich. In: Zeitschrift für Historische Forschung 18, S. 257-280.
- Schmidt, Sebastian (2006): „Gott wohlgefällig und den Menschen nützlich“. Zu Gemeinsamkeiten und konfessionsspezifischen Unterschieden frühneuzeitlicher Armenfürsorge. In: Sebastian Schmidt u. Jens Aspelmeier (Hg.): Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte 189). Stuttgart, S. 61-90.
- Schmidt, Sebastian (2008): Die Abschaffung der Armut – das frühneuzeitliche Inklusionsprogramm und seine Exklusionen am Beispiel der Geistlichen Kurfürstentümer Trier, Köln und Mainz. In: Lutz Raphael u. Herbert Uerlings (Hg.): Zwischen Ausschluss und Solidarität. Modi der Inklusion/Exklusion von Fremden und Armen in Europa seit der Spätantike (= Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart 6). Frankfurt [u.a.], S. 241-274.
- Schmidt, Sebastian (2011): Kloster-Karitas und staatliche Armenfürsorge in Kurmainz am Ende des Alten Reiches. In: Konrad Krimm et al. (Hg.): Armut und Fürsorge in der frühen Neuzeit (= Oberrheinische Studien 29). Ostfildern, S. 223-235.
- Schneider, Bernhard (2011): Christliche Verbrüderung und tätige Nächstenliebe – Armenfürsorge und Bruderschaften im Horizont der katholischen Aufklärung. In: Konrad Krimm et al. (Hg.): Armut und Fürsorge in der frühen Neuzeit (= Oberrheinische Studien 29). Ostfildern, S. 237-257.
- Schneider, Britta (2008): „Wo der getreid-Mangel Tag für Tag grösser, und bedenklicher werden will“. Die Teuerung der Jahre 1770 bis 1772 im Hochstift Bamberg. In: Mark Häberlein et al. (Hg.): Bamberg in der Frühen Neuzeit. Neue Beiträge zur Geschichte von Stadt und Hochstift. Bamberg, S. 261-291.
- Vasold, Manfred (2008): Die Hunger- und Sterblichkeitskrise 1770/73 und der Niedergang des Ancien régime. In: Saeculum 59, S. 107-142.

- Vogt, Elisabeth (1921): Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen der fürstbischöflichen Regierung in Würzburg gegen die Getreideteuerung der Jahre 1770-72. Diss. Würzburg.
- Voss, Martin (2008): 'The vulnerable can't speak. An integrative approach to disaster and climate change research. In: Behemoth. A Journal on Civilisation 3, S. 39-56.
- Watts, Michael J. u. Bohle, Hans G. (1993): Hunger, Famine and the Space of Vulnerability. In: GeoJournal 30.2, S. 117-125.
- Weber, Sascha (2012a): Migration als Herrschaftsproblem. Die Maßnahmen der kurmainzischen Landesregierung gegen die Emigration von Untertanen 1763-1774. In: Michael Müller et al. (Hg.): Migration und Reisen. Mobilität in der Neuzeit (= Innsbrucker Historische Studien 28). Innsbruck, S. 309-322.
- Weber, Sascha (2012b): Stadion, Friedrich Graf von. In: Neue Deutsche Biographie 25, S. 2f.
- Weber, Sascha (2013): Die wahre Armut und die liederliche Bettelei. Armenfürsorge in Kurmainz zur Zeit Kurfürst-Erzbischofs Emmerich Joseph (1763-1774). In: Mainzer Zeitschrift 107. [in Druckvorbereitung]
- Weidenbach, [o.N.] (1872): Die Freiherren von Breidbach zu Bürrenheim. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 24, S. 70-125.
- Weinzierl-Fischer, Erika (1954): Die Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen 1770-1772 durch Maria Theresia und Joseph II. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 7, S. 478-514.
- Werner, Franz (1836): Der Dom von Mainz und seine Denkmäler. Nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und Geschichte seiner Erzbischöfe bis zur Translation des erzbischöflichen Sitzes nach Regensburg, Bd. 3. Mainz.
- Wisner, Ben (1993): Disaster Vulnerability: Scale, Power and Daily Life. In: Geo Journal 30.2, S. 127-140.
- Wolf, Johann (1921): Politische Geschichte des Eichsfeldes. Nebst seinem Artikel „Eichsfeld“ in der Enzyklopädie Ersch und Gruber. Neu bearbeitet und herausgegeben von Klemens Löffler. Duderstadt.
- Wüst, Wolfgang (2003/04): Die geistlichen Staaten im Südwesten des Alten Reiches am Vorabend der Säkularisation. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 139/140, S. 45-71.
- Zimmermann, Clemens (1995): Hunger als administrative Herausforderung. Das Beispiel Württembergs, 1770-1847. In: Jahrbuch für Europäische Verwaltungsgeschichte 7, S. 19-42.



# Vulnerabilität, Kartoffelkrankheit und Nahrungskrise vor Ort: Das Fürstentum Osnabrück 1845-1847

*Ansgar Schanbacher*

„Jetzt die neue Pest, die Cholera, wie sie sie heißen,  
Und die Hungersnot wird folgen, sie guckt um die Ecke.  
Fault nicht schon die Kartoffel?“<sup>1</sup>

In seinem Gedicht *Mutter und Kind* verbindet Friedrich Hebbel Kartoffelfäule und Hungersnot. Im vorliegenden Artikel soll diese Verbindung mit Blick auf das Fürstentum (Fsm.) Osnabrück, einen Teil des Königreichs (Kgr.) Hannover, näher betrachtet werden. Ziel ist es dabei, der Frage nachzugehen, welches Ausmaß die Nahrungskrise in dieser Region zwischen 1845 und 1847 annahm, wer gegebenenfalls zu ihren Opfern zählte und ob Angaben zu Todesfällen und Ernteausfällen miteinander in Beziehung gesetzt werden können.

Zu Beginn wird beispielhaft die Situation derjenigen Bevölkerungsgruppe untersucht, die sich in den 1840er Jahren in der größten Abhängigkeit vom Gelingen der Kartoffelernte befand und deren Verwundbarkeit an verschiedenen Faktoren erkennbar ist: die unterbäuerliche Schicht der Heuerlinge. Das zu Grunde liegende Konzept der Vulnerabilität (vgl. Teil 1 dieses Bandes) wird in der bisherigen Forschung vorwiegend auf das 20./21. Jahrhundert, insbesondere als Prognoseinstrument in der Entwicklungszusammenarbeit angewendet (Cannon 2008; Watts u. Bohle 1993). Es stellt jedoch Werkzeuge zur Verfügung, die auch geeignet sind die Situation der Heuerlinge im Fsm. Osnabrück des 19. Jahrhunderts genauer zu analysieren und besser zu verstehen. Eine verbreitete Definition der Vulnerabilität von

---

<sup>1</sup> Hebbel 1859, 1. Gesang.

Gesellschaften verweist auf „communities as having greater or lesser capacity to withstand hazards and a degree of resilience to recover from their effects“. Sie betrifft im Fall des Fsm. Osnabrück nicht ein gesamtes Dorf oder eine ganze Stadt, sondern einzelne Gruppen, die sich in einer randständigen Situation (marginality) befanden.<sup>2</sup> Als eine solche vulnerable Gruppe lassen sich, unter Anwendung des Analyseinstrumentariums von Cannon, die unterbäuerlichen Schichten des Fsm. Osnabrück identifizieren.<sup>3</sup> Zentral ist es dabei, die große Anzahl verschiedener Faktoren (vgl. Krämer und Engler in diesem Band), die Vulnerabilität erzeugen, in die Analyse einzubeziehen. Mit der Kartoffelkrankheit erreichte 1845 ein unerwarteter *hazard* Europa, der hier als eine neuartige Gefahr verstanden wird, für die bisher keine Abwehrmechanismen und Erfahrungen existierten.

Nach einem Blick auf zeitgenössische, vorwiegend aus dem niedersächsischen Raum stammende, Angaben zur Kartoffelkrankheit, ihrer Herkunft, Wirkung und ihrem Verlauf, sollen die Folgen für die Lage der unterbäuerlichen Schichten nach dem Erscheinen der Kartoffelfäule 1845 untersucht werden. Dabei werden die Begriffe Kartoffelkrankheit, Kartoffelfäule und Faulseuche synonym verwendet, wie sie auch in den Quellen und der Literatur vorkommen.

In einem weiteren Abschnitt wird anhand eines Vergleichs der Sterbeziffern der 1840er Jahre und der Jahrzehnte davor untersucht, ob und in welcher Höhe die Krankheit unter den Kartoffeln indirekt in der Region um Osnabrück sowie im gesamten Kgr. Hannover Todesopfer gefordert hat. Abschließend stellt sich in Anlehnung an die historische Protestforschung die Frage, inwiefern es einen Zusammenhang zwischen der Kartoffelkrankheit und Tumulten im Jahre 1847 gab.

## 1 Die Krisensituation der Heuerlinge im Fsm. Osnabrück

Das durch den Wiener Kongress vergrößerte Königreich Hannover zählte um 1845 etwa 1,77 Millionen Einwohner.<sup>4</sup> In Deutschland bildete es mit dieser Zahl, wie auch flächenmäßig, eine Mittelmacht. Das Land war in sechs Landdrosteien und diese wiederum in Ämter und Gerichte eingeteilt. Das hier zu behandelnde Fürstentum Osnabrück war Teil der Landdrostei Osnabrück und umfasste neben Städten und Flecken sieben Ämter.

Um einen Blick auf die lokale Vulnerabilität gegenüber der durch die Kartoffelkrankheit beförderten Nahrungskrise werfen zu können, müssen zunächst die

<sup>2</sup> Bankoff 2004, S. 25-26. Turner et al. gliedern Gesellschaften in ihrer Definition dagegen weiter auf: Vulnerabilität als „degree to which a system, subsystem, or system component is likely to experience harm due to exposure to a hazard, either a perturbation or stress/stressor.“ Zit. nach Voss 2009, S. 110.

<sup>3</sup> Vgl. Cannon 2008, S. 2-9. Cannon, der sich 2008 bemühte eine klare Systematik in den Begriff der Vulnerabilität zu bringen, zählt zu den in Betracht zu ziehenden Komponenten a) die Fähigkeit zur Erzielung des eigenen Lebensunterhalts sowie die Widerstandsfähigkeit; b) das Wohlergehen; c) individuelle Absicherung; d) soziale Schutzfunktion; e) Verwaltungshandeln.

<sup>4</sup> Kraus 1980: 1850 erreichte die Bevölkerungszahl 1,79 Millionen, 1855 dann 1,82 Millionen.

Verhältnisse der ländlichen Unterschichten dieses Fürstentums untersucht werden, das 1845 bei 6260 km<sup>2</sup> rund 267.000 Einwohner zählte (Büch 1998, S. 44). Anhand der dichten Überlieferung im *Hannoverschen Magazin*, einer wöchentlichen feuilletonistischen Beilage zu den *Hannoverschen Anzeigen*, aus dem Winter 1846 lässt sich die zeitgenössische Sichtweise auf das Heuerlingsproblem untersuchen. Die Texte erschließen zudem wichtige Problemstellungen zur Situation der unterbäuerlichen Schichten in der Mitte des 19. Jahrhunderts.<sup>5</sup> Je nach Region wurden die Heuerlinge in Nordwestdeutschland auch als Tagelöhner, Häuslinge, Häusler oder „kleine Leute“ bezeichnet. In der Sozialstruktur des Dorfes nahmen die Heuerlinge eine prekäre Mittelposition ein. Auf der untersten Ebene der Dorfhierarchie standen Knechte und Mägde, am anderen Ende die so genannten Reihelente. Dies waren Meier in verschiedenen Abstufungen, sowie Groß- und Kleinköter, in einigen Landschaften gehörten auch die so genannten Brinksitzer dazu.<sup>6</sup> Die Meier besaßen mindestens eine Hufe Land,<sup>7</sup> den größten Einfluss und die meisten Rechte im Dorf. Meist stellten sie den Dorfvorsteher und erhielten in der Kirche die besten Plätze (Mooser 1984, S. 313), außerdem war auch ihre Steuerlast die höchste. Köter besaßen ebenfalls Stimmrecht und in der Regel einen eigenen Hofplatz mit Garten und Äcker außerhalb des Dorfes. Brinksitzern, die am Rand des Dorfes, auf dem so genannten Binnenanger oder Brinkanger wohnten und im 19. Jahrhundert ebenfalls das Gemeinderecht besaßen, gehörte nur selten eigenes Ackerland, dafür nutzten sie den Garten am Haus besonders intensiv. Für sie war die Landwirtschaft häufig Nebenerwerb und sie verdienten den Großteil ihres Einkommens als Handwerker, Tagelöhner und Leineweber (Wittich 1896, S. 100-106; Wächter 1959, S. 19). Somit fielen sie materiell beinahe mit den rechtlich schlechter gestellten Häuslingen und Abbauern zusammen. Diese galten nicht als Angesehene und hatten neben der Heimindustrie und Tagelöhnerarbeiten die Möglichkeit auf gepachtetem Land, die Größe betrug hier zwischen 1,2 und 1,6 ha, Ackerbau zu betreiben (Wächter 1959, S. 56). Häuslinge und Abbauern scheinen sich dabei im Wesentlichen durch das angewandte Pachtrecht zu unterscheiden, wobei Abbauern vor allem auf Rittergütern vorkamen (Wittich 1896, S. 108). Bei allen deutlichen Unterschieden muss allerdings bedacht werden, dass durch das in Hannover vorherrschende Anerbenrecht (Lütge 1967, S. 261) auch nachgeborene Söhne den Status des Meiers verloren. Sie sanken dann nicht selten zu Häuslingen, Abbauern oder Gesinde herab. „Auch aus diesem Umstand erklärt sich die ihnen häufig unentgeltlich gewährte Teilnahme an der Gemeinheitsnutzung.“ (Wittich 1896, S. 115). Nach den Angaben der zeitgenössischen Publizistik entsprach dieser Zustand aber nur in Ausnahmefällen der Realität.

Dokumente, die die eigene Sicht der unterbäuerlichen Schichten darstellen, sind äußerst selten. Daher wird im Folgenden ein Artikel aus dem *Hannoverschen*

---

<sup>5</sup> Zum Heuerlingswesen im Raum Osnabrück vgl. besonders: Bölsker-Schlicht 1990.

<sup>6</sup> Hier und im Folgenden: Wächter 1959 und Wittich 1896.

<sup>7</sup> Etwa 7,5 Hektar.

*Magazin* beispielhaft ausführlicher verwendet, um ihre Situation darzustellen. Der Verfasser des aufschlussreichen Artikels „Über die gegenwärtige Lage der Heuerleute im Fürstenthume Osnabrück“ ist der Pastor Georg Funke aus Menslage bei Quakenbrück. Diese Ortschaft liegt ganz im Norden des Fsm. Osnabrück, an der Grenze zum Großherzogtum Oldenburg.<sup>8</sup> Man kann davon ausgehen, dass Funke durch Ausbildung und Profession einen besonders guten Einblick und daneben auch Verständnis für die unterbäuerlichen Schichten besaß, auch wenn moralisch-theologische Aspekte seinen Text umrahmen.<sup>9</sup> In seinem Artikel betont er wiederholt sein Bemühen objektiv zu sein und ungerechte Verallgemeinerungen vermeiden zu wollen.

Funke schätzte den Anteil der Heuerleute im gesamten Fürstentum auf etwa 50% der Bevölkerung, wozu ausschließlich Landbewohner gezählt wurden. Bei Vermehrung der Bevölkerung und Verzicht auf die Teilung des Grundeigentums erschien die stetig wachsende Zahl der landlosen Heuerlinge als unabwendbar. Daher appellierte Funke an die vermutlich meist bürgerlichen Leser des *Magazins*, die mit ihm auf gleicher Augenhöhe standen und im städtischen Umfeld nicht direkt mit den Zuständen in der Provinz in Kontakt kamen: „Der Zustand dieser besitzlosen Landbewohner oder Heuerleute, von welchen meistens so gut als gar keine Notiz genommen wird und welche politisch gar nicht vertreten werden, kann uns nicht gleichgültig sein.“ (Funke 1846, S. 98). Der Pastor argumentierte hier nicht nur mit der Not dieser Bevölkerungsschicht, sondern wies auf die Gefahr einer weiteren Ausdehnung der Verarmung in der Gesellschaft hin.

Gewöhnlich wohnten die Heuerlinge auf einem bäuerlichen Grundstück in Zeitpacht. Neben ihren kleinen Häusern befand sich üblicherweise ein Garten, in dem sie Kartoffeln, Bohnen, Erbsen u.ä. anbauten. Daneben hatten sie meist ein Stück Land von einem Bauern gepachtet, der es für sie pflügte, und waren ansonsten von Tagelöhnerarbeiten oder der Heimindustrie abhängig. Dabei teilten sich im Normalfall zwei Familien ein Haus mit zwei Wohnräumen mit angeschlossenen Schlafdecken, so genannten Durtigen, einem Herd sowie Räumen für das Vieh, zur Essenzubereitung und die Speisekammern. Da Keller fehlten, mussten empfindliche Nahrungsmittel im Winter unter dem Bett aufbewahrt werden, um nicht zu erfrieren. „Dazu kömmt noch der Staub der Spinnräder, die Ausdünstung der Menschen bei Tage und bei der Nacht u.s.f., so daß man sich in der That oft wundern muß, wenn sie in einem solchen Raume noch gesund bleiben.“ (Funke 1846, S. 101). Medizinische Betreuung der Landbewohner durch die so genannten Landphysici existierte nur rudimentär.<sup>10</sup> Die Ausstattung mit einem Spinnrad weist be-

<sup>8</sup> Diese Artikelserie erschien in fünf Folgen zwischen dem 14. und dem 28. Februar 1846 im Hannoverischen *Magazin* Nr. 13 bis 17, S. 97-134; im Folgenden zit. als Funke 1846.

<sup>9</sup> Vgl. zur Einschätzung dieser Quellengattung unter anderem: Jakobowski-Tiessen 1992, S. 8-10 und zur Rolle des Pfarrers innerhalb der dörflichen Gesellschaft: Pyta 2001, S. 400.

<sup>10</sup> Vgl. Wehler 1987, S. 645; Franz 1955, S. 46, schreibt über die Landphysici der Landdrostei Lüneburg: „Ihnen wurden feste Bezirke von 20-40 000 Einwohnern zugewiesen. 1846 wurde ihre Zahl vermindert und ihnen ein Wohnort in der Mitte ihres Bezirks zugewiesen“, wobei sie Arme allerdings kostenlos behandeln mussten.

reits auf eine wichtige Nebenerwerbsquelle der Häuslinge hin, das Spinnen und Weben. Daraufhin zeigte Funke deutlich, dass diese die ganze Familie beschäftigende Tätigkeit durch die Konkurrenz der Spinn- und Webmaschinen einen immer geringeren Verdienst abwarf (Funke 1846, S. 106-107). Tatsächlich wurden seit 1840 Spinnmaschinen und mechanische Webstühle ins Königreich importiert (Schubert u. Jenssen 1997, S. 486). Daneben spielte sicherlich auch die Einfuhr von Fertigwaren aus England eine große Rolle (Bölsker-Schlicht 1990, S. 242). Beides wurde auch deutlich von Funke beklagt, der dafür plädierte, die Hauptbeschäftigung des Häuslings von der Heimindustrie zurück zum Ackerbau zu verlagern.

Neben dem schlechten Auskommen durch Weben und Spinnen zählte der Pastor weitere Gründe des Elends der Heuerleute auf. So besaß die so genannte Hollandgängerei für viele Familien des Fürstentums finanzielle Bedeutung. Der Autor schätzte die Zahl der Wanderarbeiter ins Nachbarland auf weit über 25.000 im Jahr und liegt damit nahe an Hagenahs Annahme für den Höhepunkt der Hollandgängerei im 18. Jahrhundert mit 27.000 Personen.<sup>11</sup> Die meisten Arbeiter gingen für etwa zwei Monate als Torfbaggerer nach Westfriesland oder als Grasmäher nach Nordholland, legten also insgesamt mindestens 320 km an Wegstrecke zurück.<sup>12</sup> Funke zweifelte an der finanziellen Rentabilität dieser Wanderungen, da Reise- und Verpflegungskosten hinzugerechnet werden mussten und der Hollandgänger einen Vertreter bezahlen musste, der die Handdienste für den Bauern übernahm. Als nachteilig sah er außerdem die geringere Lebenserwartung, „es ist eine allgemeine Erfahrung, dass die Hollandgänger nicht sehr alt werden“ und die lange Abwesenheit von Frau und Kindern an, sowie dass „das nationale Gefühl erdrückt und das bestimmte kirchliche Bewußtsein verwischt“ würde (Funke 1846, S. 112-113). Tatsächlich stand diese Form der Wanderarbeit wegen zurückgehender Nachfrage nach Arbeitskräften in den Niederlanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor ihrem Ende (Wächter 1959, S. 54).

Neben diesem Verlust an Arbeitskraft ans Ausland beklagte der Pastor die negativen Folgen der Gemeinheitsteilungen für die Heuerlinge. Nach 1830 begann im Kgr. Hannover die Umsetzung der Agrarreformen. Die Ablösung aller Lasten und Pflichten, die vor allem in Geldform abgewickelt werden sollte und so den bäuerlichen Grundbesitz in einer überlebensfähigen Größe hielt, fand um Osnabrück bereits in den 1830ern und 1840ern statt; die Gemeinheiten, meist Wiesen und Wald, wurden unter den Bauern einer Gemeinde aufgeteilt (Lütge 1967, S. 261; Schneider 2007, 97; Hagenah 1985, S. 182). Nutznießer dieser Entwicklung waren die Mitglieder des Gemeindeverbands, die nun ihre Flächen arrondieren konnten und weitere Erwerbsmöglichkeiten erhielten. Anders sah die Lage der landlosen Bevölkerung aus, die bisher die Allmende zur Viehweide oder zum Sammeln von

---

<sup>11</sup> Angabe für ganz Niedersachsen und Nordwestfalen. Hagenah 1985, S. 171. Ausführlicher zur Hollandgängerei: Bölsker-Schlicht 1987.

<sup>12</sup> Beispiel für die Strecke Osnabrück – Groningen. Für Nordholland sind von Osnabrück nach Amsterdam und zurück ca. 500 km zu veranschlagen.

Holz nutzen konnte. Die Angaben in der Literatur lassen sich zu diesem Thema etwas plakativ mit einem Satz bei Nipperdey zusammenfassen: Die Gemeinheits- teilung habe nach zeitgenössischer Einschätzung „die Bauern zu Edelleuten und die anderen Dörfler zu Bettlern gemacht.“<sup>13</sup>

In anderen Worten bestätigte dies auch Funke im *Hannoverschen Magazin*. So sei beispielsweise die früher betriebene Gänsezucht in Brüchen nun verschwunden. „Früher,‘ so sprach noch vor kurzem ein Bewohner des hiesigen Kirchspiels, ‚wußten wir es nicht anders, als daß die Heuer aus den Gänsen gemacht werden mußte, wogegen wir jetzt gar keine mehr halten können.“ (Funke 1846, S. 115). Genauso musste nun auf das Halten von Schweinen verzichtet werden. Es entfiel auf diese Weise nicht nur eine Verdienstquelle, sondern es musste nun auch mehr für den Eigenbedarf zugekauft werden. Trotz dieser Verluste blieben die Ver- pflichtungen der Heuerlinge gegenüber ihren Bauern gleich. Hier kritisierte Funke vor allem die unbestimmten Dienste und die Haushaltshilfe:

„Der eigenbehörige Bauer hat sich in neuester Zeit von allen Hand- und Spanndiensten, die er der Gutsherrschaft zu leisten verpflichtet war, durch Ablösung frei gemacht; von den Heuerleuten aber verlangt er nach wie vor die ungemessenen Dienste. [...] Die Heuerleute müssen kommen, wenn sie bestellt werden, mögen sie vielleicht eigene, dringende Arbeiten darüber versäumen oder nicht; dagegen beackern die Colonen das Land der Heuer- leute, wenn es ihnen bequem ist.“ (Funke 1846, S. 119).

Wächter stellt, in Bezug auf ganz Niedersachsen, heraus, dass diese Handdienste die Miete abgalten und weiter gehende Tätigkeiten auf dem Gut des Bauern durch- aus bezahlt wurden (Wächter 1959, S. 20). Allerdings lassen die Ausführungen von Funke vermuten, dass es, zumindest im Fsm. Osnabrück, zur übertriebenen Ausle- gung dieser Pflichten kam und es für den Heuerling keine Möglichkeit gab, sich dagegen zu wehren. Im letzten Drittel seines Artikels kommt Pastor Funke auf die selbstverschuldeten Gründe der Not unter den Heuerlingen zu sprechen. Hier standen Luxus bei der Kleidung und Branntweinkonsum an erster Stelle. Diesen Schwerpunkt setzte auch ein ausführlicher Artikel über den Pauperismus vom Herbst 1846, wobei dort neben „Luxus und Genußsucht“ unter anderem die Schließung zu vieler leichtsinniger Ehen und die „Faulheit und Indolenz“ der unte- ren Schichten erwähnt werden.<sup>14</sup>

Die Vulnerabilität der Heuerleute nahm also bereits vor der Kartoffelkrankheit zu. Ihre Situation erscheint im Fsm. Osnabrück in der Mitte des 19. Jahrhunderts insgesamt als schlecht. Obwohl die Heuerlinge sich ein Bündel von Verdienstmög-

<sup>13</sup> Nipperdey 1998, Bd. 1, S. 166. Einen differenzierteren und m.E. nicht vollständig zutreffenden Ansatz verfolgt Andreas Düwel. (1996, S. 40-41): „Auch die Gemeinheitsteilungen führten nicht zu einer Benachteiligung [der unterbäuerlichen Schichten, A.S.], da sie in der Regel keinen Anteil an den Weiderechten hatten, also auch nichts verloren. Betroffen waren lediglich jene Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht, die Vieh hielten und die Gemeindewiesen nutzen konnten; für diese hatten die Separationen allerdings gravierende Folgen – doch lediglich eine Minderheit besaß eigenes Vieh.“

<sup>14</sup> S.D. in: *Hannoversches Magazin* 73 v. 12.9.1846, S. 581-582.

lichkeiten erschlossen hatten, zeigten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutliche Erscheinungen einer Krise, ihre gesellschaftliche und klimatische Verwundbarkeit nahm zu. Verschiedene Faktoren sorgten für diese Entwicklung: Die Zahl der landlosen Tagelöhner nahm zu, ihre rechtliche Stellung erlaubte ihnen aber keine Teilnahme an Entscheidungen der Gemeinde. Bisherige Verdienst- und Nebenerwerbsmöglichkeiten, wie sie in Form der Nutzung der Gemeinheiten, der Hollandgängerei und der Heimindustrie existierten, gingen zurück und ließen die Heuerlingsfamilie in größerer Abhängigkeit einerseits von den Bauern andererseits vom Ertrag ihrer Ernten auf dem gepachteten Feld und im Garten. Daneben fanden ihre Probleme auf der politischen und gesellschaftlichen Ebene nur wenig Resonanz.

In seinem gesamten Text erwähnte Funke die Kartoffelkrankheit mit keinem Wort. Eine mögliche Erklärung dafür wäre einerseits, dass er seinen Text bereits vor dem Erscheinen der Seuche beim *Hannoverschen Magazin* eingereicht hatte oder dass er andererseits die Auswirkungen der Kartoffelfäule für gering hielt. Möglicherweise hatte sie sich im Herbst 1845 im Fsm. Osnabrück nicht großräumig ausgebreitet oder Funke hielt diese Krankheit für eine einmalige Erscheinung ohne weitere Konsequenzen. Was machte nun aber die Kartoffelkrankheit, den neuen *hazard*, aus und welche Folgen hatte sie ab 1845 für die Heuerleute?

## 2 Die Kartoffelkrankheit und ihre Folgen

### 2.1 Der biologische Schock

Bis zum plötzlichen Erscheinen einer scheinbar neuartigen, vom Pilz *Phytophthora infestans* ausgelösten Krankheit, galten die Kartoffeln als ertragreiches und relativ sicheres Nahrungsmittel, das sich bisher in den Hungerkrisen von 1771/72, 1805 und 1816/17 überwiegend bewährt hatte (Abel 1977, S. 57). Als Ursprungsgebiet des neuen Krankheitserregers, der mit Schiffsladungen über die Ozeane verbreitet wurde, wird Mittel- oder Südamerika angenommen (Schöber-Butin 2001, S. 19; Herrmann 2009, S. 85).

Ausgehend von Flandern breitete sich die so genannte Kartoffelfäule ab Juni 1845 mit großer Geschwindigkeit aus und erreichte innerhalb weniger Wochen die Niederlande, Frankreich, England und Deutschland. Im September/Oktober hatte sie bereits ganz Irland, Dänemark und die südlichen Teile von Norwegen und Schweden erfasst (Bourke 1964, S. 805-806). Diese schnelle Ausbreitung wurde 1845 durch eine besonders feuchte Wetterlage ermöglicht, die der Pilz benötigte, um Sporen auszubilden und an neuen Wirtspflanzen zu keimen.<sup>15</sup> Bereits vor die-

---

<sup>15</sup> Schöber-Butin (2001, S. 21) gibt dafür eine Mindestfeuchtigkeit von 91% an.

ser großflächigen Ausdehnung, die ähnlich auch 1843-1845 in den USA und Kanada beobachtet werden konnte (Bourke 1964, S. 805), zeigte sich die Krankheit in Europa in geringem Ausmaß möglicherweise schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Schöber-Butin 2001, S. 6). Erst ab der Mitte der 1840er Jahre jedoch wurde sie zum ständigen Begleiter der Kartoffelbauern und muss bis heute regelmäßig bekämpft werden.

Zeitgenossen schilderten den Verlauf der Krankheit seit 1845 in zahllosen Berichten, Zeitungen und Büchern. Als Beispiel sei an dieser Stelle ein detaillierter Artikel aus dem *Hannoverschen Magazin* vom September 1845 zitiert, der den Verfallsprozess an der Knolle beschreibt:

„Die Krankheit zeigt sich zuerst in einzelnen dunkleren Stellen auf der Oberhaut (Epidermis); die Oberhaut ist alsdann in lauter kleine Vierecke, zum Beweise einer erfahrenen Zusammenziehung, zersprungen und um so dunkler, je länger die Krankheit schon angedauert hat. [...] Nun rückt die Krankheit unter der Oberhaut vor; die Färbung wird in Folge der fortschreitenden Zersetzung des Zellgewebes immer dunkler.“<sup>16</sup>

Das traurige Aussehen eines ganzen Feldes, das für den Landwirt Mangel und Hunger bedeutete, beschreibt der Magistrat der Stadt Fürstenau in seinem Bericht an die Landdrostei Osnabrück vom 6.9.1849:

„Auf vielen Kartoffelfeldern oder Stücken, besonders bei den frühen oder s.g. Sommer-Kartoffeln, ist alles Kraut schon seit einigen Wochen schwarz und fast vom Lande verschwunden, von den später reifenden Sorten, den s.g. Herbst-Kartoffeln, findet man auf einigen Feldern oder Aeckern vom Kraute zwar noch grüne Stengel, aber wenig oder gar keine gesunden Blätter mehr, ein Beweis, daß das Wachstum aufgehört hat und das Verderben der Pflanze eingetreten ist.“<sup>17</sup>

In Tages- und Wochenzeitungen und Zeitschriften der landwirtschaftlichen Vereine spielten die Ursachen der Krankheit eine geringe Rolle. Der Schwerpunkt der Berichterstattung lag auf ihrer Bekämpfung auf dem Feld und bei der Lagerung. „Während die Gelehrten über die Ursachen des Übels streiten, kann der Landmann dessen Fortschritt hemmen und sich gegen Nachtheile schützen. Für ihn ist das Alles. Er kümmert sich im Ganzen wenig um die Ursache, wenn er nur deren nachtheilige Wirkungen verhindern kann.“<sup>18</sup> Dabei kursierten die verschiedensten Methoden, die jeweils ausführlich dargelegt und zur Nachahmung empfohlen wurden. In den *Mittheilungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Hannover* wurden in verschiedenen Artikeln unter anderem folgende Mittel genannt: Behandlung mit Schwefelsäure, Lagerung an trockenen und luftigen Orten, Waschen und Abreiben, Pflanzung von aus den Samen gezogenen Kartoffeln sowie die Nutzung von Chlorkalk und Soda.<sup>19</sup> Erst ab 1888 wandte man gegen die Kartoffelfäule erfolg-

<sup>16</sup> Hannoversches Magazin 75 v. 17.9.1845, S. 593.

<sup>17</sup> StA Osnabrück Dep. 121 b Akz. 2007/046 Nr. 592.

<sup>18</sup> Mittheilungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Hannover 1845, S. 101.

<sup>19</sup> Mittheilungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Hannover 1845, S. 86-99.

reich *Bordeauxbrühe* auf der Basis von toxischem Kupfer an und 1940 wurde das erste organische Fungizid gegen sie entdeckt (Herrmann 2009, S. 85).

Die Hauptsorge der Bauern des 19. Jahrhunderts war neben dem Befall der Knollen auf dem Feld vor allem die Lagerung der Kartoffeln über den Winter. Im norddeutschen Raum wurden die Knollen in trockenen, luftigen Kellern oder im Freien in Haufen, die mit Erde und Rasen bedeckt wurden, gelagert (Richter 1845, S. 16). Die Verluste, die sich zum Teil erst beim Öffnen der Lager im Frühjahr übersehen ließen, waren dann in dieser Jahreszeit, bevor die ersten neuen Früchte geerntet werden konnten, besonders schmerzhaft.

Die effektive Verbreitungsweise der Seuche bei Feuchtigkeit (Schöber-Butin 2001, S. 19-20) sorgte unter den klimatischen Bedingungen des Sommers und Herbstes 1845 für eine großflächige Verbreitung der Kartoffelkrankheit in Europa. Je nach der Bedeutung der Kartoffel als Grundnahrungsmittel und ihrem Anteil an der Ackerfläche, beeinflusste ihr Ausfall die europäischen Länder verschieden stark. In Irland war die Abhängigkeit von der Kartoffel ausgeprägter als im übrigen Europa. Die Vulnerabilität großer Bevölkerungsgruppen erhöhte sich außerdem durch geringe Kaufkraft, die den Erwerb anderer Nahrungsmittel selten zuließ und fehlenden politischen Einfluss (entitlements), um eine Umverteilung von Lebensmitteln innerhalb des Vereinigten Königreichs zu erreichen. Die Länder des europäischen Kontinents waren zwar ebenfalls stark von der Kartoffelkrankheit betroffen, es kam aber nicht zu jener „Great Famine“, die eine Million Iren sterben und eine weitere Million auswandern ließ (Ó Gráda 2006). Für Preußen, wo genauere Zahlen vorliegen, schätzt Hans H. Bass die Zahl der Toten während der gesamten Hungerperiode auf etwa 40.000 (Bass 2007, S. 207) – bei einer doppelten großen Bevölkerung wie in Irland.<sup>20</sup>

## 2.2 Ernteertrag und Reaktionen

Kehren wir nun zum Fsm. Osnabrück zurück. 1845 zerstörte die Kartoffelkrankheit in dieser Region vermutlich bis zur Hälfte der Kartoffelernte. Allerdings waren die anderen Fruchtarten mittelmäßig bis gut gewachsen und es drohte somit vorerst kein Mangel.<sup>21</sup> Ein Jahr später kam zu einem erneuten Ausfall der Kartoffeln, der mit einer empfindlichen Dürreperiode zusammenfiel. Besonders jetzt vergrößerte sich die Notlage, weil die Vorräte, trotz der investierten Arbeit,<sup>22</sup> nicht für den Winter 1846/47 ausreichten. Verringerten bereits die in Funkes Artikel geschilderte Änderung der Textilproduktion und die Gemeinheitsteilungen die Einnahmen der Heuerlinge, so sanken sie nun weiter, da diese keine Überschüsse der eigenen landwirtschaftlichen Produktion verkaufen konnten. Steigende Preise

---

<sup>20</sup> 1846 ca. 16 Millionen. Vgl.: Kraus 1980.

<sup>21</sup> Vgl. z.B. den Bericht des Magistrats von Fürstenau an die Landdrostei Osnabrück vom 27.10.1845, in: StA Osnabrück Dep. 121 b Akz. 2007/046 Nr. 592.

<sup>22</sup> Achilles (1992, S. 221) schätzt den Arbeitsaufwand je Hektar für Kartoffeln auf das Dreifache desjenigen für Getreide ein.

für Grundnahrungsmittel, nicht aber für Fleisch und Milchprodukte,<sup>23</sup> erschwerten darüber hinaus den Ankauf von Ersatznahrungsmitteln und verringerten den Spielraum potentieller Arbeitgeber, Tagelöhnern Beschäftigung zu bieten. Mitglieder anderer sozialer Gruppen, die einen größeren finanziellen Spielraum hatten und nun, in der Teuerungskrise, einen größeren Anteil ihres Einkommens für Lebensmittel ausgaben oder die in besseren Zeiten landwirtschaftliche Überschüsse verkauften und nun zur Subsistenzwirtschaft übergingen, waren von der herrschenden Krise weniger oder gar nicht betroffen.

In den Städten sorgten Hilfsvereine in Notzeiten wie 1846/47 mit der Ausgabe von Suppen und verbilligtem Brot für die arme Bevölkerung.<sup>24</sup> Auf dem Lande kümmerten sich die Bauern direkt um ihre Heuerleute.<sup>25</sup> Reichte diese Hilfe nicht aus oder konnte sie nicht gewährt werden, mussten die Betroffenen Alternativen finden. Hierzu zählten Bettelei, regionale Arbeitsmigration und Emigration nach Übersee.

Versagten die privaten, familiären und gesellschaftlichen Hilfsmechanismen, wuchs die Bedeutung von staatlichen Eingriffen. Dabei spielte immer eine Rolle, wer von welchem Vorgehen der Verwaltung aufgrund der eigenen Machtposition profitierte.<sup>26</sup> Eine politische Vertretung der unterbäuerlichen Schichten fehlte im Kgr. Hannover; die Stände bestanden zwar auch aus Bürgern und bäuerlichen Grundbesitzern, Besitzlose waren dagegen nicht wählbar. Neben den Hilfsmaßnahmen, die wohlhabendere Mitbürger im Rahmen der lokalen Gesellschaft direkt leisteten, muss hier das Verhalten von Regierung und Verwaltungsapparat unter den Gegebenheiten des 19. Jahrhunderts betrachtet werden. Im Kgr. Hannover gab es von staatlicher Seite auf die Bitte von anderen Behörden, wie der Landdrostei Osnabrück, Anstrengungen, Nachteile, die einzelne Bevölkerungsgruppen infolge der Missernten betrafen, auszugleichen. So leistete die königliche Generalkasse Unterstützungszahlungen an die ländliche Bevölkerung, die durch Kartoffelfäule und Missernte gelitten hatte und setzte den Eisenbahnbau zur Arbeitsbeschaffung ein.<sup>27</sup> Grundsätzlich lässt sich die Politik des Königreichs auch als Versuch interpretieren die sozialen Probleme des Landes durch die Förderung der Industrialisierung zu beheben (Schubert u. Jenssen 1997, S. 376-377). Im Frühling 1847, auf dem Höhepunkt der Krise, verbot die hannoversche Regierung schließlich das Brennen von Alkohol aus Getreide und Kartoffeln (Wendler 1992, S. 180), um die Dezimation von Nahrungsmitteln zu verhindern. Daneben wurden zeitwei-

---

<sup>23</sup> Vgl. die Monatspreise der wichtigsten Nahrungsgüter in Oldenburg, in: Abel 1977, S. 57.

<sup>24</sup> Zum Beispiel für Göttingen: Meinhardt 1966, S. 218.

<sup>25</sup> Einen Hinweis darauf gibt das Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung Nr. 181 (1.8.1847).

<sup>26</sup> „The keyword is power. But those who use the term governance often seem reluctance [sic] to accept that bad governance of those who enjoy the benefits of power wanting to keep it that way.“ Cannon 2008, S. 8-9.

<sup>27</sup> Zur Diskussion zwischen den Oberbehörden vgl.: HStA Hannover, Hann. 33c Nr. 981. Hier z.B. ein Schreiben des Ministeriums des Inneren an das Kabinett des Königs vom 3.2.1846.

se die Eingangszölle für bestimmte Produkte aufgehoben.<sup>28</sup> Welche Effekte diese Maßnahmen hatten, ist noch weitgehend ungeklärt. Einerseits überzeugten sie möglicherweise die Untertanen vom Willen der Obrigkeit gegen die Krise anzukämpfen, andererseits griffen sie unter Umständen zu spät, um Wirkung zu zeigen.

Einen indirekten Hinweis auf die Auswirkungen der Kartoffelkrankheit auf zumindest einen Teil des Fsm. Osnabrück gab Pastor Funke über ein Jahr nach seinem Heuerlings-Artikel, im Sommer 1847. Mit einer Anzeige trat er zusammen mit anderen wichtigen Persönlichkeiten von Menslage erneut vor die Öffentlichkeit und bat die Leser der Weser-Zeitung um Unterstützung für seinen Ort. „Kaum hatte sich der drückende Nothstand [des Vorjahres], [...] etwas gemindert; kaum wagten die bedrängten und von langem Darben entkräfteten Arbeiter sich freier zu bewegen und ihre von Hunger und Elend entstellten Antlitze zu erheben“, habe nun ein starker Hagelsturm die Ernte vernichtet. Die Bauern seien davon sehr betroffen „und die Mittel der Heuerleute, welche sich schon bislang zum größten Theile auf die Mildthätigkeit der Colonen angewiesen sahen [, sind] meistentheils erschöpft.“<sup>29</sup> Man kann demnach vermuten, dass die schlechte Ernte des Jahres 1846, die zum großen Teil auch Folge der Kartoffelfäule war, starken Einfluss hatte und zumindest in diesem Fall in Not geratene Heuerlinge Unterstützung durch die Bauern erhalten hatten.

### 2.3 Opferzahlen und Tumulte

Auch wenn der Umfang der Hungerkrise zwischen 1845 und 1850 in Nordwestdeutschland keinesfalls Ausmaße wie in Irland erreicht hat, so stellt sich doch die Frage nach dem Umfang der Nahrungskrise im Fsm. beziehungsweise der Landdrostei Osnabrück und damit im Zusammenhang im ganzen Kgr. Hannover. Außer allgemeinen Feststellungen wie der Rede von der „letzten Subsistenzkrise“ im niedersächsischen Raum und der Not der Heuerlinge lassen sich konkrete Zahlen zu den Todesopfern infolge der Missernten und des Ausfalls der Kartoffeln durch die Faulseuche ab 1845 für das Kgr. Hannover kaum angeben. Ein erster Zugang sich der Zahl der Opfer anzunähern, wäre ein Vergleich der Anzahl der Gestorbenen in den betreffenden Jahren mit Vergleichszeiträumen, wobei zu beachten ist, dass der Hungertod nur als extremer Endpunkt des Hungerprozesses anzusehen ist, der zwar nicht immer eintrat, aber im Vorfeld ein langes Leiden voraussetzt. Für die Landdrostei Osnabrück (vgl. Abb. 1) lässt sich ein Sprung in der Anzahl der Gestorbenen für 1846 und 1847 im Vergleich zu den beiden Jahrzehnten davor um über 500 Personen erkennen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass in den zwei Jahrzehnten vor 1845 jährlich durchschnittlich etwas mehr Frauen als Männer starben, sich dieser Trend allerdings gerade 1847 umkehrte.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Vgl. HStA Hannover, Hann. 33c Nr. 981.

<sup>29</sup> Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung Nr. 181 (1.8.1847).

<sup>30</sup> Dieses Phänomen lässt sich in vielen Hungersnöten beobachten und wird auf den geringeren Körperfettanteil bei Männern zurückgeführt. Ó Gráda 2009, S. 101.

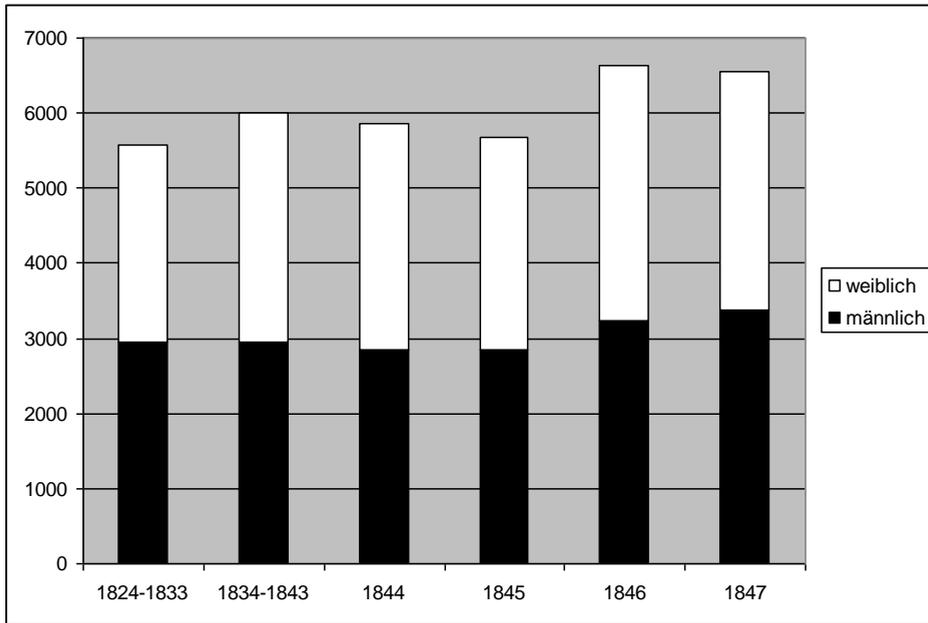


Abb. 1 Jährlich Gestorbene in der Landdrostei Osnabrück<sup>31</sup>

Es ist naheliegend diese Veränderung auf den Einfluss des Ernteausfalls durch Dürre und Kartoffelkrankheit zurückzuführen. Auch können Krankheiten, die sich aufgrund geringerer Widerstandskraft des Körpers infolge von Mangelernährung verbreitet haben, eine größere Sterblichkeit bewirkt haben. Allerdings müsste in weiterer Forschungsarbeit geprüft werden, welche Rolle andere Faktoren gespielt haben könnten.

Einen weiteren Anhaltspunkt bietet ein Blick auf den Geburtenüberschuss der Landdrostei Osnabrück (vgl. Abb. 2). Hier weist der einzige Bevölkerungsverlust im Zeitraum zwischen 1815 und 1860, der 1847 eintrat, auf die Schwere der Not und das Elend der Bevölkerung im Winter und Frühjahr 1846/47 hin. Weder das „Jahr ohne Sommer“ 1816, noch die Missernten von 1830 (Schubert u. Jenssen 1997, S. 376) oder die Teuerung von 1855 (Bass 2007, S. 193) führten zu einem solch starken Einbruch des Geburtenüberschusses. Gleichzeitig lässt sich eine schnelle Erholung ab 1848 erkennen. In der Statistik sind nur jährliche Daten angegeben, die es somit leider nicht erlauben, Schwankungen innerhalb der betreffenden Jahre festzustellen.

<sup>31</sup> Zusammengestellt nach: Hannoversches Magazin Nr. 58 (23.8.1845), Nr. 70 (30.8.1845), Nr. 13 (13.2.1847), Nr. 39 (13.5.1848).

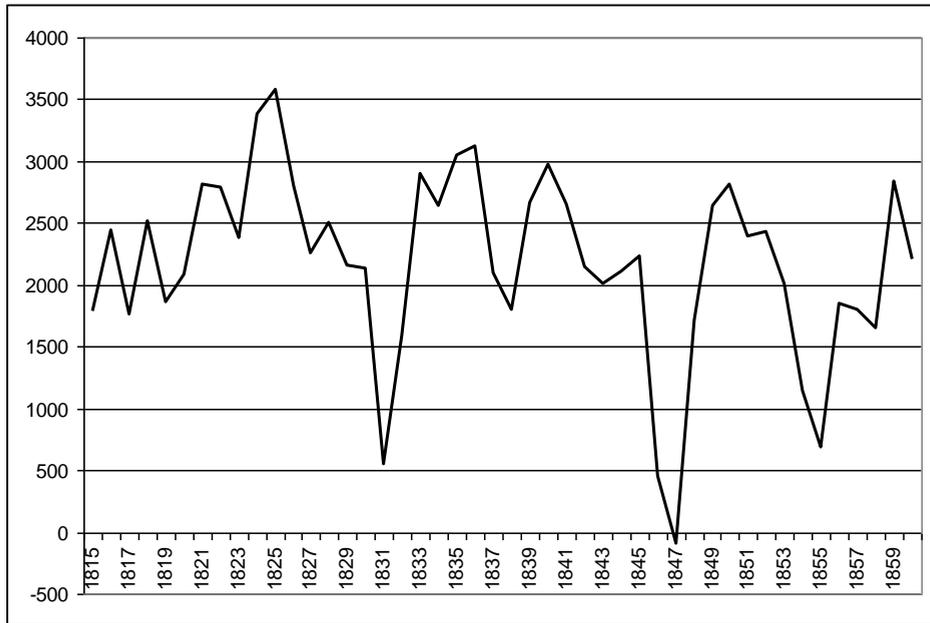


Abb. 2 Geburtenüberschuss in der Landdrostei Osnabrück<sup>32</sup>

Die besonders schwierige Situation in der Landdrostei beziehungsweise dem Fsm. Osnabrück wird auch durch die überlieferten Zahlen zur Auswanderung vor allem nach Amerika nachgewiesen. „Eine auffällige Abweichung vom gesamtdeutschen Auswanderungsgeschehen ist [...] darin zu erblicken, daß die Auswanderung aus dem Landdrosteibeizirk [Osnabrück] schon in den 1840er Jahren ihren ersten Höhepunkt erreichte.“<sup>33</sup>

Vergleicht man die Situation in der Landdrostei Osnabrück mit den Todesfällen des gesamten Königreichs zwischen 1816 und 1866, ist erkennbar, dass die Krisenjahre um 1847 prozentual mit dem zweithöchsten Stand der Gestorbenen nach der Hungersnot von 1816/17 zusammenfielen (Abb. 3). Der höchste Wert im hier interessierenden Zeitabschnitt ergibt 2,6% also 45.931 Gestorbene für 1847 und liegt damit mehr als 0,3% über dem Durchschnitt der dargestellten Jahre. Allerdings sind insgesamt relativ große Schwankungen erkennbar. Eine ähnliche Aussage ergibt ebenfalls ein Blick auf die Geburtenrate dieser Jahre, die bereits 1847 den niedrigsten Wert zwischen 1816 und 1875 erreichte (Kraus 1980). Für präzisere Aussagen wäre es hierbei notwendig, kleinere Räume zu untersuchen, herauszufinden welchen Anteil der Kartoffelanbau in den einzelnen Landdrosteien oder besser

<sup>32</sup> Nach Büch 1998. Die nicht durchgehenden Zeitreihen für das Fsm. Osnabrück zwingen hier zur Verwendung der Daten der gesamten Landdrostei Osnabrück.

<sup>33</sup> Bölsker-Schlicht 1990, S. 243. Bölsker-Schlicht gibt Zahlen nur für mehrjährige Zeitabschnitte an (z.B. 1840-1849), so dass hier das Hungerjahr 1846/47 nicht gesondert betrachtet werden kann.

noch Ämtern innehatte und wie sich die Krankheit auf diese Bestände auswirkte. Vorerst lässt sich für das Kgr. Hannover nur annehmen, dass die Betroffenen meist aus den unterbäuerlichen Schichten stammten. Deutlich ist hier eine ernste Lage zu erkennen. Sollten sich die Betroffenen nun nicht gegen Mangel und Teuerung auflehnen?

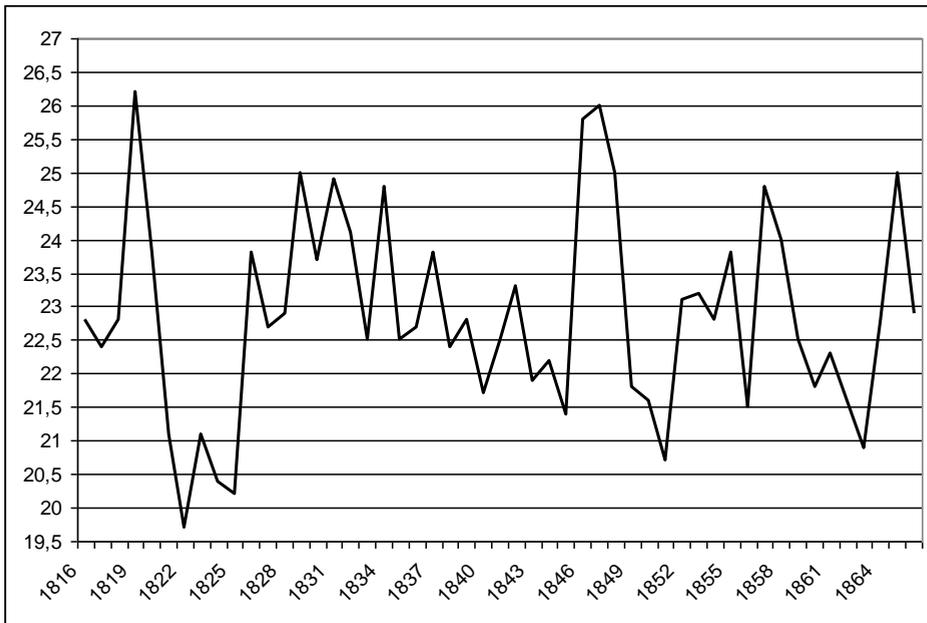


Abb. 3 Todesfälle ohne Totgeborene in Promille 1816-1866 im Kgr. Hannover<sup>34</sup>

Bevor Funke 1846 zu den Vorschlägen kommt, mit denen er die Situation der Heuerlinge verbessern will,<sup>35</sup> weist er noch auf ihre Stimmungslage hin. Die Menschen seien generell unzufrieden und klagten:

„Man glaubt, einmal nicht weiter kommen zu können, und so zeigt sich bei allen Arbeiten Unlust, Nachlässigkeit und Unordnung [...]. Je länger eine solche Stimmung genährt wird, desto größer wird dann die innere Verhärtung und die Trägheit, selbst die billigsten Obliegenheiten zu erfüllen“ (Funke 1846, S. 124-125).

Hier klingt neben der sozialen Distanz des Pfarrers zu einem Teil seiner Gemeindeglieder die Besorgnis vor sozialen Protesten an, die durch Ernteausfälle und

<sup>34</sup> Zusammengestellt nach: Kraus (1980).

<sup>35</sup> Lösungen sieht er in der Auswanderung nach Amerika, dem verstärkten Ackerbau, der „Erweiterung der Wiesencultur“. Nach seiner Aussage wanderten seit 1836 etwa 12,5% (knapp 400 Personen) der Einwohner seiner Gemeinde aus. Die Verknappung des Arbeitsangebots zeigte Wirkung: „Auch insofern hat die Auswanderung wohlthätig gewirkt, als die Behandlung der Heuerleute von Seiten der Colonen bereits eine viel humanere geworden ist.“ Funke 1846, S. 126.

drohende Hungersnot verstärkt wird, wie sie in den folgenden beiden Jahren auch im Kgr. Hannover auftreten sollten (vgl. Hecht in diesem Band).<sup>36</sup> Im Krisenjahr 1847 selbst kam es hier nach bisherigen Erkenntnissen allerdings nur in vier Orten zu Unruhen.<sup>37</sup> Dabei stellt sich die Frage nach den Gründen dieser im Vergleich zu Preußen und Südwestdeutschland auch proportional geringen Anzahl. Eine mögliche Antwort wäre die lückenhafte Überlieferung, die eventuell bei Amtleuten begann, die über kleinere Unregelmäßigkeiten nicht berichteten. Daneben könnte die soziale Kontrolle, besonders auf dem Land, sowie die schnelle obrigkeitliche Reaktion durch die Aussendung von Militär dämpfend auf unzufriedene Personen eingewirkt haben. Kam es dennoch zu Tumulten, fehlte es jedoch unter den Häuslingen häufig an Solidarität, „so daß etwa der Tagelöhner aus dem Nachbarort schon zum Feind werden konnte“ (Bethmann u. Dongowski 2000, S. 84).

E. P. Thompson folgend verweist Manfred Gailus in diesem Zusammenhang auf die „moral economy“. „In der Regel bewegten sich diese Proteste im Rahmen eines ‚volkstümlichen‘ Konsens darüber, was auf den Märkten, in der Mühle oder in der Backstube legitim bzw. illegitim sei. Und ein solcher Konsens [...] beruhte auf einer konsistenten und traditionsbestimmten Auffassung von sozialen Normen und Verpflichtungen.“ (Gailus 1990, S. 204). Möglicherweise fehlte dieser Konsens im niedersächsischen Raum und verhinderte dadurch eine größere Anzahl von Tumulten. Michael Hecht erweitert in seiner Vergleichsstudie zu Teuerungsprotesten in der preußischen Provinz Sachsen und dem südwestlichen Pariser Becken diesen Interpretationsansatz. In beiden Gebieten ließ sich eine „Häufung protestfördernder Indikatoren“ herausarbeiten, die aber nicht zwangsläufig zu Tumulten führen mussten. Dies geschah dann, als die Bevölkerung wahrnahm wie zum Beispiel Händler und Spekulanten Gewinne aus ihrer Notlage zogen und gleichzeitig die als berechtigt empfundenen Forderungen an die Obrigkeit ohne Resonanz blieben (Hecht 2004, S. 151-152). Für den Fall des Kgr. Hannover können noch keine Aussagen zur Einstellung der Bevölkerung gegenüber Kaufleuten und Wucherern getroffen werden auch wenn Klagen über Zwischenhändler wahrscheinlich häufig vorkamen. Dagegen scheinen die staatlichen Maßnahmen im Königreich ausreichend gewesen zu sein, um das Vertrauen in den Staat aufrechtzuerhalten und zumindest eine Beruhigung der notleidenden Bevölkerung herbeizuführen. Auf diese Weise könnten die vier stattgefundenen Unruhen nur als Ausnahme von der Regel betrachtet werden.

---

<sup>36</sup> Vgl. u.a. Gailus (1990, S. 99), der für das Königreich Hannover allerdings nur knapp 4% aller Unruhen in Deutschland am Ende der 40er Jahre zählt.

<sup>37</sup> In Norden, Hildesheim, Verden und Osterode/Harz. Gailus 1990, Abb. 13.

### 3 Schluss

Resümierend kann Hebbels dichterische Verknüpfung von Kartoffelfäule und Hungersnot auch für das Fsm. Osnabrück und das Kgr. Hannover bestätigt werden. Betroffen waren aufgrund ihrer speziellen Situation vermutlich insbesondere die unterbäuerlichen Schichten. Ihre prekäre Lage, die der *hazard* der Kartoffelkrankheit verstärkte und wodurch verschärftes Leid für Tausende entstand, lässt sich momentan zumindest statistisch durch eine höhere Sterbeziffern und geringere Geburtenraten nachweisen. Wie sich aus der Beschreibung der Lage der Heuerlinge am Beispiel des Fsm. Osnabrück erkennen lässt, war diese soziale Gruppe hinsichtlich vieler Faktoren gegenüber einem Ernteausfall, wie er infolge von Kartoffelkrankheit und Dürre eintrat, besonders verletzlich und daher vermutlich am häufigsten Opfer von Nahrungsmangel. Auch für das Niedersachsen in der Mitte des 19. Jahrhunderts gilt Cannons Warnung, dass „Vulnerabilität“ kaum präzise zu bestimmen und zu definieren ist (Cannon 2008, S. 2). Allerdings ist die Verwendung des Vulnerabilitätskonzepts zur Darstellung der durch verschiedene soziale, ökologische, politische aber auch kommunikative Faktoren (Voss 2008) geprägten schwierigen Lage der unterbäuerlichen Schichten nutzbringend. So lässt sich das Erscheinen der Kartoffelkrankheit in den Kontext der vormärzlichen Notjahre einordnen. Dies gilt insbesondere für die Analyse der ausbleibenden gewalttätigen Reaktionen der Bevölkerung während des Krisenjahrs 1847. Trotz der Notlage blieben Tumulte im Fsm. Osnabrück und dem übrigen niedersächsischen Raum im Vergleich zu anderen Territorien selten. Diese weitgehende Vermeidung von Protesten gelang vermutlich, weil es der Obrigkeit glückte, durch die sorgsam inszenierte Kommunikation von Maßnahmen gegen Not und Teuerung die Spannung unter den Notleidenden zu vermindern und so einen Konsens in den betroffenen Gruppen über die Notwendigkeit von Protesten zu verhindern.

## Literatur

- Abel, Wilhelm (1977): Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland. Göttingen.
- Anon.: Die Kartoffelkrankheit (1845): Zusammenstellung der über Entstehung, Fortgang und Heilung derselben von Sachverständigen verschiedener Länder abgegebenen Urtheile und Rathschläge. Schwerin.
- Achilles, Walter (1992): Die Intensivierung der Landwirtschaft durch den Kartoffelbau von 1750 bis 1914. Die Bedeutung des Prozesses für Erzeuger und Verbraucher. In: Helmut Ottenjann / Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Die Kartoffel. Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze. Cloppenburg, S. 205-235.
- Bankoff, Greg (2004): Time is of Essence: Disasters, Vulnerability and History. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22.3, S. 23-42.
- Bass, Hans H. (2007): The crisis in Prussia. In: Cormac Ó Gráda / Richard Paping / Eric Vanhaute (Hg.): When the Potato Failed. Causes and Effects of the Last European Subsistence Crisis, 1845-1850. Turnhout, S. 185-212.
- Bethmann, Anke / Gerhard Dongowski (2000): Der steinige Weg zur Freiheit. Revolutionäre Volksbewegungen 1848/49 im Königreich Hannover. Bielefeld.
- Bölsker-Schlicht, Franz (1990): Sozialgeschichte des ländlichen Raumes im eh. Regierungsbezirk Osnabrück im 19. und frühen 20. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Heuerlingswesens und einzelner Nebengewerbe. In: Westfälische Forschungen 40, S. 223-250.
- Bölsker-Schlicht, Franz (1987): Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Sögel.
- Bourke, P. M. Austin (1964): Emergence of potato blight, 1843-46. In: Nature 4947, S. 805-808.
- Büch, Henrike (1998): Bevölkerung des Kurfürstentums / Königreichs Hannover 1745-1867. In: Kaufhold, Karl H. / Denzel, Markus A. (Hg.): Historische Statistik des Kurfürstentums / Königreichs Hannover. St. Katharinen, S. 6-60. GESIS Köln, Deutschland ZA8420 Datenfile Version 1.0.0.
- Cannon, Terry (2008): Reducing People's Vulnerability to Natural Hazards. Communities and Resilience.
- Düwel, Andreas (1996): Sozialrevolutionärer Protest und konservative Gesinnung. Die Landbevölkerung des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig in der Revolution 1848/49. Frankfurt am Main.

- Gailus, Manfred (1990): Straße und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preußens, 1847-1849. Göttingen.
- Hagenah, Ulrich (1985): Ländliche Gesellschaft im Wandel zwischen 1750 und 1850 – das Beispiel Hannover. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 57, S. 161-206.
- Hannoverschen Magazin 1846, 1847, 1848.
- Hebbel, Friedrich (1859): Mutter und Kind, 1. Gesang.  
<http://gutenberg.spiegel.de/buch/2644/1> [Zugriff am 13.9.2011].
- Hecht, Michael (2004): Nahrungsmangel und Protest. Teuerungsunruhen in Frankreich und Preußen in den Jahren 1846/47. Halle (Saale).
- Herrmann, Bernd (2009): Kartoffel, Tod und Teufel. Wie Kartoffel, Kartoffelfäule und Kartoffelkäfer Umweltgeschichte machten. In: Bernd Herrmann / Urte Stobbe (Hg.): Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte. Göttingen, S. 71-126.
- HStA Hannover, Hann. 33c Nr. 981. Betrf. die Ermäßigung der Eingangsabgabe für Getreide, Hülsenfrüchte, Hirse, Reis und der s.g. Mühlenfabrikate.
- Husung, Hans-Gerhard (1984): Zu einigen Problemen der historischen Protestforschung am Beispiel gemeinschaftlichen Protests in Norddeutschland 1815-1847. In: Heinrich Volkmann / Jürgen Bergmann (Hg.): Sozialer Protest. Studien zu traditioneller Resistenz u. kollektiver Gewalt in Deutschland vom Vormärz bis zur Reichsgründung. Opladen, S. 21-35.
- Jakubowski-Tiessen, Manfred (1992): Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit. München.
- Kraus, Antje (Bearbeiterin) (1994): Quellen zur Bevölkerungs-, Sozial- und Wirtschaftsstatistik Deutschlands 1815-1875. Bd. 3. Quellen zur Berufs- und Gewerbestatistik 1816-1875: Norddeutsche Staaten, Boppard. GESIS Köln, Deutschland ZA8276 Datenfile Version 1.0.0.
- Krus, Horst-D. (1998): Hungersnot und Elend durch den Ausbruch der Kartoffelkrankheit im Vorfeld der Revolution von 1848. In: Reinhard Vogelsang / Rolf Westheider (Hg.): Eine Region im Aufbruch. Die Revolution von 1848/49 in Ostwestfalen-Lippe. Bielefeld, S. 99-130.
- Lütge, Friedrich (1967): Geschichte der deutschen Agrarverfassung. Stuttgart.
- Meinhardt, Günter (1966): Die Auswirkungen der Hungerjahre in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf Göttingen. In: Göttinger Jahrbuch 14, S. 211-219.
- Mittheilungen des landwirthschaftlichen Vereins zu Hannover 1845.

- Mooser, Josef (1984): Religion und sozialer Protest. Erweckungsbewegung und ländliche Unterschichten im Vormärz am Beispiel von Minden-Ravensberg. In: Heinrich Volkmann / Jürgen Bergmann (Hg.): Sozialer Protest. Studien zu traditioneller Resistenz u. kollektiver Gewalt in Deutschland vom Vormärz bis zur Reichsgründung, Opladen, S. 304-324.
- Nipperdey, Thomas (1998): Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München.
- Ó Gráda, Cormac (2009): Famine. A Short History. Princeton/Oxford.
- Ó Gráda, Cormac (2006): Ireland's Great Famine. Interdisciplinary Perspectives. Dublin.
- Pyta, Wolfram (2001): Die Kanzel als Mittelpunkt des Dorflebens? Überlegungen zum Ansehen katholischer und evangelischer Landpfarrer in Deutschland 1800 bis 1850. In: Ruth Dörner / Norbert Franz / Christine Mayr (Hg.): Lokale Gesellschaften im historischen Vergleich. Europäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert. Trier.
- Richter, C. (1845): Bemerkungen über die Kartoffel-Krankheiten und den Kartoffelbranntwein. Boizenburg.
- Schneider, Karl Heinz (2007): „Bauernbefreiung“ in Niedersachsen vom Ende des Alten Reiches bis zur preußischen Zeit. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 79, S. 77-98.
- Schöber-Butin, Bärbel (2001): Die Kraut- und Knollenfäule und ihr Erreger *Phytophthora infestans*. Berlin.
- Schubert, Ernst / Monika Jenssen (1997): Niedersachsen vom Ende des Alten Reichs bis zum Ersten Weltkrieg. In: Bernd Ulrich Hucker / Ernst Schubert / Bernd Wiesbrod (Hg.): Niedersächsische Geschichte. Göttingen, S. 333-493.
- Sonntagsblatt zur Weser-Zeitung Nr. 181 (1.8.1847).
- StA Osnabrück Dep 121 b Akz. 2007/046 Nr. 592. Berichte über die Kartoffelkrankheit.
- Voss, Martin (2009): Vulnerabilität. In: Christa Hammerl / Thomas Kolnberger / Eduard Fuchs (Hg.): Naturkatastrophen. Rezeption – Bewältigung – Verarbeitung. Wien, S. 103-121.
- Wächter, Hans-Helmut (1959): Die Landwirtschaft Niedersachsens vom Beginn des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Bremen-Horn.
- Watts, Michael J. / Hans G. Bohle (1993): Hunger, Famine and the Space of Vulnerability. In: *GeoJournal* 30.2, S. 117-125.

Wehler, Hans-Ulrich (1987): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815-1845/49. München.

Wendler, Ulf (1992): Der Kartoffelanbau in der Lüneburger Heide bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Helmut Ottenjann / Karl-Heinz Ziessow (Hg.): Die Kartoffel. Geschichte und Zukunft einer Kulturpflanze. Cloppenburg, S. 163-185.

Wittich, Werner (1896) Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Leipzig.

# Handeln in der Hungerkrise 1846/47: Nahrungsproteste und „Krisenmanagement“ in Preußen

*Michael Hecht*

## 1 Hungerkrisen, Vulnerabilität und Nahrungsproteste

Die Beschäftigung mit historischen Hungerkrisen und ihren Folgen war in der deutschen Geschichtswissenschaft längere Zeit „aus der Mode“. Die Ansätze der klassischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, welche in den 1970er und 1980er Jahren noch zahlreiche Untersuchungen inspiriert hatten, schienen sich aus verschiedenen Gründen erschöpft zu haben. In den letzten Jahren ist hingegen wieder ein Anstieg des Interesses an Hungersnöten zu beobachten. Zum einen erwies sich dieses Thema als geeignet, neue Konzeptionen über politisches Handeln in einer Langzeitperspektive zu erproben, denn die Existenz von Hungerkrisen in unterschiedlichen Epochen und Kulturen und die sich wandelnden Bewältigungsstrategien stellten eine breite empirische Grundlage für entsprechende Überlegungen bereit (Gestrich 2008; Gailus 2004; Jörg 2008). Zum anderen ergaben sich mit den jüngeren Diskussionen über umweltgeschichtliche Forschungszugänge, welche die Interaktion zwischen Natur und menschlichen Gesellschaften in das Zentrum ihres Interesses stellten, neue Sichtweisen auf das Thema „Hunger“, die von einer interdisziplinären Zusammenarbeit profitieren.<sup>1</sup> In diesen Kontext sind auch die Konzepte der „Vulnerability“ einzuordnen, die – von der Geographie kommend – mittlerweile auch in (umwelt- und klima-)historischen Arbeiten immer häufiger als

---

<sup>1</sup> Ohne auf konzeptuelle Unterschiede im Verständnis von „Umweltgeschichte“ eingehen zu können, sei lediglich auf folgende neuere Arbeiten verwiesen, in denen sich das Bekenntnis zu Inter- bzw. Transdisziplinarität und Verbindungen zum Thema der Hungerkrisen finden: Masius et al. 2009; Mauelshagen 2010 (bes. S. 92-97); Reith 2011; Sieferle 2009; Winarwarter u. Knoll 2007.

Referenz dienen. Dabei lässt sich der Anspruch erkennen, über den Zugang der „Verletzlichkeit“ von Individuen und Gesellschaften die Verflechtung von natürlichen und anthropogenen Einflussfaktoren bei der Entstehung von Hungerkrisen zu berücksichtigen und ältere, deterministische Kausalmodelle durch komplexe und multifaktorielle Analysen zu ersetzen. Struktur-, handlungs- und wahrnehmungsgeschichtliche Zugriffe sollen somit verbunden werden.<sup>2</sup>

Was im programmatischen Bekenntnis neue Perspektiven eröffnet, erweist sich in der empirischen Anwendbarkeit aufgrund der Komplexität freilich als nicht unproblematisch. Zum einen scheint nicht immer eine übereinstimmende Vorstellung darüber zu herrschen, ob es sich bei „Vulnerabilität“ um das eigentliche Explanandum oder um ein Analyseinstrument für die Beschäftigung mit Hungerkrisen handelt. Wird „Verletzlichkeit“ lediglich als Schlagwort verwendet, um sich in bestimmten Forschungsdebatten zu verorten, ist der heuristische Nutzen gering. Zum anderen scheint mir die Frage nach der Verknüpfung von struktur- und kulturhistorischen Zugängen vielfach noch offen. Da Vulnerabilitätsmodelle sozialwissenschaftlicher Provenienz vor allem bei der Ursachen- und Verlaufsanalyse von Hungerkrisen zur Anwendung kommen, wird in ihnen vorwiegend strukturalistisch argumentiert oder mit Systembegriffen operiert. Zudem herrscht häufig eine Außenperspektive vor, in der „verletzliche“ Personen oder Gesellschaften als Opfer von Strukturen, politischem Handeln oder diskursiven Marginalisierungen erscheinen, ohne als Akteure selbst zu Wort zu kommen („the vulnerable can't speak“ – M. Voss). Ein Ansatz, der auf handlungs- oder kommunikationstheoretischen Prämissen bzw. auf alltags- und mikrohistorischen Überlegungen aufbaut, ist damit nur bedingt kompatibel. Solche Differenzen verweisen nicht zuletzt auf grundsätzlich unterschiedliche Erkenntnisinteressen und Methodenorientierungen, die in den einzelnen in der Hunger-, Klima- und Katastrophenforschung tätigen Disziplinen vorzufinden sind. Geht es den einen um die Modellierung von allgemeingültigen (Kausal-)Modellen, so dass die Vulnerabilitätskonzepte von überzeitlichen Rationalitäten ausgehen, auf Prognosefähigkeit zielen und nicht selten auch eine dezidiert entwicklungspolitische Implikation besitzen,<sup>3</sup> zielt die Arbeit der anderen auf das Sinnverstehen individueller Akteure in individuellen (historischen) Kontexten.<sup>4</sup> Selbst innerhalb der Umweltgeschichte ist über das Verhältnis zwischen analytischen und hermeneutischen Verfahren keine Einigkeit festzustellen. Während auf der einen Seite von Vertretern des Faches vorgeschlagen wird, der „neuen Unübersichtlichkeit“ nach der kulturalistischen Wende mit einer vermehrten Integration statistischer und quantifizierender Methoden zu begegnen (Pfister 2001, S. 13), plädieren andere für eine Konzentration auf die Kriterien der „Wahr-

---

<sup>2</sup> Zur wissenschaftlichen Einordnung des letztlich sehr schillernden Vulnerabilitätsbegriffes vgl. die Einleitung von Dominik Collet in diesem Band. Meine Beobachtungen beruhen v.a. auf der Lektüre von Watts u. Bohle 1993; Lohmert 1995, Hilhorst u. Bankoff 2004; Devereux 2007; Voss 2008.

<sup>3</sup> Vgl. etwa den Aufsatz von Steven Engler in diesem Band.

<sup>4</sup> Zum ähnlichen Verhältnis zwischen Geschichts- und Wirtschaftswissenschaften vgl. Tanner 2004.

nehmung“ und „Deutung“ ganz im Sinne des „cultural turn“ (Rohr 2008; Groh 2003).

Den Diskussionen über die „Vulnerabilität“ kommt das Verdienst zu, diese Probleme im Dialog der Disziplinen wieder stärker bewusst zu machen und die Erarbeitung integrativer Interpretationsansätze anzuregen. Ein allgemeingültiges und universell anwendbares Erklärungsmodell bieten die Vulnerabilitätskonzepte freilich nicht; vielmehr sind die Fragen, wie Kriterien gewichtet und wie Strukturen und Handlungen aufeinander bezogen werden können, in Abhängigkeit vom konkreten Erkenntnisziel und von den verfügbaren Quellen immer wieder neu zu stellen. Wenn im Folgenden von Nahrungsprotesten oder Hungerunruhen als Handlungsmuster in Hungerkrisen gehandelt werden soll, liegt es näher, auf einen akteurszentrierten Ansatz zurückzugreifen, als sich darauf zu beschränken, strukturelle Hintergründe für Hungersnöte zu ermitteln. Denn der Umstand, dass Teilnehmer an Protesthandlungen nicht zwangsläufig die am stärksten von Hungerkrisen Betroffenen sein müssen, ist in der Forschung längst unstrittig.<sup>5</sup> Unter Nahrungsprotesten (engl. food riots) – in der geschichtswissenschaftlichen Literatur werden (zum Teil in Anlehnung an zeitgenössische Begriffe) zahlreiche weitere Bezeichnungen wie Brotaufstände, Subsistenzunruhen, Hungerrevolten, Marktkrawalle und Teuerungstumulte benutzt – versteht man kollektive Aktionen, die in Zeiten von Lebensmittelmangel und -teuerung auf die Sicherstellung von Nahrungsansprüchen zielten und meist von unteren Bevölkerungsschichten getragen wurden (Gailus 2007). Ausdrucksweisen solcher Unruhen waren vor allem Plünderungen, Blockaden von Nahrungstransporten, von der Menge organisierte Speicherrevisionen und Zwangsverkäufe („taxations populaires“) sowie Strafaktionen gegen Händler, Bäcker, Müller und Beamte.

Nahrungsproteste sind Phänomene, die in ganz unterschiedlichen Kulturen und Epochen anzutreffen sind – die Wahrnehmung solcher Unruhen (etwa 2007/08 in Afrika, Asien und der Karibik) ist gerade in den letzten Jahren wieder gestiegen. Gleichwohl sind und waren Hungersnöte nicht zwangsläufig von kollektiven Protesten begleitet. Während beispielsweise im 18. Jahrhundert in England und Frankreich zahlreiche Serien von Hungerunruhen nachgewiesen wurden (Charlesworth 1983; Hufton 1983; Bouton 1993; Gailus 1993), galt das Alte Reich lange als ein weitgehend von Tumulten verschonter Raum (Löwe 1986; Schmidt 1991). Auch wenn dieses Bild zuletzt etwas differenziert werden konnte, scheint immer noch zutreffend zu sein, dass in Deutschland die „Kernzeit“ der Nahrungsproteste erst mit den Teuerungskrisen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1804/05, 1816/17, 1846/47) zusammenfiel.<sup>6</sup> Die Frage nach den spezifischen

---

<sup>5</sup> Vgl. die klassische Frage von Dale E. Williams (1976): “Were ‘Hunger’ Rioters Really Hungry?”

<sup>6</sup> Nina Odenwälder konnte in ihrer Magisterarbeit zu frühneuzeitlichen Nahrungsprotesten im Reich 60 Unruhen ermitteln, wobei der größte Teil auf sogenannte Kipper- und Wipperunruhen der Jahre 1621/23 sowie auf Tumulte im Kontext der Krise 1770/72 fiel. Dagegen sind allein für die Teuerungsjahre 1846/47 über 200 „food riots“ in Deutschland gezählt worden. Vgl. Odenwälder 2008; Gailus 1994.

Bedingungsfaktoren der Unruhen steht damit im Raum. Ihrer Beantwortung soll sich im Folgenden am Beispiel der preußischen Nahrungsproteste des Jahres 1847 angenähert werden, wobei eine Integration verschiedener Zugänge intendiert ist.<sup>7</sup> Zuvor ist daher knapp auf die Forschung zu „food riots“ und auf die von ihr favorisierten Erklärungsmuster einzugehen.

## 2 Nahrungsproteste als Gegenstand der Geschichtswissenschaft

In der historischen Forschung zu Hungerunruhen lassen sich verschiedene Zugangsweisen und Interpretationsansätze unterscheiden, die sich in einzelnen Arbeiten mitunter auch kombiniert finden, hier jedoch analytisch getrennt werden sollen (vgl. Hecht 2011). Als erstes wäre die klassische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu nennen, die sich vor allem für die messbaren Krisenindikatoren (etwa Getreidepreisentwicklung und Mortalitätsraten) und deren Verbindung zum Auftreten von Hungerunruhen interessierte (Bass 1991 u. 2007). Die in den 1970er Jahren etablierte quantifizierende „Protestforschung“ untersuchte größere Serien von Unruhen im Hinblick auf Form, Dauer, Beteiligung und Anlässe.<sup>8</sup> Dabei stand in der Regel ein makrohistorisches Modernisierungsnarrativ im Hintergrund – zu verweisen ist auf die von Ernest Labrousse propagierte Unterscheidung zwischen Krisen vom „type ancien“ und modernen Wirtschaftskrisen sowie auf die These vom Ende der klassischen Hungerunruhen aufgrund des gesellschaftlichen Modernisierungsschubs im 19. Jahrhundert.<sup>9</sup> Entsprechende Studien konnten das Bild über die Auswirkungen von Hungerkrisen und die Verbreitung von Unruhen erheblich differenzieren, doch haben letztlich viele dieser Arbeiten auch gezeigt, dass einfache makrohistorische Kausalmodelle bei der Erklärung von Nahrungsprotest kaum weiterhelfen und dass ein eindeutiger Zusammenhang zwischen Deprivation und Protestneigung fehlt. Bereits früh wurde daher eine Ergänzung der „quantitativen Makrostudie“ durch „qualitative Mikrostudien“ des Protests gefordert (Giesselmann 1987).

Ein zweiter Zugang der Erforschung von Hungerunruhen zielte deshalb darauf ab, in der mikrohistorischen Rekonstruktion einzelner Tumulte die Handlungslogiken der beteiligten Akteure zu entschlüsseln (bspw. Binder 1986; Propp 2000). Als einflussreich hat sich in diesem Zusammenhang das von E.P. Thompson anhand englischer „food riots“ entwickelte Konzept der „moral economy“ erwiesen.<sup>10</sup>

<sup>7</sup> Ich nehme dabei (unter Verzicht auf die französische Vergleichsebene) Bezug auf meine eigenen, vor fast zehn Jahren abgeschlossenen Forschungen: Hecht 2004, in kürzerer Version auch ders. 2003.

<sup>8</sup> Volkmann 1977; Husung 1983; Wirtz 1981; Giesselmann 1993. Bilanzierend dazu Gailus 2005.

<sup>9</sup> Tilly 1975 u. 1986; Price 1983; Tilly 1980. Zum Unterscheidungsmodell alter und neuer Krisentypen vgl. Plümpe 2010.

<sup>10</sup> Thompsons Aufsatz „The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century“ ist kurz hintereinander zwei Mal ins Deutsche übersetzt worden: Thompson 1979 u. 1980.

Hungerunruhen erscheinen demnach als Ausdrucksform eines populären Verständnisses über legitimes und illegitimes Verhalten in der Sphäre des lokalen Marktes. In ritualisierten Protestaktionen und unter wohl dosiertem Einsatz von Gewalt seien „unsittliche“ Praktiken von mutmaßlichen Wucherern gerügt und ausbleibende staatliche Schutzmaßnahmen von der Menge imitiert worden. Hunger erweist sich in dieser Perspektive weniger als Antrieb, sondern in Verbindung mit Vorstellungen von Gemeinwohl und Gerechtigkeit als Argument des Protests. Das Konzept der „moral economy“ konnte in zahlreichen Arbeiten erfolgreich angewandt werden, um mentale Hintergründe von Tumulten zu erhellen, allerdings trug es weniger zur Klärung der Frage bei, warum es in Krisenzeiten in bestimmten Orten zu Protesten kam, in anderen hingegen nicht.<sup>11</sup> Die produktive Auseinandersetzung mit Thompsons Deutungen ist gleichwohl nach wie vor eine wichtige Inspirationsquelle für Arbeiten zu „food riots“ (Bohstedt 2010).

Ein dritter Zugang der Forschung verweist schließlich auf die Abhängigkeit der Hungerunruhen von den obrigkeitlichen Bewältigungsstrategien der Teuerungskrisen. So wird etwa häufig für die große Anzahl von Protesten in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wirtschaftspolitische Liberalisierung verantwortlich gemacht: Da die Regierungen immer seltener Maßnahmen einer interventionistischen Teuerungspolitik (Ausfuhrverbote für Getreide, Festsetzung von Höchstpreisen, Revisionen privater Vorräte) anwandten und statt dessen auf die Selbstregulation der Nahrungsmittelmärkte setzten, hätten die von Mangelsituation und Preisanstieg betroffenen Konsumenten zu als Selbsthilfe verstandenen Aktionen gegen Besitzende und Obrigkeiten gegriffen.<sup>12</sup> Eine „paternalistische“ Krisenpolitik konnte in diesem Blickwinkel auch als bewusste Pazifizierungsstrategie gegenüber den Untertanen erscheinen – als „moralische Ökonomie von oben“, die auf Ansprüche der Konsumenten reagierte, aber sich im Behördenhandeln immer seltener durchsetzen konnte.<sup>13</sup> Die Interpretation von Ernest Labrousse, auch den Ausbruch der revolutionären Ereignisse von 1789, 1830 und 1848 direkt mit den vorangegangenen Hungerkrisen zu verknüpfen (Labrousse 1949 u. 1979; Démier 1997), hat hingegen die Revolutionsforschung nicht nachhaltig prägen können, auch wenn solche Positionen ab und zu noch einmal aufgewärmt werden.<sup>14</sup>

---

<sup>11</sup> Zur Rezeptionsgeschichte des Konzeptes, auch jenseits des engeren Feldes von Nahrungsprotest, vgl. Thompson 1991 u. Fassin 2009.

<sup>12</sup> Exemplarisch dazu Schärer 1991; Zimmermann 1995; Petter 2000; Rankl 2005. Zu den Konzepten klassischer Teuerungspolitik: Huhn 2003.

<sup>13</sup> Medick 1985. Zu einer kritischen Weiterentwicklung dieses Ansatzes vgl. Collet 2011.

<sup>14</sup> So beispielsweise in einer eher „intuitiven“ Argumentation bei Vasold 2008, unter Verwendung von ökonomischen Modellierungen von Berger u. Spoerer 1998.

### 3 Hungerunruhen in Preußen 1846/47 – auf der Suche nach Bedingungsfaktoren

Die Hunger- und Teuerungskrise von 1846/47 gilt gemeinhin als letzte vorindustrielle, nicht kriegsbedingte und europaweit spürbare Hungersnot.<sup>15</sup> In ihrem Gefolge kam es in zahlreichen Ländern zu Nahrungsprotesten, vor allem in Frankreich, Irland und etlichen deutschen Bundesstaaten (Bourguinat 2002; Nelly 2011; Gailus 1990; Hecht 2004). Doch nicht nur die materiellen Auswirkungen der Krise waren keineswegs gleichförmig verteilt, auch die Geographie der Teuerungsunruhen zeigt ein sehr fragmentiertes Bild: Protestfreie Gebiete und Verdichtungszone des Protests wechselten sich in einem unregelmäßigen Muster ab; im Königreich Preußen gehörten beispielsweise die Provinzen Sachsen, Schlesien und Posen zu den auffallend „unruhigen“ Regionen, während die Provinzen Rheinland und Westfalen kaum Tumulte erlebten.<sup>16</sup> Um Antworten auf die Frage zu finden, warum Menschen in der Krisensituation zum Mittel des Protests griffen, muss auf verschiedenen Ebenen angesetzt werden. Im Folgenden soll – vor dem Hintergrund der eben beschriebenen Forschungsansätze – in einem Dreischritt vorgegangen werden: Zunächst ist danach zu fragen, warum bestimmte Räume über eine erhöhte Krisenanfälligkeit bzw. Verletzlichkeit verfügten, das heißt, welche Gründe die Wahrscheinlichkeit des Ausbrechens von Unruhen in diesen Gegenden erhöhten. Anschließend ist auf die konkreten Bedingungen vor Ort, auf mentale Hintergründe und die Motivationen der „Tumultuanten“ zu schauen. Zum Dritten soll den Einflüssen der staatlichen Politik auf die Entstehung von Hungerunruhen nachgespürt werden.

#### 3.1 Regionale Krisenprofile

Warum die Geographie der Nahrungsproteste häufig ein regionales Muster aufweist, interessiert die geschichtswissenschaftliche Forschung seit langem (Béliveau 1994; Meyer 1992). Neben kommunikativen Anstoßeffekten zwischen benachbarten Orten einer Gegend lassen sich strukturelle Ursachen vermuten, die im Zusammenspiel von sozioökonomischen Rahmenbedingungen, Nahrungsproduktion, Vermarktungswegen und Versorgungsansprüchen zu suchen sind.<sup>17</sup> Während einige Regionen offenbar vom Ressourcenstrom in der Teuerungszeit profitierten (z.B. wegen hoher Kaufkraft), entwickelten andere Regionen ein spezifisches Krisenprofil, das sie besonders anfällig für das Auftreten von Hungerunruhen machte. Am Beispiel der preußischen Provinz Sachsen, für die etwa 20 größere Nahrungsproteste im Frühjahr 1847 nachgewiesen werden konnten, lässt sich dies anschaulich beschreiben (Hecht 2000): Die Region war durch eine Vielzahl kleinerer und mitt-

<sup>15</sup> Labrousse 1956; Abel 1974; S. 359-396; Vanhoute 2007. Mitunter erhalten auch schon die Jahre 1816/17 das Signum der „letzten Krise alten Typs“, so bei Post 1977.

<sup>16</sup> Vgl. die Karten bei Gailus (1994 S. 164f.) und bei Hecht 2004 (S.29).

<sup>17</sup> Gailus 1990, S. 229f.; Bass 1991, S. 67-69.

lerer Städte geprägt, deren Erwerbsstruktur durch traditionelles Kleingewerbe mit geringen Betriebsgrößen und einer hohen Anzahl von Angehörigen der Massenhandwerke (Schneiderei, Schusterei, Tischlerei) gekennzeichnet war. Der Industrialisierungsschub hatte die meisten Orte noch nicht erfasst. Überkommene urbane Wirtschaftsstrukturen mit vielen „pauperisierten“ Kleinmeistern und Handarbeitern ließen hier die Folgen der Teuerungskrise besonders spürbar werden. Dass die Hungerunruhen in der Provinz Sachsen ein klein- und mittelstädtisches Phänomen darstellten, dürfte daher auch kein Zufall sein.

Dabei waren die Voraussetzungen, einigermaßen gut durch die Krise zu kommen, in der Region zunächst ganz optimistisch eingeschätzt worden. Bei den Ausfallraten der Getreide- und der Kartoffelernte schnitt die Provinz Sachsen 1846 nicht überproportional schlecht ab. Mit 74 Prozent einer durchschnittlichen Weizenernte, 59 Prozent einer durchschnittlichen Roggenernte und 63 Prozent einer durchschnittlichen Kartoffelernte war die Lage deutlich besser als in den preußischen Ostprovinzen. Die Behörden zeigten sich daher auch im Winter 1846/47 überzeugt, dass ein allgemeiner Notstand nicht zu erwarten sei und bei einem haushälterischen Umgang mit den Nahrungsmitteln die Marktpreise bald erheblich zurückgehen müssten. Umso überraschter war man in der Region, als die Grundnahrungsmittel im Frühjahr 1847 exorbitant teurer wurden und zudem der Preisanstieg im preußischen Vergleichsrahmen besonders drastisch ausfiel. Dabei ist es wichtig, nicht die absoluten Preise, die etwa im Rheinland dauerhaft höher lagen, sondern die Steigerungsraten, also die wahrnehmbare Abweichung vom sonst Üblichen, zur Grundlage zu nehmen. Hier erreichte die Provinz Sachsen vor allem im April und Mai 1847 Spitzenwerte.<sup>18</sup> Verschärfend kam hinzu, dass der Preisanstieg am stärksten den Roggen betraf, der – folgt man den Verbrauchsstatistiken – in der Region traditionell die wichtigste Brotgetreideart darstellte und hier auch deutlich mehr konsumiert wurde als im preußischen Landesdurchschnitt.<sup>19</sup> Das Fehlen eines wohlhabenden Wirtschaftsbürgertums in den provinziälsächsischen Städten zeitigte zudem die Konsequenz, dass die Unterstützung der Notleidenden durch Wohltätigkeitsvereine und Suppenküchen zunächst nur – verglichen mit den Westprovinzen – bescheidene Ausmaße annahm (Ulrich 2000).

Die enormen Preissteigerungen bei allenfalls durchschnittlichen Ernteverlusten lenken den Blick auf den Nahrungsmittelhandel und die Einbindung der Provinz in den überregionalen Getreidemarkt. Es lässt sich zeigen, dass in der Krisenzeit nicht die Ausfuhrmengen reduziert wurden, sondern der Mangel zu Lasten der lokalen Märkte fiel. Ein mächtiger Exportsog in Richtung Königreich Sachsen, Herzogtum Braunschweig, Königreich Hannover und mehrere westeuropäische

---

<sup>18</sup> Genauere Zahlen auf Grundlage der zeitgenössischen Marktpreisveröffentlichungen bei Hecht 2004, (S. 37-40 und 157-159).

<sup>19</sup> Die regionalen Konsumgewohnheiten spielen bei der Frage nach den Auswirkungen von Hunger- und Teuerungskrisen eine häufig unterschätzte Rolle, zumal sie auch im Hinblick auf potentielle Substitutionsmöglichkeiten der fehlenden oder verteuerten Nahrungsmittel wichtig sind. Vgl. Burgholz 1987.

Staaten führte zur spürbaren Verknappung des Angebots in vielen Städten der Region. Dies betraf nicht nur die traditionellen Überschussgebiete wie die Magdeburger Börde, sondern auch Gegenden wie den Harz, die in „normalen“ Jahren kaum Getreide für den Export produzierten. Gerade dort zog der Handel mit und die Ausfuhr von Getreide, Mehl und Kartoffeln im Frühjahr 1847 deutlichen Unmut auf sich. Die negative Wahrnehmung der Angebots- und Preissituation auf den lokalen Wochenmärkten ist nicht nur in zahlreichen Beschwerden und Supplikationen von Arbeitern und Handwerkern an unterschiedliche Behörden greifbar; selbst die Mitglieder der ansonsten für ihre wirtschaftsliberalen Positionen bekannten provinziälsächsischen Handelskammer forderten Maßregeln gegen die ungehemmte Ausfuhr von Getreide und Kartoffeln.<sup>20</sup> Die Provinz Sachsen hatte sich in den ersten Monaten des Jahres 1847 zu einer veritablen Krisenregion entwickelt, zum einen hinsichtlich der Preissteigerungsraten und der Angebotsituation auf den lokalen Wochenmärkten, zum anderen – und damit eng verbunden – hinsichtlich der Wahrnehmung dieser Faktoren und der Deutung von Teuerungsursachen vor dem Hintergrund einer forcierten Handels- und Exporttätigkeit.

### 3.2 Wucherdiskurse und Protestgeschehen vor Ort

Die strukturellen Gegebenheiten, die das regionale Krisenprofil der Teuerungszeit 1846/47 prägten, sind also nicht von den zeitgenössischen Wahrnehmungen und Deutungen der außergewöhnlichen Situation zu trennen. Daher liegt es nahe, auf der lokalen Ebene der Protestorte nach dem Umgang mit der Krise zu forschen sowie danach zu fragen, welche kommunikativen Prozesse zur Entstehung einer Unruhe führten und wie aus den Handlungslogiken der „Tumultuanten“ wiederum Ursachen und Motive erschlossen werden können. Denn die Unruhen entstanden nicht ohne Vorlauf. Bereits im Winter 1846 lässt sich eine intensive Diskussion über die Gründe für die Teuerung nachweisen. Sah eine Minderheit den „wirklichen Mangel“ an Nahrungsmitteln als Ursache an, machte die Mehrheit in erster Linie die Praktiken des Getreidehandels verantwortlich. Schaut man auf die Behördenkorrespondenz, auf Flugschriften, Drohbriefe und Petitionen von Konsumenten sowie auf die Artikel in der lokalen Presse, wird deutlich, wie sehr das traditionelle Bild vom Getreidehändler als „Kornwucherer“ und „Spekulant“ eine Renaissance erlebte (Gailus 2001). Was inhaltlich mit Wucherei und Spekulation verbunden wurde, deckte eine Bandbreite ganz unterschiedlicher Praktiken ab: das Zurückhalten von Getreide in den Speichern, die Ausfuhr von Nahrung ins Ausland, die heimliche Geschäftemacherei außerhalb der Sphäre des Marktes sowie den Zeit- und Terminhandel mit Lebensmitteln. Gerade letzterer, das „unfruchtbare Spiel der à la hausse spekulierenden Börsenmänner“ (wie es in einem Schreiben

<sup>20</sup> Vgl. auch die Redebeiträge der provinziälsächsischen Abgeordneten in den „Notstandsdebatten“ des Vereinigten Landtags in Berlin 1847: Der erste preußische Vereinigte Landtag. Vollständiger Abdruck der auf den Landtag bezüglichen Gesetze, Verordnungen u. s. w., sowie der Verhandlungen seiner Kurien, Bd. 1, Berlin 1847, Sp. 89-118.

vom April 1847 hieß), scheint für viele Menschen eine neuartige Erfahrung gewesen zu sein, die Widerspruch herausforderte (Hecht 2004, S. 74).

Im kleinstädtischen Raum waren es vor allem Gerede und Gerüchte, die dazu dienten, die Obrigkeit der ungenügenden Fürsorge zu bezichtigen sowie Personen aus dem eigenen Umfeld als vermeintliche Wucherer zu entlarven. Dazu nutzte man Stereotypen, die sich in bemerkenswerter Ähnlichkeit in vielen Orten wiederfinden – etwa der Vorwurf, ein Kaufmann habe ärmere Leute mit ehrverletzenden Aussprüchen abgewiesen, als diese geringe Mengen Mehl oder Kartoffeln kaufen wollten. Anhand von Fallbeispielen lässt sich gut nachvollziehen, wie für bestimmte Händler zunehmend ein Wucherimage kreiert und damit die Zuschreibung der Krisenursachen personalisiert wurden. Spätere Aktionen gegen diese Personen konnten somit moralisch rechtfertigt werden. Auch die Handlungssequenzen der Unruhen selbst, die sich für einzelne Fälle recht gut aus den umfangreichen Gerichtsakten rekonstruieren lassen, verweisen auf die zugrundeliegenden Konfliktlinien.<sup>21</sup> Die Aktionen in der Provinz Sachsen reichten von disziplinierten „taxations populaires“ über ritualisierte Zerstörungsaktionen, die an dörfliche Rügebräuche erinnern, bis zu gewaltsamen Barrikadenkämpfen mit dem Militär. Differenzierte Beteiligungsformen und Argumentationsweisen der „Tumultuanten“ vor Gericht lassen erkennen, wie bestimmte Normen angeeignet, kommuniziert und in das Protestgeschehen eingebracht wurden. Motivationen im Sinne einer „moralischen Ökonomie“ finden sich ebenso wie Versuche, durch die Teilnahme an den Unruhen die eigene Versorgungssituation zu verbessern oder dem autoritären Auftreten des Militärs entgegenzutreten.

Damit ist angesprochen, dass nicht nur das Verhalten der „Tumultuanten“, sondern auch die Reaktionen der angegriffenen Bäcker und Händler sowie der Repräsentanten der lokalen Obrigkeiten von entscheidendem Einfluss auf die Dynamik der Ereignisse sein konnten. In einigen Fällen ist nachgewiesen, dass Vertreter der Polizeigewalt, Magistratsassessoren und Landräte bei beginnenden bzw. drohenden Exportblockaden oder Plünderungen die umstrittenen Lebensmittel beschlagnahmten und zu reduzierten Preisen, mitunter gar kostenlos, an die Menge verteilten. Indem sie sich so über das Eigentumsrecht der Händler hinwegsetzten, sicherten sie ihre Autorität bei der ärmeren Bevölkerung und führten das Handeln der „Tumultuanten“ gleichsam in einen Bereich der Legalität, so dass die Aktionen nicht als eigentliche Unruhen wahrgenommen und juristisch verfolgt werden konnten. In anderen Fällen hingegen requirierten die örtlichen Magistrate bei beginnenden Tumulten recht schnell die in den Städten stationierten Garnisonen, was fast ausnahmslos zur Entgrenzung von Gewalt und zur blutigen Niederschlagung der Proteste führte (vgl. Benninghaus u. Hecht 1999; Hecht 2004, S. 96-103).

---

<sup>21</sup> Hierauf kann an dieser Stelle nicht detailliert eingegangen werden, verwiesen sei auf die Fallstudien zu Merseburg, Halle, Eisleben, Eilenburg und Salzwedel in den Beiträgen in Benninghaus 2000 sowie Hecht u. Rau 2000.

### 3.3 Staatliches Handeln in der Krise

Lassen sich somit gewisse Handlungsspielräume vor Ort erkennen, so waren die Möglichkeiten der lokalen Behördenvertreter ebenso wie die von weiten Kreisen der Bevölkerung geteilte Erfahrung einer Gleichzeitigkeit von Teuerung und Prosperität des Lebensmittelhandels doch in stärkerem Maße abhängig von den Prämissen der zentralstaatlichen Entscheidungen.

Die Verbindungen zwischen den Nahrungsprotesten und der preußischen Krisenpolitik müssen vor dem Hintergrund der seit dem 18. Jahrhundert kontrovers geführten Diskussionen über die geeigneten Strategien beim Umgang mit Hunger und Teuerung beurteilt werden. Zwar hatte sich bis zu den 1840er Jahren das Paradigma des Freihandels, das auf ein weitgehendes „laissez faire“ der Nahrungsmittelmärkte auch in Krisenzeiten setzte, in der Verwaltung größtenteils durchgesetzt, doch finden sich immer noch vereinzelte Stimmen durchaus einflussreicher Beamter, die für Maßnahmen klassischer Teuerungspolitik wie Getreidesperren und Magazinierung plädierten (Petter 2000; Hecht 2004, S. 109-126.). Auch sah das Allgemeine Landrecht die Möglichkeit vor, temporär zu Mitteln der überkommenen Markt- und Teuerungspolizei zurückzukehren. Umso erstaunlicher ist es, dass in den preußischen Ministerien die sich abzeichnende Teuerungskrise zunächst gar nicht auf die Tagesordnung kam und weitgehend ignoriert wurde. Als Ziel gab man aus, ohne große finanzielle Aufwendungen die Zeit zu überstehen. Die zurückhaltende Einstellung der zuständigen Minister und Dezernenten wurde durch die Formen des Informationstransfers noch befördert, denn Nachrichten über die schlechte Preis- und Ernährungssituation filterten die Unter- und Mittelbehörden auf dem Weg zu den Ministerien nicht selten aus. Erreichten besorgniserregende Berichte die Zentrale, wurden diese als übertrieben abqualifiziert. So konnten sich die Verwaltungsspitzen bis zum Frühjahr 1847 nur zu marginalen Schritten einer Krisenintervention durchringen, die zudem fast ausschließlich den Westprovinzen zugute kam und damit auch die regionalen Krisenprofile beeinflusste.

Wie sehr diese Krisenpolitik für Irritationen sorgte, zeigen nicht nur die Behördenkorrespondenz und die Diskussionen auf dem Vereinigten Landtag in Berlin, sondern auch zahlreiche Stimmen im Umfeld der Hungerunruhen. Die massenhaften Nahrungsproteste – vor allem im April und Mai 1847 – forderten die Ministerialbürokratie heraus, ihr Politikkonzept zu überdenken, und führten schließlich zu einer radikalen Kehrtwende im Krisenmanagement. Am 23. April erklärte König Friedrich Wilhelm IV. den Notstand, was die Voraussetzung für die obrigkeitliche Registrierung privater Getreidevorräte und deren möglichen Zwangsverkauf darstellte. Große Mengen Weizen, Mehl und Reis ließ der Staat auf eigene Rechnung in Russland besorgen. Die Ausfuhr von Kartoffeln in Staaten außerhalb des Zollvereins wurde ebenso wie das Branntweinbrennen verboten. Die Erhebung der Mahl- und Schlachtsteuer wurde ausgesetzt und Geld für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bereit gestellt. Gemessen an den ursprünglichen Zielstellungen erwies sich die Krisenpolitik als gigantischer Fehlschlag – auf mehr als vier

Millionen Taler belief sich der Gesamtverlust der Staatsregierung. Gemessen an den Erwartungshaltungen eines großen Teils der Bevölkerung erwies sich die politische Kehrtwende jedoch als stabilisierend, denn es dürfte kein Zufall sein, dass nach der symbolischen Rückkehr zur Teuerungspolizei und Marktintervention die Hungerunruhen im Lande spürbar abebbten, auch wenn sich die Versorgungslage kurzfristig kaum verbesserte und das Preisniveau für Grundnahrungsmangel bis zum Sommer hoch blieb.

#### 4 Fazit

Die Diskussionen über die Konzepte von „Vulnerabilität“ in Hungerkrisen regen dazu an, sich wieder intensiver und in einem interdisziplinären Austausch über die Abhängigkeiten von Strukturen und Handlungen und über eine Verbindung von struktur-, handlungs-, diskurs- und kommunikationstheoretischen Zugängen zu diesem komplexen Thema Gedanken zu machen. Für die Beschäftigung mit (historischen) Nahrungsprotesten – also einer spezifischen Handlungsform, die in zahlreichen Hungerkrisen verschiedener Epochen und Kulturen anzutreffen ist und für die eine elaborierte Forschungsgeschichte (mit bestimmten Meistererzählungen und Engführungen) konstatiert werden kann – ist am Beispiel der preußischen Hungerunruhen von 1847 ein integratives Analysemodell vorgeschlagen worden. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich Nahrungsproteste in einzelnen Gegenden konzentrierten, wurde zunächst nach regionalen Krisenprofilen gefragt, die sich über „objektive“ Indikatoren (Preissteigerungsraten für Getreide und Kartoffeln, Forcierung von Exportgeschäften) und die kollektive Krisenwahrnehmung in der Region erschließen lassen. Konkret vor Ort ist sodann zu ermitteln, welche Motivationen, Konfliktlinien und diskursiven Verständigungen zur Identifikation der vermeintlich für die Krise Verantwortlichen (etwa „Wucherer“ und untätige Behörden) führten und welche kommunikativen Konstellationen den Ausbruch einer Unruhe begünstigten. Lokale Obrigkeiten konnten durch ihr Handeln die „Tumultuanten“ beschwichtigen oder befeuern; als wichtig erwies sich aber ebenso die zentralstaatliche Krisenpolitik, die im Falle Preußens lange kaum wahrnehmbar blieb und auf die Ansprüche der Untertanen erst reagierte, als es im Frühjahr 1847 zu massenhaften Nahrungsprotesten kam.

Ein solches Analyse- und Interpretationsschema erlaubt es, Bedingungsfaktoren für Nahrungsprotest auf verschiedenen Ebenen nachzuweisen und in ihrer Verschränkung sichtbar zu machen. Es erweist sich als anschlussfähig für komparative Untersuchungen zu Hungerunruhen in anderen Krisenzeiten und -räumen. In diesem Sinne erfüllt es viele Kriterien, die auch in den Debatten um „Vulnerabilität“ zur Sprache kommen.

## Literatur

- Abel, Wilhelm (1974): Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis. Hamburg.
- Bass, Hans-Heinrich (1991): Hungerkrisen in Preußen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. St. Katharinen.
- Bass, Hans-Heinrich (2007): The crisis in Prussia. In: Ó Gráda, Cormac u.a. (Hg.): When the potato failed. Causes and effects of the "last" European subsistence crisis, 1845-1850. Turnhout, S. 185-212.
- Béliveau, Denis (1994): Les grains de la colère. Géographie de „l'émotion populaire“ en France au sujet de la cherté des céréales (1816–1847). In: *Criminologie* 27/1, S. 99-116.
- Benninghaus, Christina / Hecht, Michael (1999): Gewalt in Hungerunruhen 1847. In: Freitag, Werner u.a. (Hg.): Politische, soziale und kulturelle Konflikte in der Geschichte von Sachsen-Anhalt. Halle, S. 147-162.
- Berger, Helge / Spoerer, Mark (1998): Nicht Ideen, sondern Hunger? Wirtschaftliche Entwicklung in Vormärz und Revolution 1848 in Deutschland und Europa. In: Langewiesche, Dieter (Hg.): Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen. Karlsruhe, S. 140-184.
- Binder, Beate (1986): „Dort sah ich, daß nicht Mehl verschenkt, sondern rebelliert wird“. Struktur und Ablauf des Ulmer Brotkrawalls 1847. In: Lipp, Carola (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49, Moos, S. 88-110.
- Bohstedt, John (2010): The Politics of Provisions. Food Riots, Moral Economy, and Market Transition in England, c. 1550-1850. Farnham.
- Bourguinat, Nicolas (2002): Les grains du désordre. L'État face aux violences frumentaires dans la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle. Paris.
- Bouton, Cynthia (1993): The Flour War. Gender, Class, and Community in Late Ancien Régime French Society. University Park, Pennsylvania.
- Burgholz, Dieter (1987): Privater Lebensmittelverbrauch und kommunale Lebensmittelvorsorge während der Urbanisierung Preußens. In: Teuteberg, Hans Jürgen (Hg.): Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters. Münster, S. 91-126.

- Charlesworth, Andrew (1983): *The Geography of Food Riots 1585-1847*. Introduction. In: ders. (Hg.): *An Atlas of Rural Protest in Britain 1548-1900*. London, S. 63-72.
- Collet, Dominik (2011): „Moral economy“ von oben? Getreidesperren als territoriale und soziale Grenzen während der Hungerkrise 1770-1772. In: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 29, S. 45-61.
- Démier, Francis (1997): „Comment naissent les Révolutions“... cinquante ans après. In: *Revue d'Histoire du XIX<sup>e</sup> siècle* 14/1, S. 31-49.
- Der erste preußische Vereinigte Landtag. Vollständiger Abdruck der auf den Landtag bezüglichen Gesetze, Verordnungen u. s. w., sowie der Verhandlungen seiner Kurien, Bd. 1, Berlin 1847.
- Devereux, Stephen (2007): Introduction. In: Ders. (Hg.): *The New Famines. Why Famines Persist in an Era of Globalization*. London, S. 1-26.
- Fassin, Didier (2009): Les économies morales revisitées. In: *Annales HSS* 64, S. 1237-1266.
- Gailus, Manfred (1990): *Straße und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preußens 1847–1849*. Göttingen.
- Gailus, Manfred (1993): Food Riots in Großbritannien, Frankreich und Deutschland. Anmerkungen zu neueren Forschungsergebnissen. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 33, S. 586-604.
- Gailus, Manfred (1994): Food Riots in Germany in the Late 1840s. In: *Past & Present* 145, S. 157-193.
- Gailus, Manfred (2001): Die Erfindung des „Korn-Juden“. Zur Geschichte eines antijüdischen Feindbildes des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. In: *Historische Zeitschrift* 272, S. 597-622.
- Gailus, Manfred (2004): *Contentious Food Politics: Sozialer Protest, Märkte und Zivilgesellschaft (18.-20. Jahrhundert)*, Discussion Paper Nr. SP IV 2004-504 des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin.
- Gailus, Manfred (2005): Was macht eigentlich die historische Protestforschung? Rückblicke, Resümee, Perspektiven. In: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 34, S. 127-154.
- Gailus, Manfred (2007): Hungerkrisen und -revolten. In: Jaeger, Friedrich (Hg.): *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 5. Stuttgart/Weimar, Sp. 711-723.
- Gailus, Manfred / Lindenberger, Thomas (1994): Zwanzig Jahre „moralische Ökonomie“. Ein sozialhistorisches Konzept ist volljährig geworden. In: *Geschichte und Gesellschaft* 20, S. 469-477.

- Gestrich, Andreas (2008): Hungersnöte: Verarmung – Entfremdung – Gegenmaßnahmen. In: ders. / Raphael, Lutz (Hg.): Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt (2. Aufl.), S. 233-243.
- Giesselmann, Werner (1987): Protest als Gegenstand sozialgeschichtlicher Forschung, in: Schieder, Wolfgang / Sellin, Volker (Hg.): Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Bd. 3. Göttingen, S. 50-77.
- Giesselmann, Werner (1993): „Die Manie der Revolte“. Protest unter der Französischen Julimonarchie (1830–1848), 2 Bde.. München.
- Groh, Dieter u.a. (Hg.) (2003): Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Tübingen.
- Hecht, Michael (2000): Mitteldeutschland als Protestregion. Geographie, Chronologie und Typologie der Subsistenzunruhen 1847. In: Benninghaus, Christina (Hg.): Region in Aufruhr. Hungerkrise und Teuerungsproteste in der preußischen Provinz Sachsen und in Anhalt 1846/47. Halle, S. 93–116.
- Hecht, Michael (2003): Teuerungsproteste 1846/47 in Frankreich und Preußen: Vergleichende Untersuchung ihrer Bedingungsfaktoren. In: *Francia* 30/3, S. 115-142.
- Hecht, Michael (2004): Nahrungsmangel und Protest. Teuerungsunruhen in Frankreich und Preußen in den Jahren 1846/47. Halle.
- Hecht, Michael (2011): Hungerunruhen, in: Hofmann, Andreas C. (Hg.): Lexikon zu Restauration und Vormärz. Deutsche Geschichte 1815 bis 1848: [www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/8442/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/8442/).
- Hecht, Michael / Rau, Marcus (2000): „gelacht, gejauchzet, hurra gerufen und mitunter bittere Klagen über die Noth“. Die Hungerunruhen in Salzwedel am 8. und 9. Februar 1847. In: Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Vaterländische Geschichte zu Salzwedel 73, S. 117-133.
- Hillhorst, Dorothea / Bankoff, Greg (2004): Introduction: Mapping Vulnerability. In: Bankoff, Greg u.a. (Hg.): Mapping Vulnerability. Disasters, Development and People. London, S. 1-10.
- Hufton, Olwen (1983): Social Conflict and Grain Supply in Eighteenth-Century France. In: *Journal of Interdisciplinary History* 14, S. 303-331.
- Huhn, Michael (2003): Ein Ernstfall des Konsums. Obrigkeithliche Teuerungspolitik im Übergang zur Moderne. In: Prinz, Michael (Hg.): Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne. Paderborn, S. 231-251.

- Husung, Hans-Gerhard (1983): Protest und Repression im Vormärz. Norddeutschland zwischen Restauration und Revolution. Göttingen.
- Jörg, Christian (2008): Teure, Hunger, Großes Sterben. Hungersnöte und Versorgungskrisen in den Städten des Reiches während des 15. Jahrhunderts. Stuttgart.
- Labrousse, Ernest (1949): 1848, 1830, 1789. Comment naissent les révolutions. In: Actes du congrès historique du centenaire de la Révolution de 1848. Paris, S. 1-30.
- Labrousse, Ernest (Hg.) (1956): Aspects de la crise et de la dépression de l'économie française au milieu du XIX<sup>e</sup> siècle 1846–1851. La Roche-sur-Yon.
- Labrousse, Ernest (1979), 1848, 1830, 1789. Wie Revolutionen entstehen. In: Hartig, Irmgard A. (Hg.): Geburt der bürgerlichen Gesellschaft: 1789, Frankfurt, S. 67-87.
- Lohnert, Beate (1995): Überleben am Rande der Stadt. Ernährungssicherungs politik, Getreidehandel und verwundbare Gruppen in Mali. Das Beispiel Mopti. Saarbrücken.
- Löwe, Heinz-Dietrich (1986): Teuerungsrevolten, Teuerungspolitik und Marktregulierung im 18. Jahrhundert in England, Frankreich und Deutschland. In: Saeculum 37, S. 291-312.
- Masius, Patrick et al. (Hg.) (2009): Umweltgeschichte und Umweltzukunft. Zur gesellschaftlichen Relevanz einer jungen Disziplin, Göttingen.
- Mauelshagen, Franz (2010): Klimageschichte der Neuzeit, Darmstadt.
- Medick, Hans (1985): Teuerung, Hunger und „moralische Ökonomie von oben“. Die Hungerkrise der Jahre 1816-17 in Württemberg. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde 2, S. 39-44.
- Meyer, Ahlrich (1992): Die Subsistenzunruhen in Frankreich 1846–1847. In: Francia 19/3, S. 1-45.
- Nelly, David P. (2011): Human Encumbrances. Political Violence and the Great Irish Famine. Notre Dame.
- Odenwälder, Nina (2008): Nahrungsproteste und moralische Ökonomie. Das Alte Reich von 1600 bis 1789. Saarbrücken.
- Petter, Andreas (2000): Armut, Finanzhaushalt und Herrschaftssicherung: Staatliches Verwaltungshandeln in Preußen in der Nahrungskrise von 1846/47. In: Benninghaus, Christina (Hg.): Region in Aufruhr. Hungerkrise und Teuerungsproteste in der preußischen Provinz Sachsen und in Anhalt 1846/47. Halle, S. 187-243.

- Pfister, Christian (2001): Klimawandel in der Geschichte Europas. Zur Entwicklung und zum Potenzial der Historischen Klimatologie. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 12/2, S. 7-43.
- Plumpe, Werner (2010): Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart. München.
- Post, John D. (1977): The Last Great Subsistence Crisis in the Western World. Baltimore.
- Price, Roger (1983): The Modernization of Rural France. Communications Networks and Agricultural Market Structures in Nineteenth-Century France. London.
- Propp, Tilo (2000): Der Rostocker Butterkrieg. Kollektives Handeln im Tumult vom 29./30. Oktober 1800. Rostock.
- Rankl, Helmut (2005): Die bayerische Politik in der europäischen Hungerkrise 1770-1773. In: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 68, S. 745-779.
- Reith, Reinhold (2011): Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit, München.
- Rohr, Christian (2008): Historische Naturkatastrophen als Gegenstand einer kulturgeschichtlich orientierten Umweltgeschichte. In: Historische Sozialkunde 38/2, S. 2-13.
- Schaier, Joachim (1991): Verwaltungshandeln in einer Hungerkrise. Die Hungersnot 1846/47 im badischen Odenwald. Wiesbaden.
- Schmidt, Georg (1991): Die frühneuzeitlichen Hungerrevolten. Soziale Konflikte und Wirtschaftspolitik im Alten Reich. In: Zeitschrift für historische Forschung 18, S. 257-280.
- Sieferle, Rolf Peter (2009): Der Gegenstand der Umweltgeschichte. In: Kirchhofer, André u.a. (Hg.), Nachhaltige Geschichte. Festschrift für Christian Pfister, Zürich, S. 35-46.
- Tanner, Jakob (2004): „Kultur“ in den Wirtschaftswissenschaften und kulturwissenschaftliche Implikationen ökonomischen Handelns. In: Friedrich Jaeger (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar, S. 195-224.
- Thompson, Edward P. (1979): Die „sittliche Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. In: Puls, Detlef (Hg.): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Studien zur Lage der Unterschichten im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt, S. 13-71.
- Thompson, Edward P. (1980): „Moralische Ökonomie“ der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. In: ders.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt, S. 67-130.

- Thompson, Edward P. (1991): *The Moral Economy Reviewed*. In: ders.: *Customs in Common*. New York, S. 259–351.
- Tilly, Charles (1975): *Food Supply and Public Order in Modern Europe*. In: ders. (Hg.): *The Formation of National States in Western Europe*. Princeton, S. 380-455.
- Tilly, Charles (1986): *The Contentious French*. Cambridge/Mass.
- Tilly, Richard H. (1980): *Unruhen und Proteste in Deutschland im 19. Jahrhundert*. In: ders.: *Kapital, Staat und sozialer Protest in der deutschen Industrialisierung. Gesammelte Aufsätze*. Göttingen, S. 143-174.
- Ulrich, Editha (2000): *Krisenmanagement und Wohltätigkeit: Kommunale Fürsorge in der Teuerungskrise 1847*. In: Benninghaus, Christina (Hg.): *Region in Aufruhr. Hungerkrise und Teuerungsproteste in der preußischen Provinz Sachsen und in Anhalt 1846/47*. Halle, S. 161-185.
- Vanhaute, Eric u.a. (2007): *The European subsistence crisis of 1845-1850: a comparative perspective*. In: Ó Gráda, Cormac u.a. (Hg.): *When the potato failed. Causes and effects of the "last" European subsistence crisis, 1845-1850*. Turnhout, S. 15-39.
- Vasold, Manfred (2008): *Die Hunger- und Sterblichkeitskrise von 1770/73 und der Niedergang des Ancien regime*. In: *Saeculum* 59, S. 107-142.
- Volkman, Heinrich (1977): *Kategorien des sozialen Protests im Vormärz*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 3, S. 164-189.
- Voss, Martin (2008): *The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research*. In: *Behemoth. A Journal on Civilization* 1.3, S. 39-71.
- Watts, Michael J. / Bohle, Hans Georg (1993): *Hunger, Famine and the Space of Vulnerability*. In: *GeoJournal* 30.2, S. 117-125.
- Williams, Dale E. (1976): *Were „Hunger“ Rioters Really Hungry? Some Demographic Evidence*. In: *Past & Present* 71, S. 70-75.
- Winiwarter, Verena / Knoll, Martin (2007): *Umweltgeschichte. Eine Einführung*. Köln.
- Wirtz, Rainer (1981): *„Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale“: Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1815-1848*. Frankfurt.
- Zimmermann, Clemens (1995): *Hunger als administrative Herausforderung. Das Beispiel Württembergs 1770–1847*. In: Heyen, Erk Volkmar (Hg.): *Öffentliche Verwaltung und Wirtschaftskrise*. Baden-Baden, S. 19-42.



## Hunger im 20. Jahrhundert



# „...es gibt menschliche Opfer.“ Hungerkrise und Herrschaftsdurchsetzung in Westkasachstan, 1927-1934

*Robert Kindler*

Im Winter 1927/28 gefror die Steppe. Heftige Schneestürme und extrem niedrige Temperaturen ließen auf dem Boden eine Eisschicht entstehen, die für das Vieh der Nomaden undurchdringlich war. Die Kasachen bezeichneten eine solche in regelmäßigen Abständen auftretende Extremsituation als *džut* (Atuševa 2000).<sup>1</sup> Innerhalb kurzer Zeit verendeten hunderttausende Schafe, Ziegen und Kamele. Zahllose Menschen verloren ihre Existenzgrundlage. In den besonders betroffenen Regionen im Nordosten und im äußersten Westen Kasachstans<sup>2</sup> drohten regional begrenzte Hungersnöte auszubrechen. Während es im ethnisch heterogenen Nordosten der autonomen Sowjetrepublik gelang, die Krise zunächst einzugrenzen<sup>3</sup>, nahm sie in den abgelegenen Steppengebieten zwischen Aralsee und Kaspischem Meer bedrohliche Dimensionen an. Hier zeichneten sich bereits frühzeitig die Umriss jener ökonomischen, kulturellen und sozialen Krise ab, die schließlich in der ganz Kasachstan erfassenden Hungerkatastrophe von 1932/33 gipfelte. Ihr fielen insgesamt mehr als 1,5 Millionen Menschen zum Opfer (Pianciola 2004,

---

<sup>1</sup> Bei einem *džut* im Jahr 1850 soll angeblich rund ein Viertel der kasachischen Gesamtbevölkerung ums Leben gekommen sein. Solche Angaben sind allerdings kritisch zu sehen, da zu dieser Zeit nicht einmal rudimentäre Formen einer allgemeinen Statistik existierten. Dazu: Sabol 2003, S. 22.

<sup>2</sup> Wenn hier von Kasachstan die Rede ist, ist damit die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik Kasachstan gemeint. Zur Geschichte im Überblick: Olcott 1988, S. 129ff.

<sup>3</sup> Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Social'no-Političeskoj Istorii (RGASPI) f. 17, op. 33, d. 420, ll. 63-64 (Bericht über das massenhafte Sterben von Vieh im Gebiet Semipalatinsk, 8.5.1928).

Ohayon 2006, Michajlov 1996)<sup>4</sup> und sie ist der Gegenstand dieses Aufsatzes. Am Beispiel einer der am wenigsten erschlossenen Regionen Kasachstans wird hier gezeigt, wie sich die Krise dynamisierte, wie ihre unterschiedlichen Facetten einander überlagerten und verstärkten und auch auf welche Weise die Bolschewiki von ihr profitierten.

Bislang konzentrierten sich praktisch alle Arbeiten, die sich mit der sowjetischen Hungersnot in Folge der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft auseinandersetzten, auf den Höhepunkt der Krise, die Jahre 1932/33.<sup>5</sup> Hier wird hingegen davon ausgegangen, dass es sich bei dieser Hungerkrise<sup>6</sup> aus der Perspektive der betroffenen Bevölkerung um einen Prozess langer Dauer handelte (Devereux 1993, S. 16f.).<sup>7</sup> Sie begann also nicht erst in jenem Moment, als die Vorräte erschöpft waren und die Menschen tatsächlich hungerten, sondern bereits geraume Zeit vorher. Der *džut* des Jahres 1927 markierte den Beginn einer langjährigen Hungerkrise, die schließlich in eine verheerende Katastrophe mündete. Die Kasachen konnten nicht wissen, was ihnen bevorstand, aber sie wussten, wie sie sich verhalten mussten, um das Unheil abzuwenden oder doch zumindest seine Auswirkungen abzumildern. Doch ihre Strategien der Krisenbewältigung waren der permanenten Hungerkrise auf Dauer nicht gewachsen. Dies lag auch an den Dimensionen der Krise, vor allem aber an der bolschewistischen Kollektivierungs- und Requirierungspolitik. Sie war in erster Linie dafür verantwortlich, dass die Situation eskalierte.

Die bewährteste Handlungsstrategie nomadischer Gemeinschaften, äußeren Krisen zu begegnen, hatte stets darin bestanden, aus besonders stark betroffenen Regionen zu fliehen. Doch Ende der 1920er-Jahre war es für die Nomaden nicht mehr ohne weiteres möglich, ihre angestammten Territorien zu verlassen. Eine

---

<sup>4</sup> Dabei handelte es sich ungefähr um ein Drittel der Gesamtbevölkerung. Zudem flohen hunderttausende Menschen aus der Republik. In Relation zur Gesamtbevölkerung hatte Kasachstan unter den vom Hunger der Jahre 1932/33 betroffenen sowjetischen Regionen die höchsten Verluste zu beklagen. Zur Frage der Opferzahlen: Mark 2004.

<sup>5</sup> Die Literatur zum Hunger in der Sowjetunion ist unübersehbar. Noch immer der Referenzpunkt aller Debatten ist die Studie von Conquest (1990). Aus der Fülle der Literatur seien hier nur die wirtschaftshistorische Untersuchung von Wheatcroft und Davies (2004) und die sozialhistorisch argumentierende Arbeit von Kondrašın (2008) genannt. Hinzu kommt eine Fülle von Spezialstudien zu einzelnen Regionen der Sowjetunion. Für Kasachstan ist die Arbeit von Ohayon (2006) zentral. Darüber hinaus wird erbittert um die Frage der Intentionalität des Hungers gestritten. Damit verbunden ist die Frage nach dem „genozidalen Charakter“ der Hungersnot. Den Versuch eines zusammenfassenden Überblicks unternimmt: Ellman 2005.

<sup>6</sup> Zum Begriff der Hungerkrise und der Abgrenzung zum Begriff „Hungersnot“ vgl. Spittler 1989, S. 21ff. sowie in diesem Band.

<sup>7</sup> Wir besitzen praktisch keine Egodokumente, die ungefiltert Aufschluss darüber geben könnten, wie die Kasachen ihre Situation sahen. Die Perspektive der betroffenen Bevölkerung ist uns lediglich vermittelt durch Dokumente sowjetischer Provenienz und durch eine Analyse ihres Handelns zugänglich. Es steht dabei außer Frage, dass die wenigen Äußerungen kasachischer Nomaden, die überhaupt aufgezeichnet wurden, oft aus dem Zusammenhang gerissen und mitunter auch durch die spezifischen Interessen der Verfasser solcher Dokumente (etwa Angehörigen der Geheimpolizei) verzerrt wurden. Dennoch lassen solche Fragmente in begrenztem Maße Rückschlüsse auf die Perspektive „von unten“ zu.

Reihe von Hindernissen erschwerte nun die massenhafte Migration in weniger betroffene Gebiete. Die zunehmende Besiedlung der Steppe durch europäische Bauernsiedler schränkte den Bewegungsradius der Nomaden ebenso ein wie Konflikte mit konkurrierenden Stämmen. Doch auch die Bolschewiki behinderten die Nomaden. Sie misstrauten den etablierten Mechanismen der Krisenintervention, weil durch sie traditionelle Sozialstrukturen und Machtverhältnisse affirmiert wurden. Wo ganze Aule<sup>8</sup> mitsamt ihren Herden abwanderten, ließen sich weder „Ausbeuter“ identifizieren, noch konnten die Beschaffungspläne erfüllt werden. Nicht zuletzt aus diesem Grunde versuchten die Kommunisten die Fluchten der in Westkasachstan lebenden Adajer zu unterbinden. Sie nahmen es dabei in Kauf, dass die Nomaden stärker noch als ohnehin schon von den Auswirkungen des *džut* betroffen sein würden.

Die Bolschewiki begriffen den *džut* als Möglichkeit, den Nomaden ihre Vorstellungen von einer „kultivierten“ und „modernen“ Lebensweise aufzuoktroyieren. Was die sowjetischen Funktionäre als „Hilfe“ und „Unterstützung“ für die Bedürftigen deklarierten, materialisierte sich in den vom Hunger bedrohten Gebieten als ebenso ungenügende wie gewaltsame Intervention eines schwachen Staates, der auf andere Weise nicht in der Lage war, seinem Herrschaftsanspruch in der Steppe Geltung zu verschaffen. Das Handeln sowjetischer Funktionäre zeigte, dass es ihnen nicht in erster Linie um die Rettung von Menschenleben ging, sondern dass sie die Kontrolle über die ökonomisch relevanten Ressourcen der Region erlangen wollten.<sup>9</sup> Die Bolschewiki interessierten sich vor allem für das Vieh und nicht für die Menschen. Nie wurde dies deutlicher, als während der miteinander verbundenen Kampagnen zur Kollektivierung und zur Sesshaftmachung der kasachischen Nomaden, die den Beginn einer existenziellen Krise der nomadischen Kultur und Lebensweise markierten.

## 1 Die „rückständigste“ Region Kasachstans

Mit der russischen Kolonisierung der zentralasiatischen Steppe ab der Mitte des 19. Jahrhunderts gingen weite Teile der kasachischen Bevölkerung zu einer halbnomadischen beziehungsweise sesshaften Lebensweise über. Dies hing vor allem damit zusammen, dass immer mehr Bauernsiedler aus den europäischen Teilen des russischen Imperiums in den Süden zogen, wo sie mit der indigenen Bevölkerung um Land und Wasser konkurrierten. Überall dort, wo Land parzelliert wurde und die neuen Besitzer ihre Ansprüche mit Unterstützung der russischen Kolonialbehörden verteidigten, konnten die Nomaden nicht bestehen, denn ihre Form der Viehhaltung setzte die extensive Nutzung riesiger Flächen voraus (Sabol 2003). Am wenigsten waren jene Kasachen vom Prozess einer stetigen Denomadisierung

<sup>8</sup> Ein kasachischer Aul bestand in der Regel aus drei bis fünf Familien, die gemeinsam mit ihrem Vieh lebten und von Weide zu Weide zogen. Dazu Hudson 1964, S. 24ff.

<sup>9</sup> Zur mentalen Disposition der Bolschewiki: Baberowski 2012.

betroffen, die in den Steppen zwischen Kaspischem Meer und Aralsee lebten. In dieser unwirtlichen Region gab es praktisch keine Europäer, die den Nomaden das Land hätten streitig machen können. Deshalb bestand die Bevölkerung hier auch Ende der 1920er-Jahre noch überwiegend aus Vollnomaden. Die einzelnen Aule verfügten über keine befestigten Winterquartiere, sondern zogen das ganze Jahr mit ihren Viehherden von Weide zu Weide. Dabei legten sie mitunter mehr als 1000 Kilometer im Jahr zurück (Iščenko 1928, S. 90).

Aus der Perspektive der Bolschewiki war dies eine „unkultivierte“ und anachronistische Existenzform, für die es in einer sozialistischen Moderne keinen Platz mehr geben durfte.<sup>10</sup> Es handele sich hierbei um eine „primitive barbarische Form der Wirtschaftsführung“, hieß es in einem Bericht über die Region.<sup>11</sup> Für die Sowjetfunktionäre stand fest, dass die Nomaden in absehbarer Zeit sesshaft werden mussten. Doch ging es den Kommunisten dabei nicht nur um die Verbesserung hygienischer Bedingungen, um Wohnhäuser „europäischen Typs“ und rationale Formen der Viehhaltung, wie sie in ihrer Propaganda betonten, sondern sie kämpften darum, in den kaum erschlossenen Steppengebieten ihren Herrschaftsanspruch überhaupt durchsetzen zu können. Angesichts der gigantischen Dimensionen (die Steppen Westkasachstans erstreckten sich über eine Fläche von über 300.000 Quadratkilometern), der praktisch nichtexistenten sowjetischen Macht- und Verwaltungsstrukturen und der höchst zweifelhaften Loyalität der wenigen Parteimitglieder und Funktionäre konnte keine Rede davon sein, dass dem sowjetischen Staat im Alltag der Bevölkerung besondere Bedeutung zugekommen wäre.

Die Bolschewiki waren im Prinzip nur in den wenigen größeren Orte der Region präsent. In den Aulen der Nomaden spielten sie kaum eine Rolle. Hier hatten die traditionellen Eliten das Sagen. Grundlegende Funktionen moderner Staatlichkeit waren auf diese Weise in Frage gestellt. Die hohe Mobilität nomadischer Gemeinschaften machte es für den sowjetischen Staat äußerst kompliziert, Herrschaft auszuüben. Eine Bevölkerung, die sich dem Zugriff von außen immer wieder entziehen konnte, ließ sich weder zuverlässig besteuern, noch konnten die Bolschewiki sicher angeben, wo sich die Nomaden überhaupt genau befanden. Am Beispiel des zentralkasachischen Gebiets Kzyl-Orda verdeutlichte ein Statistiker, vor was für grundlegenden Problemen die Funktionäre standen: „Vor mir liegt die neueste, von Hand gezeichnete Karte des Gebiets Kzyl-Orda, die die Angestellten des dortigen Exekutivkomitees benutzen. Ich sehe Berge, Flüsse, Seen, Steppen, Verbindungen und andere Elemente physischer Geographie. Und wenn es nicht die Eisenbahnlinie geben würde und die Stadt Kzyl-Orda und einige russische Dörfer verzeichnet wären – der völlige Eindruck einer absolut menschenleeren Wüste.“

<sup>10</sup> Diese Wahrnehmungen sowjetischer Funktionäre unterschieden sich kaum von jenen zarischer Beamter oder „westlicher“ nomadischer Existenz, die gleichfalls von der zivilisatorischen und kulturellen Überlegenheit sesshafter, „moderner“ Staaten über die Nomaden ausgingen. Grundlegend dazu: Khazanov 1994, S. 212ff. Kompakter Überblick zum Verhältnis des russischen Staates zu den Nomaden: Gammer 2005.

<sup>11</sup> Nabiev 2010, S. 360. Alle Übersetzungen ins Deutsche durch den Autor.

(Sokolovskij 1926, S. 1). Zugleich, so gab er zu bedenken, lebten in dem Gebiet rund 20.000 kasachische Familien, über deren Existenz die Karte keinerlei Aufschluss gab. Wollte man die Kasachen ausfindig machen, so bedurfte es der Hilfe ortskundiger Führer, die sich in der Steppe orientieren konnten. Was für die Region um die kasachische Hauptstadt galt, galt umso mehr für die peripheren Gebiete in Westkasachstan.

Die Bolschewiki wussten, dass sie solchen Zuständen nicht über Nacht ein Ende setzen konnten. Aber sie versuchten alles, um die Gemeinschaften der Nomaden unter ihre Kontrolle zu bringen. Dabei ging es ihnen vor allem darum, den Einfluss der Klaneliten zu beschneiden und die Autorität sowjetischer Funktionäre und Strukturen zu stärken. Dies war leichter gesagt als getan, denn die Erfahrungen der frühen 1920er-Jahre hatten gezeigt, dass – wenn überhaupt – nur jene Genossen auf Rückhalt in der Bevölkerung hoffen konnten, die lokalen Interessen größere Bedeutung beimaßen als Direktiven des Zentrums und die traditionale Machtstrukturen nicht antasteten. Mehr noch als in anderen Regionen Kasachstans war die Partei der Bolschewiki hier in erster Linie ein Forum, in dem unterschiedliche kasachische Klans ihre Interessen durchzusetzen suchten und ihre Konflikte austrugen. Weil er dies verstanden hatte, erfreute sich Tobanijaz Al'nijazov, der Vorsitzende des sowjetischen Revolutionskomitees in der Region, in den frühen 1920er-Jahren großer Popularität. Die Bevölkerung bezeichnete ihn als „Khan der Adajer“ und folgte ihm auch, als er 1921 an der Spitze von über 3000 Reitern in die benachbarte Sowjetrepublik Choresm einfiel und die Stadt Kungrad besetzte; angeblich um sich gegen die andauernden Überfälle aus dem Süden zur Wehr zu setzen.<sup>12</sup> Diese Attacke untermauerte nicht nur die Reputation der kasachischen Adajer, die als entschlossene und gut organisierte Kämpfer galten, sondern sie zeigte auch, wie es um das Verhältnis von „Staat“ und „Gesellschaft“ in der Steppe bestellt war. Bis Ende der 1920er-Jahre sollte sich daran grundlegend nichts ändern.<sup>13</sup> Zugleich trug diese Episode dazu bei, dass turkmenische Jomuden und Adajer einander bis zum Ende des Jahrzehnts derart misstrauten, dass niemand es wagte, die Weiden im turkmenisch-kasachischen Grenzgebiet zu nutzen, weil jedermann stets mit Übergriffen der jeweils anderen Seite rechnete. Erst unter dem Druck der Kollektivierungskampagne überwand die Kontrahenten ihre Konflikte und schlossen sich vielfach gegen die Bolschewiki zusammen.<sup>14</sup>

Für die Adajer stellte der Verlust ihrer traditionellen Weidegründe im Süden ein erhebliches Problem dar, denn viele Aule hatten diese Gebiete als Winterweiden genutzt, weil hier die klimatischen Bedingungen günstiger waren als in den

---

<sup>12</sup> Die Sozialistische Sowjetrepublik Choresm wurde im Zuge der administrativen Neuaufteilung Zentralasiens im Jahr 1924 zwischen der Turkmenischen und der Usbekischen Sowjetrepublik aufgeteilt. Zu Al'nijazov und dem Angriff auf Kungrad vgl. Omarov (1994, S. 12) und Iščenko (1928, S. 103).

<sup>13</sup> Archiv Prezidenta Respubliki Kazachstan (APRK) f. 719, op. 1, d. 1445, ll. 20-22 (Bericht über den Zustand der Parteiorganisation im Gebiet Adaj, 1.5.1929).

<sup>14</sup> Dazu: Allanijazov 2006.

nördlicher gelegenen Regionen. Bereits zuvor waren die Viehhirten auch aus anderer Richtung unter Druck geraten, denn Teile jenes Landes, das sie als Sommerweiden im Norden genutzt hatten, hatte bereits die zarischen Kolonialverwaltung europäischen Bauernsiedlern zur Nutzung überlassen, so dass die Migrationsradien der Nomaden immer geringer wurden. Zwar hatten die Steppengebiete, die ihnen verblieben, noch immer gigantische Ausmaße, aber sie waren nur bedingt für die Viehhaltung in den heißen Sommermonaten und extrem kalten Wintern geeignet.<sup>15</sup> Als nun außerordentliche Witterungsbedingungen eintraten, wie es mit der Trockenheit des Sommers 1927 und dem *džut* des darauf folgenden Winters der Fall war, gerieten die Nomaden rasch unter enormen Druck. Sie hatten viel von ihrer Fähigkeit verloren, auf akute Veränderungen in ihrer Umwelt zu reagieren. Die Nomaden waren jetzt verwundbarer als noch einige Jahre zuvor.<sup>16</sup>

## 2 Der *džut* und die Flüchtlinge

Im Dezember 1927 zeichneten sich die Umrisse der kommenden Katastrophe bereits deutlich ab. Nachdem die Region den ganzen Sommer unter der ungewöhnlichen Trockenheit gelitten hatte, führten anhaltende Schneestürme und starker Frost nun zu einem massiven Anstieg der Viehsterblichkeit. Die Bevölkerung, deren Existenzgrundlage damit vernichtet wurde, „geriet in völlige Armut. Es wurden mehrere Todesfälle aufgrund von Hunger registriert.“, wie es in einem alarmierenden Schreiben des stellvertretenden Vorsitzenden des Kasachischen Rates der Volkskommissare, Uzakbaj Kulumbetov, hieß.<sup>17</sup> Die Genossen in Fort Aleksandrovskoe am Ufer des Kaspischen Meeres, dem wichtigsten Ort in der Region, drängten auf rasche Unterstützung: „Das Vieh stirbt in Massen, es gibt menschliche Opfer.“<sup>18</sup> In einem anderen Bericht hieß es, die Menschen würden nur noch auf „Allah“ hoffen und ansonsten alles daran setzen, die Region zu verlassen.<sup>19</sup>

Die kasachische Führung in der damaligen Hauptstadt Kzyl-Orda<sup>20</sup> unterstützte die bedrohte Region allenfalls halbherzig. Nicht mehr als 50.000 Rubel stellten die Genossen als Soforthilfe bereit. Der Nutzen dieser unzureichenden Mittel war begrenzt, denn auf den Basaren in der Region waren Lebensmittel knapp und als die Bolschewiki in Fort Aleksandrovskoe es versäumten, einen „konkreten Plan“ zur Verwendung der zugesagten Mittel vorzulegen, stellte das zuständige Volks-

<sup>15</sup> Central'nyj Gosudarstvennyj Archiv Respubliki Kazachstan (CGARK) f. 74, op. 6, d. 63, ll. 49-50 (Perspektivplan über Maßnahmen zum Kampf gegen den *džut* in den Jahren 1928-1933).

<sup>16</sup> Zum Begriff der Vulnerabilität vgl. Watts/Bohle (1993) sowie den Text von Collet in diesem Band.

<sup>17</sup> CGARK f. 74, op. 6, d. 63, l. 129 (Schreiben von Kulumbetov an Sovnarkom RSFSR, 28.12.1927).

<sup>18</sup> Ebd., l. 84 (Telegramm aus Fort Aleksandrovskoe, o. D. [Dezember 1927]).

<sup>19</sup> APRK f.141, op. 1, d. 1694, ll. 114-115 (Schreiben von Auteliev an Gološčekin, 18.8.1928).

<sup>20</sup> Erst 1929 wurde Alma-Ata zur Hauptstadt Kasachstans.

kommissariat für Landwirtschaft die Zahlungen vollständig ein.<sup>21</sup> Überdies traf fest zugesagte Lebensmittelhilfe aus Dagestan, die über das Kaspische Meer in das Gebiet transportiert werden sollte, niemals ein, weil auch die Bolschewiki im Kaukasus mit Versorgungsschwierigkeiten kämpften.<sup>22</sup> Dasjenige Getreide, das für die Hungernden in die Region geschafft wurde, verteilten die verantwortlichen Kommissionen oft nicht an die Bedürftigen, sondern sie verkauften die Vorräte auf den Basaren zu deutlich überhöhten Preisen (Omarov 1994, S. 24f.).

Unter diesen Bedingungen sahen viele Kasachen die einzige Möglichkeit ihre Viehherden vor der völligen Vernichtung zu bewahren, darin, sie in Regionen zu treiben, die weniger stark von der Dürre und vom *džyt* in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Dafür kamen in erster Linie die alten Winterweiden der Adajer im kasachisch-turkmenischen Grenzgebiet in Frage. Die kasachischen Kommunisten sahen es mit gemischten Gefühlen, als sich zahlreiche Aule in diese Region aufmachten, in der seit beinahe zehn Jahren keine Herden mehr geweidet hatten, weil sie fürchteten, dass „die Gefahr besteht, dass beim engen Kontakt diese beiden Völker aus einer Nichtigkeit heraus in Streit miteinander geraten.“ Zugleich mussten sie eingestehen, dass sie keine Möglichkeiten hatten, die Nomaden davon abzuhalten, in dieses Niemandsland zu ziehen. Daher baten sie die turkmenische Seite, alles dafür zu tun, dass es nicht zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Kontrahenten käme.<sup>23</sup>

Aus den Aktivitäten der kasachischen Parteiführung sprach die völlige Hilflosigkeit. Die Bolschewiki konnten weder auf die Entwicklungen in der Steppe angemessen reagieren noch die Migrationen wirkungsvoll unterbinden. Wie sich zudem bald herausstellen sollte, war der Appell der Kasachen an die Turkmenen auch nicht von der Sorge um das Wohlergehen der abwandernden Bevölkerung diktiert worden, sondern die kasachischen Funktionäre wollten vor allem verhindern, dass sie den Zugriff auf die noch immer signifikanten Viehherden der Nomaden verloren. Wie überall in der Sowjetunion standen auch die Genossen im Westen Kasachstans unter dem stetig zunehmenden Druck der Ablieferungsquoten. Deshalb versuchten sie die Abwanderung ihrer Bevölkerung nach Turkmenistan zu verhindern. Die Genossen in Fort Aleksandrovskoe sandten wütende Proteste an die turkmenischen Behörden, doch dort hielt man es nicht einmal für nötig, darauf zu reagieren.<sup>24</sup> Auch Interventionen führender Mitarbeiter der Geheimpolizei OGPU brachten keine erkennbaren Erfolge.

Ungeachtet aller Hindernisse und Proteste zogen aufgrund des *džyt* mehrere tausend Familien nach Turkmenistan. Hier mussten sie sich zwar mancher Anfein-

---

<sup>21</sup> CGARK f. 74, op. 6, d. 63, l. 151 (Schreiben des Volkskommissariats für Landwirtschaft an Rat der Volkskommissare der KASSR, nach dem 28.1.1928).

<sup>22</sup> Ebd., l. 123 (Telegramm über das Ende der Getreidelieferungen aus Dagestan, o. D. [Januar 1928]).

<sup>23</sup> Ebd., l. 102 (Schreiben von Kulumbetov an das Kasachische Zentrale Exekutivkomitee, 9.11.1927).

<sup>24</sup> APRK f. 141, op. 17, d. 465, ll. 52-54 (Schreiben des Kreispartei Komitees in Mangistau an den Sekretär der turkmenischen Gebietsparteiführung, 4.12.1930).

dungen durch Jomuden erwehren, doch für ihr weiteres Schicksal war entscheidend, dass die turkmenischen Behörden ihnen bei der Abwanderung nach Süden nicht nur keine Steine in den Weg legten, sondern sie mitunter sogar dazu ermunterten. Einmal abgesehen davon, dass die Turkmenen die Grenze bestenfalls punktuell überwachen konnten, verbanden sie damit auch ganz handfeste materielle Interessen: Sie sahen die Möglichkeit, mit dem Vieh der Flüchtlinge die ihnen auferlegten Ablieferungspläne zu erfüllen. Doch die meisten Adajer, die nach Süden auswichen, liefen in eine Falle. Sie verließen die Dürregebiete, um ihr Vieh vor der Vernichtung zu bewahren und verloren es an die turkmenischen Beschaffungsgorgane. Doch auch jene, die nicht abwanderten, gerieten weiter unter Druck. Die stalinsche „Revolution von oben“<sup>25</sup> machte auch vor dem Westen Kasachstans nicht halt.

### 3 „Revolution von oben“ – Kollektivierung, Sesshaftmachung und Umsiedlungen

1928 begannen die Bolschewiki damit, die bäuerlichen und nomadischen Gesellschaften der Sowjetunion in ihren Grundfesten zu erschüttern. Sie entfesselten den „Krieg eines Staates gegen sein Volk“ (Werth 2002), an dessen Ende nicht nur eine verheerende Hungersnot und zerstörte soziale Strukturen in sowjetischen Dörfern und Aulen standen, sondern auch die endgültige Durchsetzung des bolschewistischen Herrschaftsanspruchs auf dem Lande. Die Kampagne zur Kollektivierung der Landwirtschaft und die damit einhergehende Dekulakisierung (in Kasachstan auch als *debajizawija* bezeichnet) lösten eine Dynamik aus, die maßgeblich für den Ausbruch der Hungerkatastrophe in weiten Teilen des Landes verantwortlich war (Kondrašın 2008, S. 52-170). Überall fielen Requirierungskommandos in Dörfer und Aule ein, beschlagnahmten Ressourcen und Vorräte, belegten die Bevölkerung mit überhöhten Steuern und überzogen jene, die sie als „Kulaken“ und „Bejs“ identifizierten, mit Repressalien.<sup>26</sup> Die Bevölkerung verlor ihre Existenzgrundlagen, weil die Viehherden ohne Rücksicht auf die Folgen beschlagnahmt wurden, den Nomaden Ablieferungsquoten für Getreide auferlegt wurden, das sie weder besaßen noch anbauten und weil diejenigen unter ihnen, die zu einer „sesshaften“ Lebensweise gezwungen wurden, oft weder über Kenntnisse noch über Ressourcen verfügten, um ihr Auskommen zu sichern (Pianciola 2004, S. 154ff.).

<sup>25</sup> Begriff nach Tucker (1990).

<sup>26</sup> Die Geschichte der Kollektivierung gehört zu den am besten untersuchten Bereichen der sowjetischen Geschichte. Neuere Untersuchungen heben dabei hervor, dass die Reaktionen dörflicher Gemeinschaften auf die elementare Bedrohung von außen vielfältige Formen annehmen konnte, die von gemeinsamen Widerstand bis hin zum Schulterschluss mit den Bevollmächtigten reichen konnten. Guter Überblick bei Fitzpatrick (1994). Die entscheidende Rolle des sowjetischen Staates betonend: Werth 2002. Neuerdings zur aus der Kollektivierung resultierenden Gewaltdynamik: Schnell 2012, S. 379ff.

Dabei handelten die Funktionäre meist nicht aus einer Position der Stärke. Im Gegenteil: In weiten Teilen des Landes war der Staat schwach und es konnte keine Rede davon sein, dass es den Bolschewiki im Verlaufe der 1920er-Jahre gelungen war, institutionalisierte Mechanismen verregelter Herrschaftsdurchsetzung zu implementieren. Das staatliche Gewaltmonopol war in weiten Teilen der Sowjetunion faktisch nicht existent. Dieser Befund galt insbesondere (aber keinesfalls nur) für die Steppenregionen Kasachstans.<sup>27</sup> Hier mussten sich die Funktionäre auf punktuelle und interventionistische Formen der Machtausübung verlassen, um ihren Willen zur Durchsetzung zu bringen. Zwang, Überwältigung und häufig auch physische Gewalt waren die Mittel, derer sich die Abgesandten des sowjetischen Staates in der Steppe dazu bedienten.

Wie überall in der Sowjetunion standen die Funktionäre auch im Westen Kasachstans unter enormem Druck, die ihnen auferlegten Planvorgaben zu erfüllen und zu übertreffen. Die Einhaltung der von oben diktierten Planziele gehörte zu den elementarsten Verpflichtungen sowjetischer Funktionäre.<sup>28</sup> Gleichzeitig richteten sich die Attacken staatlicher Akteure in immer höherem Maße gegen die traditionellen Eliten der Klans. Aus Sicht der Bolschewiki gab es hier viel zu gewinnen. Anfang 1930 schätzten die Behörden, dass die Adajer trotz aller bisherigen Verluste noch rund 1,5 Millionen Tiere besaßen (Nabiev 2010, S. 381). Ab Mitte 1928 kam es zu groß angelegten Konfiszierungen, die sich zunächst ausschließlich gegen die Bejs richten sollten, bald aber auf die gesamte Bevölkerung ausgeweitet wurden (Omarov 1994, S. 23ff.). Mancherorts erhielten die Beschaffungsbrigaden von ihren Vorgesetzten den Auftrag, das „gesamte im Aul vorhandene Vieh einzuziehen.“ Überdies pressten sie den Nomaden Geld und Getreide ab.<sup>29</sup> Eine Folge dieser sich zuspitzenden Situation bestand darin, dass der Handel auf den Basaren in der Region völlig zusammenbrach. Die Bevölkerung war nicht mehr in der Lage, sich ausreichend mit Getreide zu versorgen, weil die Preise astronomische Höhen erreichten<sup>30</sup>, zugleich verloren sie aufgrund der Beschaffungskampagnen große Teile ihrer Viehbestände. In den Aulen der Nomaden herrschte Chaos, weil die Menschen ihrer Existenzgrundlage beraubt wurden. Was sollten sie tun, nachdem ihre Tiere beschlagnahmt und von den Brigaden fortgetrieben waren? Deshalb versuchten sich die Nomaden den Konfiszierungen mit allen Mitteln zu entziehen und zu widersetzen. Die Antwort des sowjetischen Staates bestand in der radikalen Ausweitung repressiver Maßnahmen (Nabiev 2010, S. 321f.).

In Kasachstan ging die Kollektivierungskampagne mit dem Versuch einher, weite Teile der nomadischen Bevölkerung zur Sesshaftigkeit zu zwingen. Innerhalb weniger Jahre, so sahen es die Planungen der Genossen vor, würden in den Steppen riesige Kolchosen entstehen, in denen hunderte Haushalte zusammengefasst

---

<sup>27</sup> Eindrücklich die Schilderungen bei Kassymbekova (2011).

<sup>28</sup> Zu den Konsequenzen dieses Prinzips: Lewin 1973.

<sup>29</sup> APRK f. 719, op. 4, d. 73, ll. 23-25.

<sup>30</sup> CGARK f. 30, op. 6, d. 28, l. 71 (Schreiben von Gološčekin und Isaev an Mikojan, 29.12.1929).

werden sollten. Insgesamt kalkulierten sie mit 540.000 kasachischen Familien, die bis Ende 1933 angesiedelt werden sollten.<sup>31</sup> Aus Nomaden würden Bauern werden. Es ging den Genossen, wie das Mitglied der kasachischen Parteileitung, Izmuchan Kuramysov, im Dezember 1929 erklärte, um die „Umwandlung der nomadischen armen und mittleren Bevölkerung in eine sesshafte und der viehhaltenden kasachischen Bevölkerung in eine viehhaltende-landwirtschaftliche. Das ist der erste wichtige Weg, denn die Situation, in der die kasachische Bevölkerung gegenwärtig lebt, ist zukünftig nicht mehr hinnehmbar, in solch einer Lage, in der sie sich jetzt befindet, kann man keine sozialistische Wirtschaft errichten. Der wichtigste entscheidende Schritt in dieser Hinsicht kann nur die Sesshaftmachung sein“ (Kuramysov 1932, S. 14). Hinzu kam das nicht minder wichtige Argument, dass auf diese Weise die dominierende Position der kasachischen Eliten gebrochen werden könne. In einem Bericht über den Fortgang der Sesshaftmachung hieß es im Frühjahr 1930 ganz unmissverständlich: „Die *bai* verfügen bis in die letzte Zeit über politische und ökonomische Kraft, d.h. die bestehende nomadische und halbnomadische Struktur ist die Quelle für den Fortbestand der Ausbeutung der ärmeren Bevölkerungsschichten durch die *bai* [...]. Die Zerstörung dieser Ausbeutung ist sinnlos ohne die Umgestaltung der rückständigen Wirtschaftsformen, ohne den Übergang zu kultivierteren Formen der Wirtschaftsführung. Die nomadische Wirtschaft und das nomadische Wesen – das sind die wesentlichsten Hindernisse auf dem Weg zum Aufschwung des wirtschaftlichen und kulturellen Niveaus [...].“<sup>32</sup> Neben solchen Argumenten und dem ganz explizit vorgetragenen Aspekt, dass sich Herrschaftsansprüche gegenüber einer sesshaften Bevölkerung besser durchsetzen ließen (Kamenskij 1930, S. 48), gewann die Überlegung, Bevölkerung und Vieh seien weniger anfällig gegenüber den Gefahren eines *džut*, wenn Vorräte angelegt und Ställe errichtet würden, angesichts des desaströsen Winters 1927/28 an Überzeugungskraft.<sup>33</sup> Als im Dezember 1929 der Beschluss zur Sesshaftmachung der kasachischen Nomaden gefasst wurde, war deshalb auch davon die Rede, dass damit der schlimmsten Plage der nomadischen Wirtschaft ein Ende gesetzt würde. Für den sesshaften Aul sollte ein *džut* keine existenzielle Bedrohung mehr darstellen. Doch wie sich in den folgenden Monaten und Jahren herausstellen sollte, handelte es sich bei derartigen Beteuerungen um kaum mehr als Lippenbekenntnisse. Denn gerade jene Kasachen, die sesshaft wurden, litten am meisten unter der Hungersnot. Durch Sesshaftmachung und Kollektivierung verloren viele Kasachen die Fähigkeit, sich in Krisensituationen behaupten zu können. Die Intervention des Staates machte sie anfälliger, als sie jemals zuvor gewesen waren.

<sup>31</sup> CGARK f. 74, op. 11, d. 11, l. 4.

<sup>32</sup> CGARK f. 74, op. 11, d. 11, l. 3 (Bericht zur Frage über die Sesshaftmachung der nomadischen und halbnomadischen Haushalte der Kasachischen ASSR von Isaev, o. D. [vor dem 16.4.1930]).

<sup>33</sup> Es kann hier nicht auf die Debatten um die Sesshaftmachung eingegangen werden, in deren Verlauf sich auch zahlreiche Gegner positionierten, die vor einer Katastrophe ungeheuren Ausmaßes warnten, wenn die Nomaden zur Sesshaftigkeit gezwungen würden (Vgl. etwa: Švecov 1926, S.101ff.) Zur Debatte: Kindler 2012, S. 49ff. und Pianciola 2004, S. 154ff.

Selbst für die vehementesten Befürworter der Sesshaftmachung stand außer Frage, dass die Steppengebiete im Westen Kasachstans zu jenen Regionen zählten, in denen die Bevölkerung – wenn überhaupt – als letzte zur Sesshaftigkeit übergehen sollte.<sup>34</sup> Denn hier fehlte es an allem. Selbst rudimentäre Formen bäuerlicher Betätigung hätten zunächst riesige Investitionen in künstliche Bewässerungssysteme und andere Bereiche der Landwirtschaft erforderlich gemacht. Dennoch gehörten einige tausend vom *džut* betroffene Adajer zu den ersten Kasachen überhaupt, die von der Kampagne zur Sesshaftmachung erfasst werden sollten. Dabei handelte es sich einerseits um Familien, die einer „freiwilligen“ Umsiedlung in andere Regionen Kasachstans zugestimmt hatten und im Frühjahr 1930 ins Gebiet Aktjubinsk emigrieren sollten. Andererseits ging es um 2000 kasachische Familien, die vor dem *džut* nach Turkmenistan geflohen waren und dort völlig verarmt waren. Nun sollten sie im südkasachischen Gebiet Syr-Dar'insk angesiedelt werden. Die Umsiedlung dieser Menschen nach Kasachstan war offenkundig auch ein Resultat der zunehmenden Spannungen innerhalb Turkmenistans, wo Adajer und Jomuden teilweise gemeinsam gegen Einheiten der Roten Armee und der OGPU kämpften.<sup>35</sup>

Das Unternehmen stand unter keinem guten Stern. Zunächst kostete es die Bevollmächtigten, die mit der Umsiedlung der Adajer ins Gebiet Aktjubinsk beauftragt waren, beinahe zwei Monate, um aus Alma-Ata nach Westkasachstan zu gelangen. Dort angekommen mussten sie feststellen, dass die lokalen Behörden ihre Aufgaben nur höchst unzureichend erfüllt hatten. Zwar hatten die Genossen hier „Kolchosen“ gebildet, die in toto umgesiedelt werden sollten. Dabei hatten sie es versäumt, diese neuen Formationen von allen „Feinden“ zu „säubern.“ Darin sahen zumindest die Bevollmächtigten die Ursache für die gering ausgeprägte Euphorie der frisch gebackenen Kolchosbauern angesichts der bevorstehenden Umsiedlung. „Kulaken“ und „Bejs“ hätten unter den „Massen“ mit großem Erfolg dagegen agitiert. Zudem erklärten die Behörden in Aktjubinsk, dass sie anstelle der ursprünglich geplanten 3000 nur noch 600 Haushalte ansiedeln könnten. Nur mit Mühe gelang es den Bevollmächtigten einige hundert Familien davon zu überzeugen, den beschwerlichen Weg nach Osten anzutreten. Und als noch komplizierter erwies es sich, die Menschen davon abzuhalten, ihre einmal getroffene Entscheidung zu revidieren. Die Kasachen waren verunsichert und schenkten Gerüchten aller Art Glauben. Zwischen Umsiedlern und Genossen kam es zu heftigen Spannungen, die darin gipfelten, dass mindestens einer der Bevollmächtigten gefangen genommen wurde und nur mit Hilfe bewaffneter Einheiten befreit werden konnte.<sup>36</sup> Ein anderer musste sich über Tage in der Steppe verbergen, um nicht von den aufgebrachtten Nomaden getötet zu werden, die befürchteten, am Ziel ihrer Reise

<sup>34</sup> APRK f. 719, op. 4, d. 69, l. 88 (Spezialbericht der OGPU „Über den Fortgang der Sesshaftmachung der nomadischen und halbnomadischen Haushalte in Kasachstan, Stand 15.5.1932).

<sup>35</sup> Detaillierte Studie zu dieser bemerkenswerten Episode von Allanjazov (2006).

<sup>36</sup> CGARK f. 1000, op. 1, d. 60, l. 36ob (Bericht des Bevollmächtigten der Umsiedlungsverwaltung Akbaev, 25.6.1930).

ihren gesamten Besitz zu verlieren.<sup>37</sup> Erst als die Rädelsführer identifiziert und verhaftet worden waren, zogen die übrigen Kasachen weiter und gelangten unter großen Entbehrungen (die Umsiedlung fand in den heißesten Sommermonaten statt) im Gebiet Aktjubinsk an. Hier zeigten die lokalen Funktionäre keinerlei Interesse an der Ansiedlung der Neuankömmlinge und überließen die Adajer weitgehend ihrem Schicksal.<sup>38</sup>

Im Juni 1931 bekannten Mitglieder einer Regierungskommission, die die Situation in der Region untersuchten, dass die Umsiedlungen ohne jede materielle Unterstützung seitens zentraler Instanzen durchgeführt worden war und nicht im Geringsten auf die Interessen der Umsiedler selbst Rücksicht genommen worden war. Aus diesen Einsichten zogen sie allerdings nicht den nahe liegenden Schluss, dass es besser sei, derartige Experimente zu beenden, sondern sie forderten eine Ausweitung der Sesshaftmachung. Zu diesem Zweck rieten sie einerseits dazu, mehr materielle Ressourcen bereitzustellen, andererseits regten sie aber auch an, den Prozess durch die Anwendung „außerordentlicher Maßnahmen“ zu beschleunigen. Auch den Einsatz bewaffneter Einheiten schlossen sie dabei nicht aus (Omarov 1994, S. 22). Angesichts der sich immer mehr radikalisierenden Situation muteten solche Empfehlungen durchaus rational an, denn im Sommer 1931 hatten die Bolschewiki die Kontrolle über weite Teile der westkasachischen Steppe verloren. In der Region herrschte Bürgerkrieg.

## 4 Bürgerkrieg in der Steppe

Seit 1928 war es immer wieder zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen bewaffneten Kasachen und sowjetischen Einheiten gekommen. Dabei handelte es sich einerseits um größere und kleinere kriminelle Gruppierungen, die auf der Suche nach Beute und Opfern durch die Steppe streiften. Andererseits versuchten viele Nomaden die Abwanderungen ihrer Familien und Viehherden zu schützen, indem sie sich in größeren Verbänden zusammentaten und sich gemeinsam gegen Versuche von Armee- oder OGPU-Einheiten zur Wehr setzten, ihre Fluchten aufzuhalten. Die unnachgiebigen Beschlagnahmungen und die Repressionen gegen namhafte und bekannte Kasachen, aber auch die große Härte mit der die roten Einheiten gegen die abwandernden Nomaden vorgehen, radikalisierten weite Teile der Bevölkerung. Viele Nomaden erkannten, dass sie kaum noch etwas zu verlieren hatten und versuchten sich mit allen Mitteln zu verteidigen (Allanijazov 2009). Dabei handelte es sich nicht zwangsläufig um Formen „antisowjetischen“ Widerstands, sondern den Kasachen ging es vor allem darum, in der Extremsituation der Hungerkrise ihre Kultur und ihre Lebensweise gegen die Zumutungen zu verteidigen.

<sup>37</sup> CGARK f. 1000, op. 1, d. 60, l. 88ob (Bericht über die Umsiedlung von 3000 Haushalten aus dem Gebiet Gur'ev, Juni 1930).

<sup>38</sup> CGARK f. 1000, op. 1, d. 60, ll. 10-10ob (Schreiben vom Vorsitzenden der Abteilung für Umsiedlung an den Rat der Volkskommissare Kasachstans, Juni 1930).

gen, mit denen die Bolschewiki sie konfrontierten. Gerd Spittler (1989) hat gezeigt, dass hungernde Menschen unter bestimmten Bedingungen der sozialen und kulturellen Integrität ihrer Gemeinschaften größere Bedeutung beimaßen als ihrem physischen Überleben. Die verfügbaren Quellen lassen solch weit reichende Schlüsse für den kasachischen Fall nicht zu. In jedem Fall fochten die meisten Kasachen jedoch für eine „konservative Agenda“, die vor allem darauf ausgerichtet war, dass der Staat und seine Agenten so wenig Einfluss wie möglich auf ihre Lebenswelt haben sollten. Sie bekämpften die Kommunisten nicht, weil sie Kommunisten waren, sondern weil sie ihre Existenzgrundlagen vernichteten und ihre Lebenswelt revolutionieren wollten.

Aus Sicht der Bolschewiki nahm der Widerstand bedrohliche Ausmaße an. Im April 1930 erhielt der Volkskommissar für Verteidigung, Kliment Worosilov, einen Bericht über die Region, in dem es hieß: „In weiten Gebieten, über mehrere hundert Kilometer [...] gibt es keine Sowjetmacht und keine Parteiorganisation [handschriftlich war ergänzt: „außer in größeren Orten“, R.K.]“.<sup>39</sup> Mehr als ein Jahr später hatte sich an dieser Situation nur wenig geändert. Der Parteisekretär des Kreises Gur'ev beschrieb sie in einem Brief vom August 1931 so: „Das Bild der Entwicklung des Banditismus ist momentan derart, dass im Kreis Mangistavsk [...] die so genannten *adaevy* drei Klans vereinigt haben und sich nur ein Klan – der vierte – neutral verhält. Die nomadische Bevölkerung im Kreis umfasst ungefähr 50.000 Menschen. Davon sind uns gegenüber 17-20.000 feindlich eingestellt. Während wir früher die Banditen suchen mussten, so suchen sie jetzt uns. [...] Vom Banditismus ist die gesamte Uferzone im Osten des kaspischen Meeres bis zu 350-500 Kilometer ins Landesinnere hinein betroffen, inklusive Turkmenistan“.<sup>40</sup> Auch andere Beobachter gingen davon aus, dass mehr als 60 Prozent der Bevölkerung gegen die Bolschewiki eingestellt waren (Nabiev 2011, S. 371). Die bewaffneten Nomaden überfielen vor allem Kolchosen und Kooperativen. Zudem versuchten sie auch, Fort Aleksandrovscoe zu stürmen. Rotarmisten und kommunistischen Freiwilligen gelang es dabei nur mit Mühe, den Ort zu halten.

Der Krieg in der Steppe endete schließlich, weil es den Bolschewiki gelang, die militärische Überlegenheit ihrer Einheiten auszuspielen. Gegen Maschinengewehre und Flugzeuge konnten die Nomaden wenig ausrichten. Zudem verlegten sich die Truppen darauf, die Kasachen von den lebensnotwendigen Oasen und Wasserstellen abzuschneiden. Wenn sie nicht verdursten wollten, mussten die Nomaden sich auf selbstmörderische Gefechte einlassen oder kapitulieren (Omarov 1994, S. 37). Hinzu kam noch ein weiterer Aspekt: Die Kriegführung vieler regulärer Einheiten radikalisierte sich und oft genug gaben Kommandeure den Befehl zum Angriff, ohne dass sie zuvor in Erfahrung gebracht hatten, ob sie „Banditen“ oder „friedliche“ Nomaden attackierten. Aus der Perspektive vieler Truppen verschwamm die

---

<sup>39</sup> RGASPI f. 74, op. 2, d. 99, l. 68ob (Bericht von Duganov und Bazilevič aus Samara an den Vorsitzenden Revolutionären Kriegsrates der Union, Worosilov, 18.4.1930).

<sup>40</sup> RGASPI f. 613, op. 3, d. 80, l. 6 (Schreiben von Popkov an Jaroslavskij, vor 7.8.1931).

Unterscheidung zwischen „Freunden“ und „Feinden“ zusehends (Kindler 2011, S. 57). Dazu trug nicht zuletzt der Umstand bei, dass viele Kasachen versuchten, die Abwanderung ihrer Familien und Viehherden notfalls mit Waffengewalt durchzusetzen.

## 5 Herrschaft durch Hunger

Die Folgen von Dürre und *džut*, die erbarmungslosen Requirierungen, Kollektivierung, die Repressionen gegen die Bejs, Flucht und Sesshaftmachung und schließlich die bewaffneten Auseinandersetzungen hatten die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung erschöpft. Im Frühjahr 1932 wurde aus der Hungerkrise endgültig eine Katastrophe, die ganz Kasachstan ergriff. Der Westen der Republik verlor den größten Teil seiner Bevölkerung. Die Menschen waren geflohen oder verhungert. Die ehemals gigantischen Viehbestände der Region waren bis auf kümmerliche Reste vollständig vernichtet worden. Die Kombination aus rücksichtslosen Beschaffungskampagnen und nomadischem Behauptungswillen hatten sämtliche Ressourcen erschöpft. Auch mit den härtesten Zwangsmitteln ließen sich Ablieferungspläne jetzt kaum mehr umsetzen. Es gab schlicht nichts mehr zu holen.

Der totale ökonomische Kollaps Kasachstans war unabwendbar, wenn nicht einige Kurskorrekturen vorgenommen wurden. Deshalb wurden im Herbst 1932 unter anderem die Viehfarmen der Kolchosen aufgelöst und man gestattete den Kasachen, in größerem Umfang Tiere in ihrem Privatbesitz halten zu dürfen (Danilov 2001, S. 483f.). Die Umverteilung des Viehs sicherte zehntausenden Menschen das Überleben, besiegelte aber zugleich auch das Schicksal unzähliger anderer, die dabei leer ausgingen. Wer keinen Zugang zu jenen Klans und Netzwerken hatte, innerhalb derer Ressourcen distribuiert wurden, hatte schlechte Karten im Kampf ums Überleben (Kindler 2012, S. 59f.). Es waren häufig nicht die Bedürftigsten, die von den Verteilungsaktionen profitierten, sondern oft solche Kasachen, die nach Ansicht lokaler Funktionäre in der Lage waren, das Vieh über den Winter zu bringen und zu versorgen. Denn darin bestand die Essenz dieser Maßnahme: Es ging darum, die letzten Reste der Viehherden zu bewahren, indem sie der persönlichen Obhut einzelner Familien anvertraut wurden und nicht in den anonymen Farmen umkamen, wo niemand sich für die Tiere verantwortlich fühlte. Letztlich verschafften die Bolschewiki Teilen der Bevölkerung jene Mittel zum Überleben, die sie ihnen zuvor genommen hatten. Oder, um es mit einem Begriff von Martin Voss (2008, S. 40) zu sagen, die „participative capacity“ des Einzelnen verbesserte sich in gleichem Maße, wie er in Verteilungsnetzwerke eingebunden war.

Zugleich suchten und fanden die führenden Bolschewiki Verantwortliche, denen die Schuld an dem entstandenen Desaster zugeschrieben werden konnte. Neben Bejs und so genannten „Falschaktivisten“, die angeblich unablässig gegen die Sowjetmacht agitierten und arbeiteten, traf es nun auch die Partei. Das prominente

teste Opfer der Säuberungen Anfang 1933 war der kasachische Parteichef, Filipp Gološčekin, doch zugleich wurden abertausende Funktionäre auf allen administrativen Ebenen von ihren Ämtern entfernt und häufig auch angeklagt und verurteilt. Dieser Umbruch hatte eine massive Intensivierung der innerparteilichen Gruppenkämpfe zur Folge. Neu ernannte Funktionäre bemühten sich, ihre Gefolgsleute mit Posten zu versorgen und ihre Machtposition auf diese Weise zu stärken, während ihre Kontrahenten sich mit allen Mitteln dagegen wehrten, vom Zugriff auf Machtmittel und materielle Ressourcen abgeschnitten zu werden. So wurde etwa im März 1933 im Kreis Mangistau ein gewisser Džangaziev zum neuen Parteisekretär ernannt. Innerhalb kurzer Zeit besetzte er alle wichtigen Positionen innerhalb des lokalen Apparats mit seinen Gefolgsleuten. Deren formale Eignung spielte dabei kaum eine Rolle, wohl aber ihre bedingungslose Unterordnung unter den neuen starken Mann in der Region. Loyalität und Gefolgschaft waren die entscheidenden Qualifikationsmerkmale sowjetischer Funktionäre und deshalb war es nur konsequent, als einer der neuen Funktionäre unumwunden erklärte: „Während der Parteisäuberungen müssen wir 95 Prozent der Adajer aus der Partei entfernen.“<sup>41</sup> Nur auf diese Weise konnte sich der Mann die Sicherung seiner gerade errungenen Machtposition vorstellen. Für die Unterlegenen Genossen und ihre Klienten konnten solche Niederlagen existenzielle Bedeutung haben.

Derartige Konflikte veränderten nicht nur lokale Machtstrukturen, sondern sie hatten auch direkte Auswirkungen auf die Überlebenschancen weiter Teile der hungernden Bevölkerung. Mit jeder Verschiebung innerhalb der Apparate gewannen oder verloren bestimmte Gruppen Zugang zu Ressourcen und Vorräten, denn es waren sowjetische Institutionen, die die Kontrolle über Nahrungsmittel und Vieh monopolisiert hatten. Deshalb war der Konkurrenzkampf der Hungernden untereinander nicht nur ein Kampf um Getreide und andere Nahrungsmittel, sondern stets auch ein Kampf um die Integration in vertikal organisierte Verteilungsnetzwerke, die innerhalb des Partei- und Staatsapparates existierten.

Damit stärkte die elementare Hungerkrise letztendlich den sowjetischen Staat, da die Bevölkerung weitgehend von seinen Strukturen abhängig geworden war. Als die Hungersnot schließlich 1934 an ihr Ende kam, lag nicht nur die Ökonomie der Steppe danieder, sondern die Bevölkerung hatte auch die Fähigkeit verloren, sich abseits oder gar gegen den Willen lokaler Funktionäre zu organisieren (Kindler 2012, S. 61). Traditionelle Mechanismen zur wechselseitigen Hilfeleistung innerhalb der kasachischen Gesellschaft waren angesichts der permanenten Krise vielfach erodiert und zusammengebrochen. Die lokalen Institutionen des sowjetischen Staates stellten nun für große Teile der hungernden Bevölkerung die einzige Rettung dar. Weil es dem Staat gelang, die Kontrolle über die Ressourcen der Region zu monopolisieren, wurden jene lokalen Institutionen, durch die sie redistribuiert wurden, zu zentralen Orten der Überlebenssicherung. Sie stellten nun für große

---

<sup>41</sup> APRK f. 719, op. 4, d. 675, l. 6. (Spezialbericht über die strafbaren Handlungen der Kreisfunktionäre des Kreises Mangistau, 5.5.1933).

Teile der hungernden Bevölkerung die einzige Rettung dar. Insofern trug die Hungerkrise von 1927 bis 1934 entscheidend dazu bei, dass die Bolschewiki ihren Herrschaftsanspruch in allen Teilen Kasachstans durchsetzen konnten. Aus der Perspektive der Nomaden hieß das, dass sie sich nun in zuvor nie gekannter Art und Weise staatlichen Strukturen unterordnen mussten.

## Literatur

- Allanijazov, Turganbek (2006): *Krasnye Karakumy. Očerki istorii bor'by s antisovetskim povstančeskim dviženiem v Turkmenistane (mart-oktjabr 1931 goda)*. Almaty.
- Atuševa, S. B. (2000): *Džuty v Kazachstane v konce XIX-načale XX vv.*. Almaty.
- Baberowski, Jörg (2012): *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*. München.
- Conquest, Robert (1990): *Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929-1933*. Berlin.
- Danilov, Viktor / Manning, Roberta T. (Hg.) (2001): *Tragedija sovjetskoj derevni. Kollektivizacija i raskulačivanie. Dokumenty i materialy v 5 tomach, 1927-1939. Bd. 3*. Moskva.
- Davies, Robert G. / Wheatcroft, Stephen G. (2004): *The years of hunger. Soviet agriculture, 1931-1933*. Houndmills.
- Devereux, Stephen (1993): *Theories of Famine*. New York.
- Ellman, Michael (2005): *The Role of Leadership Perceptions and of Intent in the Soviet Famine of 1931-1934*. In: *Europe-Asia Studies* 57.6, S. 823-841.
- Fitzpatrick, Sheila (1994): *Stalin's Peasants. Resistance and Survival in the Russian Village After Collectivization*. Oxford.
- Gammer, Moshe (2005): *Russia and Eurasian Steppe Nomads. An Overview*. In: Reuven Amitai / Michel Biran (Hg.): *Mongols, Turks, and Others*. London, S. 483-502.
- Hudson, Alfred E. (1964): *Kazak Social Structure*. Yale.
- Iščenko, M. M. / Kazbekov, I. S. (1928): *Osobennosti sel'skogo chozjajstva adaevskogo uezda. Otčet rabotach počvenno-botaničeskogo otrjada*. Leningrad.
- Kamenskij, K.P. (1930): *Pjatiletnij plan razvitija i rekonstrukcii sel'skogo chozjajstva Kazakstana*. In: *Narodnoe chozjajstvo Kazachstana* 5.5/6, S. 42-57.
- Kassymbekova, Botakoz (2011): *Helpless imperialists. European state workers in Soviet Central Asia in the 1920s and 1930s*. In: *Central Asian Survey* 30.1, S. 21-37.
- Khazanov, Anatoly, M. (1994): *Nomads and the outside world*. Madison.

- Kindler, Robert (2011): Die Starken und die Schwachen. Zur Bedeutung physischer Gewalt während der Hungersnot in Kasachstan. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 59.1, S. 51-78.
- Ders. (2012): New York in der Steppe. Die Sesshaftmachung der kasachischen Nomaden. In: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung*, S. 47-62.
- Kondrašín, Viktor (2008): *Golod 1932-1933 godov. Tragedija rossijskoj derevni.* Moskva.
- Kuramysov, I. (1932): K voprosu o socialističeskoj rekonstrukcii s/ch v Kazakstane. In: Ders.: *Za leninskiju nacional'nuju politiku v Kazakstane.* Sbornik rečej i statej, 1928-1932. Alma-Ata S. 13-21.
- Lewin, Moshe (1973): The disappearance of planning in the plan. In: *Slavic Review* 32.2, S. 171-187.
- Mark, Rudolf A. (2004): Die Hungersnot in Kasachstan: Historiographische Aufarbeitung im Wandel. In: *Osteuropa* 54.12, S. 112-30.
- Michajlov, Valerij (1996): *Chronika velikogo džuta Dokumental'naja povest'.* Almaty.
- Nabiev, Žaugašty (2010): *Stepnaja tregedija. Adajskoe vosstanie 1929-1931gg.* Almaty.
- Ohayon, Isabelle (2006): *La sédentarisation des Kazakhs dans l'URRS de Stalin. Collectivisation et changement social, 1928-1945.* Paris.
- Olcott, Martha Brill (1988): *The Kazakhs.* Stanford.
- Omarov, M. (1994): *Rasstreljanaja step'.* Dokumental'noe povestvovanie. Almaty.
- Pianciola, Niccoló (2004): Famine in the Steppe: The Collectivization of Agriculture and the Kazak Herdsmen, 1928-1934. In: *Cahiers du monde Russe* 45.1/2, S. 137-192.
- Sabol, Steven (2003): *Russian Colonization and the Genesis of Kazak National Consciousness.* Baskingtoke.
- Schnell, Felix (2012): *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905-1933.* Hamburg.
- Sokolovskij, V. G. (1926): *Kazakskij aul. K voprosu o metodach ego izučenija gosudarstvennoj statistiki na osnove rešenij V-j Vsekazakskoj Partkonferencii i 2-go Plenuma Kazkrajkoma VKP(b).* Taškent.
- Spittler, Gerd (1989): *Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre von 1984.* Opladen.

- Švecov, S. P. (1926): Kazakskoe chozjajstvo v ego estestvenno-isotičeskich i bytovych uslovijach. Materialy k vyrabotke norm zemel'nogo ustrojstva v Kazakskoj Avton. Sovetskoj Socialističeskoj Respublike. Leningrad.
- Tucker, Robert C. (1990): Stalin in power. The revolution from above, 1928-1941, New York 1990.
- Voss, Martin (2008): The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. In: Behemoth. A Journal on Civilisation, H. 3, S. 39-56.
- Watts, Michael J. / Bohle, Hans G. (1993): Hunger, Famine, and the Space of Vulnerability. In: GeoJournal 30.2, S. 117-125.
- Werth, Nicolas (2002): Ein Staat gegen sein Volk. Das Schwarzbuch des Kommunismus. Sowjetunion. München.



# Hungersnöte im Niger und ihr Beitrag zum Wandel bäuerlicher Livelihoodsysteme

*Sabine Dorlöchter-Sulser*

Das vorliegende Paper untersucht die großen Hungersnöte der 1960/70er und 1980er Jahre in der Sahelzone am Beispiel der kleinbäuerlichen Livelihoodsysteme<sup>1</sup> der Zarma im Südwesten Nigers und hier vor allem ihren Beitrag zum Wandel der Livelihoodsysteme. Hungersnöte werden laut Torry (1984, S. 230) als Katalysatoren längerfristiger sozialer Veränderungen unterschätzt. Während dies auf (nationaler) Politikebene zuzutreffen scheint (vgl. Weber und Hecht in diesem Band), bleibt offen, welche Rolle Hungersnöte in Bezug auf Anpassungsleistungen auf der Ebene der Livelihoodsysteme spielen.

Eine Hungersnot wird hier im Sinne von Howe und Devereux (2007, S. 42) definiert, als „accelerated process of rising individual malnutrition, household destitution and social breakdown“. Die Vulnerabilität der Livelihoodsysteme im Zeitraum der Hungersnöte wird verstanden als die (potenziellen) Gefährdungen und Risiken, denen diese Systeme aufgrund ihres spezifischen Verhältnisses zu Klima, Natur/Ökologie, Ökonomie, Politik etc. ausgesetzt sind. Livelihoodsysteme umfassen alle für das Auskommen bzw. den Lebensunterhalt einer sozialen Produktions- und Reproduktionseinheit notwendigen ökonomischen und sozialen Aktivitäten und den diesen zugrunde liegenden Ressourcen. Zum Verständnis der Handlungsstrategien von Akteuren eines Livelihoodsystems werden ihre ökonomischen Spielräume im Spannungsfeld von Zugang bzw. Kontrolle über Ressourcen und

---

<sup>1</sup> Die deutsche Übersetzung des Begriffes „Lebenshaltungssysteme“ hat sich in der Fachliteratur nicht durchsetzen können, daher wird der englische Begriff im Text verwendet.

externen Rahmenbedingungen betrachtet<sup>2</sup> (vgl. Rauch, 2009, S. 376). Inwiefern bestimmte Rahmenbedingungen sich für ein Livelihoodsystem als risikoverursachend erweisen, hängt von dem spezifischen agrar-ökologischen Kontext und den Charakteristika des Livelihoodsystems und seinen ökonomischen Pfeilern ab.<sup>3</sup>

Bewältigung („coping“) wird als Handeln von Akteuren in ihrer Konfrontation mit Schocks und Krisen definiert und ist motiviert vom Bestreben, deren Folgen zu lindern. Inwieweit es Akteuren gelingt erfolgreich Krisen und Schocks zu bewältigen, hängt dabei wesentlich von der Widerstandsfähigkeit („resilience“) ihrer Livelihoodsysteme ab. Unter Resilienz wird die Fähigkeit eines Systems verstanden, einer Krise (oder einem Schock) standzuhalten bzw. sich (schnell) wieder von ihr zu erholen (Briguglio et al. 2008; Pelling 2011).<sup>4</sup>

Hiervon abgegrenzt wird Anpassung, definiert, als „response to a perceived risk or opportunity“ (Pelling 2011, S. 20). Inwiefern und wie sich Akteure anpassen, hängt wesentlich von ihrer Anpassungsfähigkeit („adaptive capacity“ bzw. „adaptability“) ab. Resilienz und Anpassungsfähigkeit schöpfen ihr Potenzial wiederum aus Ressourcenzugang und -ausstattung.

Das Untersuchungsgebiet<sup>5</sup> der vorliegenden Studie konzentriert sich auf das Arrondissement Dosso. Bis zum Ende der 1960er Jahre gehörte diese Zone, gemessen an den durchschnittlichen Jahresniederschlägen, klimatisch zur nördlichen Sudanzone. Ab Ende der 1960er folgte eine trockenere Phase, so dass insbesondere die nördlichen Gebiete der Region ab den 1970ern der südlichen Sahelzone zuzuordnen waren.<sup>6</sup> Die sesshaften Zarma-Bauern stellen die Mehrheit der Bevölkerung im Untersuchungsgebiet.

Die vorliegenden Ergebnisse beruhen auf unterschiedlichen Quellen: empirische Forschungen im Untersuchungsgebiet, u.a. qualitative Interviews zu den Veränderungen der Livelihoodsysteme seit der Unabhängigkeit 1960 und Dokumente aus Archiven im Niger und in Frankreich.

<sup>2</sup> Der „Sustainable Livelihood Systems Approach“ entstand in den 1990er Jahren und steht in der Tradition entwicklungsgeographischer Vulnerabilitätsansätze und der Armutsforschung (vgl. Adger, 2006). Der Ansatz bietet einen methodischen Rahmen, um Ursachen der Verwundbarkeit und Handlungsstrategien der Akteure zu analysieren.

<sup>3</sup> Als Illustration soll hier folgendes Beispiel dienen: Ein ausschließlich auf Regenfeldbau ausgerichtetes Livelihoodsystem ist dem Risiko von Dürren stark ausgesetzt. Ein im gleichen agrar-ökologischen Kontext befindliches Livelihoodsystem, das in einem weiteren ökonomischen Pfeiler Bewässerungsanbau betreibt, ist im Vergleich dazu weit weniger gegenüber Dürren verwundbar.

<sup>4</sup> Folke et al. (2002, S.437f) verwenden einen erweiterten Begriff von Resilienz, der Anpassungsfähigkeit einschließt.

<sup>5</sup> Zur besseren Verständlichkeit wird von Untersuchungsregion gesprochen, wenn das Arrondissement Dosso gemeint ist. Im Unterschied zur Region Dosso, eine größere räumlich administrative Einheit, die in den 1970er und 1980er auch als Departement Dosso bezeichnet wurde und insgesamt 5 Arrondissements umfasste (Doutchi, Gaya, Boboye, Loga und Dosso).

<sup>6</sup> 58,4% der Region Dosso verzeichnet jährliche Niederschläge unter 500 mm, weitere 34,7 % Niederschläge zwischen 500 und 600 mm, und nur 6,9 % über 600 mm. (Mazzucato u. Ly 1994, S. 90).

Den Ausgangspunkt der Analyse (Kapitel 1) bildet eine Charakterisierung der Livelihoodsysteme in den 1960er Jahren. Die Hungersnöte der Jahre 1968-74 (Kapitel 2) und 1984/85 (Kapitel 3) werden in Hinblick auf ihre Ursachen und Auswirkungen auf die Livelihoodsysteme beleuchtet. Kapitel 4 beschäftigt sich mit den Bewältigungsstrategien und den Anpassungen der Livelihoodsysteme. Schlussfolgerungen finden sich im Kapitel 5.

## 1 Livelihoodsysteme der 1960er Jahre

Zu Beginn der Unabhängigkeit des Niger (1960) basierten die Livelihoodsysteme der Zarma in der Untersuchungsregion auf einer Kombination von ökonomischen Tätigkeiten: dem Regenfeldbau, der extensiven Tierhaltung, diversen außerlandwirtschaftlichen Aktivitäten inklusive handwerklichen Berufen sowie auf der (saisonalen) Migration junger Männer.

Zentrales Element der Livelihoodsysteme war der Regenfeldbau. Mit dem Anbau von Hirse und anderen Feldfrüchten wie Augenbohne, Hibiskus, Erderbse etc. deckten die Bauern in durchschnittlichen Jahren ihren familiären Eigenbedarf und schufen sich eine Getreidereserve; Getreideverkäufe waren dagegen selten.<sup>7</sup>

Die Erdnuss war die wichtigste Verkaufsfrucht des Regenfeldbaus. Eingeführt durch die französischen Kolonialherren hatte sie sich in den südlichen Landesteilen des Niger als wichtige monetäre Einnahmequelle der Bauern etabliert, volkswirtschaftlich war die Erdnuss das wichtigste Exportprodukt gefolgt vom Handel mit Lebendvieh.

Ein großer Teil der erwachsenen Männer erwirtschaftete monetäres Einkommen als Kleinhändler oder als Arbeiter auf Plantagen und in Minen in den Küstenländern (saisonale Migration). Die Tierhaltung diente als produktive Kapitalanlage, auf die im Bedarfsfall zurückgegriffen werden konnte.

Neben dem Regenfeldbau hatten alle weiteren ökonomischen Erwerbsquellen ergänzenden Charakter (Robin 1947, S. 83). Die Ausübung eines Handwerks wie Weben, Gerben, Schmieden – zumeist an sozio-professionelle Gruppen gebunden – ging nicht mit der Aufgabe des Ackerbaus bzw. einer Spezialisierung einher. Ein kleiner Teil der ländlichen Akteure betrieb Handel.

Monetäre Einnahmen dienten in erster Linie dazu die Steuerschuld gegenüber dem Staat zu begleichen. Aber Geld wurde auch zunehmend für Güter des täglichen Bedarfs benötigt.

Die hohe Niederschlagsvariabilität stellte ein zentrales Element der Verwundbarkeit der Livelihoodsysteme dar. Die bäuerliche Bevölkerung und ihr Vieh waren

---

<sup>7</sup> Rapport adressé au Préfet du département de Dosso vom 23.12.1968 S. 6 sowie *Eléments monographiques* o.D, S. 4.

im 20. Jahrhundert immer wieder Opfer verheerender Dürren und Hungersnöte gewesen (1900-1903; 1913-14; 1927; 1931-32; 1943-44)<sup>8</sup>. Heuschreckeninvasionen (z.B. 1931), Raupenbefall oder Pflanzenkrankheiten machten den Regenfeldbau, Epidemien die Viehhaltung weiter verwundbar. Speziell der Erdnussanbau war von großen Ertragsfluktuationen geprägt, Einnahmen daher immer risikobehaftet.

Die ökonomischen Rahmenbedingungen waren ein weiterer Faktor der Verwundbarkeit. Zu nennen sind hier zum einen der Viehhandel, der vornehmlich von der Nachfrage in Nigeria abhing<sup>9</sup>, zum anderen die Erdnuss, die, wenngleich ein auf dem Weltmarkt gehandelter Agrarrohstoff, bis in die 1970er Jahre fast ausschließlich nach Frankreich exportiert wurde.<sup>10</sup>

Die saisonale Migration war die einzige klimaunabhängige ökonomische Erwerbsquelle der Livelihoodsysteme. Aber auch dieser Erwerbsbereich war verletzbar, da der Erfolg als saisonaler Migrant von der Aufnahmebereitschaft der Gastländer abhing (Skinner 1963).

An dieser Stelle bleibt festzuhalten, dass die Verwundbarkeit der Livelihoodsysteme in den 1960er bei den Haushalten am geringsten war, denen es glückte ihr Auskommen auf verschiedenen ökonomischen Pfeilern zu gründen. Nachstehend soll anhand der Hungerkrisen von 1968-1974 und 1984/85 rekonstruiert werden, inwiefern dies gelang. Darüber hinaus stehen auch Strategien zur Bewältigung der Krisen, der Beitrag der Resilienz sowie Hintergründe für die Anpassungen der Livelihoodsysteme im Fokus der Betrachtung.

## 2 Die Hungersnot der Jahre 1968!74

Über Ausmaß und Intensität der Hungersnöte im Sahel in den Jahren 1968 bis 1974 gibt es kaum Zahlen. Eine Studie von 1973 zum Ausmaß der Hungersnot in vier Sahelländer inkl. Niger, schätzte die Hungertoten noch vor Ende der Krise auf ca. 101.000 (Glantz 1976; Franke u. Chasin 1980). Landesspezifische Daten für den Niger gibt es nicht. Konsens besteht darüber, dass mehrere schlechte landwirtschaftliche Jahre im Wechsel mit Dürrejahren die Hungersnöte im Niger im Verbund mit einem Bündel weiterer Faktoren verursachten (Ebd.).

In den Jahren 1968 bis 1970 wurde die Ernährungssituation im Norden und im Nordwesten des Untersuchungsgebietes bereits als sehr schlecht eingeschätzt. In Teilen ernährte sich die betroffene Bevölkerung nur noch von den Früchten des

---

<sup>8</sup> Guenguant u. Banoïn 2003, S. 12f.

<sup>9</sup> Ende der 1960er Jahre stellte Nigeria neben anderen Küstenländern 81% des Absatzmarktes für nigrisches Vieh (Lacroux u. Tyc 1969 zitiert nach FAO 1970).

<sup>10</sup> Dies war ein Erbe der französischen Kolonialzeit.

Anzastrauches (*Boscia senegalensis*), einer bitter schmeckenden Frucht, auf die die lokale Bevölkerung seit jeher bei Hungersnöten zurückgreift.<sup>11</sup>

Im Dürrejahr von 1972 wurden im Untersuchungsgebiet 52 der 404 Dörfer von der Administration als defizitär klassifiziert. Aufgrund der vergleichsweise guten Weidesituation wurde die Zone von Oktober 1972 bis Mai 1974 auch Zufluchtsstätte für nomadische Tierhalter und ihre Herden aus dem Norden.

Die Berichte der lokalen Administration machen keine Angaben zum Grad der Hungersnot im Untersuchungsgebiet. Mindestens zwei Indikatoren lassen aber vermuten, dass das Ausmaß der Hungersnot seitens der Administration unterschätzt wurde: Erstens wurde in den Monatsberichten kontinuierlich von steigenden Kosten für die Evakuierung von Opfern einer Masernepidemie (Jahr 1969 und 1973) berichtet.<sup>12</sup> Ein Zusammenhang zwischen der Masernepidemie und der Hungersnot wurde aber damals nicht hergestellt. Bei der sesshaften Bevölkerung stellte die o.g. Studie aber bereits 1973 mit 73% Masern als Haupttodesursache aller Todesfälle während der Hungersnot im Niger fest (Glantz 1976, S. 61).<sup>13</sup> Zweitens fallen die demographischen Zahlen im Untersuchungsgebiet auf. Das Bevölkerungswachstum der Untersuchungszone verblieb zwischen 1965 und 1977 bei nur 0,7% jährlich, in Untersuchungsdörfern der vorliegenden Untersuchung war das Bevölkerungswachstum im genannten Zeitraum sogar rückläufig.<sup>14</sup> Die Region Dosso wies dagegen zwischen 1960 und 1977 ein jährliches Bevölkerungswachstum von 2,6% auf. Im Folgenden sollen Ursachen und verstärkende Faktoren der Hungersnot genauer analysiert werden.

## 2.1 Produktionsausfälle in Folge von Dürre Jahren

Verglichen mit den Daten der 1960er Jahre lagen die Niederschläge im Zeitraum zwischen 1968 und 1974 (mit Ausnahme von 1971) deutlich unter dem Durchschnitt. Regenfallanomalien sind aber nur ein Proxiindikator, da Dürre ein agrar-klimatisches Phänomen ist, bei dem sowohl die räumliche, als auch die zeitliche

---

<sup>11</sup> Bulletin mensuel de l'Arrondissement de Dosso (BMAD) 04/05 1969 und 06/07 1970, S. 4.

<sup>12</sup> Im November/Dezember wurden die Masern- und Meningitis Epidemien als begrenzt und noch beherrschbar bezeichnet (BMAD 11/12 1968, S. 7). für Februar/März wurde bereits berichtet, dass Masern und Meningitis nunmehr überall im Arrondissement Dosso auftreten. Die Bevölkerung wurde als zutiefst beunruhigt beschrieben und in den am stärksten betroffenen Dörfern wurden 22 bis 40 Todesfälle gezählt. (BMAD 02/03 1969, S. 5). 1973 wurde wieder von einer Masernepidemie berichtet, die ein solches Ausmaß annahm, dass das Evakuierungsbudget für 1973 bereits im April ausgeschöpft war (BMAD 03/04 1973, S. 4).

<sup>13</sup> Die erhöhte Mortalität in Hungersnöten in Folge von Krankheiten wie Masern ist laut jüngeren Erkenntnissen eine weit häufigere Todesursache, als das „Verhungern“ selbst. Medico weist u.a. auf diesen Zusammenhang hin: <http://www.medico.de/material/rundschreiben/2011/03/aufgesperrtes-maul-der-null/> zuletzt aufgerufen am 05.05.2012).

<sup>14</sup> Für die Jahre 1965, 1977, 1991 und 1994: Sous-Préfecture de Dosso: Recensement administratif: population et villages administratif de l'Arrondissement de Dosso 1962 – 1994.

Regenfallverteilung eine Rolle spielen (Agnew 1999, S. 300). Hinsichtlich der Regenfallanomalien können die Jahre 1970 und 1972 als Dürrejahre klassifiziert werden. 1972 war darüber hinaus die Regenzeit mit 88 Tagen sehr kurz und wies eine geringe Anzahl an Regentagen auf. Im Jahr 1968 verzeichnete man eine außergewöhnlich lange Trockenperiode im Monat August (BMAD 08/09 1968, S. 4).

Letztere verursachten im Untersuchungsgebiet im Jahr 1968 starke flächendeckende Produktionsausfälle.<sup>15</sup> Bei einer Gesamtbevölkerung von 107.207 Einwohnern lag die produzierte Getreidemenge 1967 pro Einwohner bei 243 kg, im Jahr 1968 dagegen nur bei 150 kg pro Kopf. Obgleich die Agrarstatistik für die Jahre 1969-1972 eine positive Bilanz aufwies, verschlechterte sich die Versorgungssituation nach der Regenzeit von 1972. 1973 ließ sich auf den lokalen Wochenmärkten kaum noch Getreide auftreiben, ein Indiz, das auf ein angebotsseitiges Versagen („supply failure“) hinweist. Einzig in den durch die Regierung über die staatlichen Getreidereserven versorgten Verkaufszentren des „Office des Produits Vivriers du Niger“ (OPVN) wurden noch unzureichende Mengen an Getreide zum Verkauf angeboten.<sup>16</sup>

Die staatlich subventionierten Verkäufe wurden von der lokalen Bevölkerung in Schilderungen der lokalen Administration „dankbar“ aufgenommen. Aufgrund der großen Nachfrage waren die Vorräte allerdings häufig schnell erschöpft und es kam zu Versorgungsengpässen. Im Zeitraum von November 1972 bis August 1973 verdreifachte sich der Hirsepreis und verblieb auch nach der Ernte von 1973 auf einem fast doppelt so hohen Niveau wie im Vorjahreszeitraum.<sup>17</sup>

Inwiefern es den Zarma-Bauern gelang die Krise mittels ihrer unterschiedlichen Einkommensquellen zu meistern, soll im nächsten Abschnitt behandelt werden.

## 2.2 Einbrüche in Einkommen und Tauschwert

Auch die Erdnussproduktion verzeichnete starke Einbrüche, die die Zarma-Bauern bis 1973 durch Flächensteigerungen auszugleichen versuchten. Im Jahr 1974 sanken kultivierte Fläche und Produktion auf das Niveau zu Beginn der 1950er Jahre (Morris o.D, S. 195).

Im Vergleich zu anderen Regionen des Niger, wurden in Dosso allerdings nur auf relativ kleinen Flächen Erdnüsse angebaut. Schätzungen aus dem Jahr 1957/58

<sup>15</sup> Rapport adressé au Préfet du département de Dosso vom 23.12.1968.

<sup>16</sup> „Quant aux denrées alimentaires indépendantes de celles de l'OPVN elles se font rares sur les marchés de l'Arrondissement.“ (BMAD 04/05 1973) „Les denrées alimentaires se font rares sur les marchés traditionnels. Dans mon arrondissement, seul le magasin de l'OPVN de Dosso est le seul marché.“ (BMAD 05/06 1973).

<sup>17</sup> Eigene Berechnungen auf Grundlage von BMAD Dosso im Zeitraum von 09-1968 bis 10-1970 und 11-1972 bis 02-1974.

gehen davon aus, dass durchschnittlich pro Betrieb ca. 167 kg Erdnüsse pro Jahr produziert wurden.<sup>18</sup> Bei einem durchschnittlichen Ertrag von 344 kg pro ha entspräche dies in etwa einem halben Hektar. Bei einem Produzentenpreis von 24 Francs CFA pro kg (1972), entsprach dies ca. 4.000 Francs CFA monetären Einkünften. Die damit verbundene Kaufkraft nahm aber im Laufe der Periode von November 1972 bis August 1973 rapide ab, da die Erdnusspreise staatlich festgelegt blieben, der Hirsepreis aber eine Teuerung erfuhr. Konnten im November 1972 noch umgerechnet 264 kg Hirse, also etwas mehr als 2,5 Sack, erworben werden, so sank das Hirseäquivalent bis zum August 1973 auf nur 83 kg.<sup>19</sup>

Während der 1950er und 1960er Jahre hatten Zarma-Bauern sich einen gewissen Wohlstand in Form von Vieh aufgebaut (Painter 1985, S. 458). Laut Interviewaussagen war der Viehbesitz aber sehr ungleich verteilt. Einige wenige Familien besaßen Herden mit bis zu 25 Tieren (Rinder, Schafe und Ziegen), andere besaßen im Schnitt 3 Stück Vieh, zumeist Ziegen. Bei anhaltend schlechten Jahren ist also davon auszugehen, dass die Ersparnisse in Form von Vieh der letztgenannten Gruppe schon recht bald aufgebraucht waren.

Die Viehmärkte sahen sich ab Mitte der 1960er großen Turbulenzen ausgesetzt. In Folge des Biafra Krieges von 1966 bis 1970 brachen weite Teile des bilateralen Viehhandels mit Nigeria zusammen. 1964 führte Ghana Handelsrestriktionen ein, die 1966 in Kraft traten. Außerdem wurde der ghanaische Cedi 1967 um 30% abgewertet (Furgeson zitiert nach Cook 1989, S. 30) und der beninische Markt brach unter dem sozialistischen Regime Kerekous weitgehend zusammen. Die Preise für Rinder sanken von 1966 bis 1968 um 25-33%, bei kleinen Wiederkäuern sogar um 60% (Diori 1968, S. 2287).

Zu der bereits angespannten Marktsituation kam ein Überangebot an Vieh in Folge der Flüchtlingsbewegungen mobiler Tierhalter aus dem Norden in die Region. Wenngleich die Verluste an Vieh in Folge der Dürrejahre in der Region Dosso nur auf etwa 10% geschätzt wurden (Ministère de l'Economie rural et du Climat 1975, S. 2), kann dennoch von weiteren Preiseinbrüchen auf den Viehmärkten durch Stressverkäufe bis zum Jahr 1974 – bei gesunkenen Tauschäquivalenten für Vieh gegenüber Hirse – ausgegangen werden.

Ende der 1960er Jahre blieb die saisonale Migration nicht von politischen Krisen verschont. Das positive Klima gegenüber innerafrikanischen Migranten hatte sich in den Küstenländern nach der Unabhängigkeit deutlich abgekühlt (Skinner 1963). Neben dem Biafra Krieg in Nigeria führten auch strengere Einreisebestimmungen für Migranten in Ghana und in der Côte d'Ivoire zu Problemen.

1968 kam es zu ersten Rückführungen von nigrischen Migranten an den Grenzen der Côte d'Ivoire (BMAD 10/11 1968, S. 5) und 1969 folgten Ausweisungen

---

<sup>18</sup> *Eléments monographiques* o.D, S. 5.

<sup>19</sup> Für eine 7-köpfige Familie kann ein Jahresbedarf von 1.715 kg angenommen werden.

aus Ghana, ca. 30.000 Nigrer waren davon betroffen, mehrheitlich Songhay und Zarma (Diarra 1974, S. 228; Painter 1988, S. 94).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Livelihoodsysteme in Folge von Einkommenseinbrüchen in den unterschiedlichen ökonomischen Erwerbsquellen sowie durch Tauschwertverluste („entitlement exchange failures“) weiter unter massiven Druck gerieten.

### 2.3 Mangelhaftes Krisenmanagement des Staates

Im Niger wie in anderen Sahelländern wurden die Auswirkungen der anhaltenden Dürren unterschätzt (Glantz 1976; CIS 1974). Die einzige strukturelle Maßnahme der Regierung Diori im Niger bis zur Zuspitzung der Krise 1972/73 blieb die Gründung der OPVN im Jahr 1969. Hauptaufgabe der OPVN bestand in der Regulierung der Produktion und der Preise für Getreide. Notmaßnahmen wurden erst nach der Missernte 1972 zu Beginn des Jahres 1973 in Angriff genommen.

Es kamen zwei Hilfsinstrumente zum Einsatz: der Verkauf von subventioniertem Getreide und die Verteilung kostenloser Hilfslieferungen. Erst im März 1973 liefen in der Untersuchungszone die Verkäufe von subventioniertem Getreide an. Bis zum Mai/Juni 1973 erreichten 246,4 Tonnen Mais, 344,6 Tonnen roter Sorghum, 25 Tonnen weißer Sorghum, 5 Tonnen Reis, 17,7 Tonnen Mehl und Hirsegries sowie 2 Tonnen Milchpulver (für die Nomaden) die Untersuchungsregion, zum größten Teil Lieferungen für den subventionierten Verkauf (BMAD 01/02 – 07/08 1973). Rechnet man einen Versorgungszeitraum der Notleidenden über 4,5 Monate (April-Mitte August) hätten damals – gemessen an heutigen Hilfspaketen des Welternährungsprogramms im Niger gerade einmal 3.373 Menschen ernährt werden können. Inwiefern die in den offiziellen Berichten aufgeführten Nahrungsmittelhilfen wirklich bei den Bedürftigen ankamen, bleibt dabei offen. In der Einschätzung befragter Zeitzeugen, schneidet das Regime Dioris im Management der Krisenbewältigung sehr schlecht ab.

Neben Missmanagement, Korruption und Unterschlagungen versagte die OPVN bei ihrem eigentlichen Ziel, Produktion und Preise zu regulieren. Dies hatte systemische Ursachen: (a) der Aufkaufpreis der OPVN lag chronisch unter dem Marktpreis; (b) die Aufkäufe begannen zu spät, so dass viele Bauern aus Geldmangel nach der Ernte bereits zu Marktpreisen an private Händler verkauft hatten; (c) die Zentren waren häufig zu weit entfernt. Da die OPVN die benötigten Mengen an Getreide über die Aufkäufe bei den Produzenten nicht aufbrachte, kaufte sie die fehlenden Mengen später teuer bei den Händlern, deren Marktmacht sie eigentlich ausgleichen sollte (CIS 1974, S. 226).

Zusammenfassend kann von einer „response failure“ (Devereux 2009, S. 26) seitens des Diori-Regimes ausgegangen werden, da Hilfsmaßnahmen erstens zu spät anliefen, zweitens unterdimensioniert waren und drittens der Verkauf von

subventioniertem Getreide als Instrumentarium inadäquat war, da die Ersparnisse der lokalen Bevölkerung nach vielen schlechten Jahren aufgezehrt waren. Das schlechte Management im Umgang mit der Krise führte u.a. im April 1974 zum Sturz der Regierung Diori durch das nigrische Militär.

#### 2.4 Verstärkender Faktor: Das Steuersystem des Diori Regime

Für die Zarma-Bauern stellten die Erdnussproduktion, die saisonale Migration und die Tierhaltung die wesentlichen Geldquellen zur Begleichung der Steuerlast dar. Bereits während der Kolonialzeit galt die Steuerlast im Niger im Vergleich zur restlichen *Afrique-Occidentale française* (AOF) als unverhältnismäßig hoch (Fuglestad 1973, S. 322 FN 45). Dies hinderte die Administration Diori jedoch nicht, die Steuern im Zeitraum von 1960 bis 1967 noch zu verdoppeln (Spittler 1977, S. 233). 1968 mussten in Dosso pro Person (ab 6 Jahre) 825 Francs CFA, 1972 sogar 1.200 FCFA allein für die Kopfsteuer aufgebracht werden (Painter 1985, S. 352). Für eine 7-köpfige Familie konnte dies eine Summe von 3.300 bis 6.000 Francs CFA ausmachen.<sup>20</sup> Zusätzlich mussten Viehsteuern bezahlt werden. Interviews zufolge reichten die Einnahmen aus dem Verkauf eines Rindes allein nicht um die Steuerschuld einer Familie zu begleichen, es musste durch andere Quellen wie der Arbeitsmigration ergänzt werden. Andere Befragte schilderten, dass sie die Flucht ‚in den Busch‘ ergriffen, sobald sich die Steuereintreiber näherten.

Trotz der oben geschilderten sich zuspitzenden Misere gab es seitens der Administration des Diori-Regimes kein Einlenken in ihrer Steuerpolitik, stattdessen setzte die lokale Administration zunehmend Zwangsmittel ein, um die Steuerschuld einzutreiben.

„Le 15 Juin 1970, accompagné du chef de province<sup>21</sup> et de cinq garde républicains, j'ai été surprendre à 5 heures le matin, le village de Karsani-Koara situé à 95 km au Nord-Est de Dosso et qui (a) resté redevable de la totalité des impôts 1969. [...] A Karsani-Koara donc, j'ai immobilisé tous les habitants en cerclant le village. Les moins courageux ont été découverts, blottis sous des lits. Les ayant tous rassemblés à l'ombre d'un tamarinier, j'ai procédé à la vérification des paiements individuels de leurs impôts par un appel nominal à l'aide du registre de recensement.“ (Bulletin mensuel de renseignement de l'Arrondissement de Dosso (BMAD) 05/06-1970, S. 1f).

Diese und ähnliche Schilderungen belegen, wie die Steuerpolitik dazu beitrug die noch vorhandenen Ersparnisse der Bevölkerung weiter zu schmälern. Diese fehlten ihnen für notwendige Zukäufe von Nahrungsmitteln. Viele Bauern sahen sich

<sup>20</sup> Den Berechnungen liegen die Steuersätze für beide Jahre zugrunde, mit jeweils 4 bzw. 5 steuerpflichtigen Familienmitgliedern.

<sup>21</sup> Gemeint ist hier der *Zarmakoy*, der oberste Chef der Zarma in der Region Dosso (*Zarmatarey*).

aus Mangel an zu veräußernden Gütern während der Regenzeit gezwungen als Tagelöhner zu arbeiten, um die Steuerschuld aufzubringen und vernachlässigten ihre eigenen Felder, was sich wiederum in schlechten Erträgen niederschlug. Im schlimmsten Fall förderte die Steuerpolitik die Verschuldung der armen Familien. Diese waren bereits anderen Praktiken der Übervorteilung ausgesetzt, die im nächsten Abschnitt behandelt werden sollen.

## 2.5 Verstärkender Faktor: Ausbeutungsmechanismen

Die prekäre Situation wurde weiterhin verschärft durch ausbeuterische Praktiken reicher Bauern und Händler bei der Vergabe von Geld- und Naturalkrediten (CIS 1974, S. 225). Für das Untersuchungsgebiet sind Zinssätze von der 4 bis 5-fachen Menge auf einen Hirsebündel dokumentiert:

„En effet il me revient que certains paysans se sont engagés à accepter une botte de mil pour 4 ou 5 à la récolte. Si cette pratique est appliquée, nous serions une fois encore plongés dans l'inquiétante situation de manquer de nourriture. Après examen approfondi de cette douloureuse affaire, chaque conseiller a été chargé de faire la large diffusion pour que le remboursement ne dépasse pas 2 bottes au maximum.“ (BMAD 08/09 1969, S. 2).

Obgleich die lokale Administration Wucherzinsen einzudämmen versuchte, gelang es ihnen nicht die Zinsen auf das gesteckte Ziel von 2 zu 1 Bündel Hirse zu beschränken. In Folge mehrerer schlechter Jahre und Dürren hatte diese Zinslast für die betroffenen armen Bauern verheerende Konsequenzen, da sie einer chronischen Verschuldung Vorschub leistete. Neben Wucherzinsen mutmaßten die Administratoren auch andere Formen der Spekulation, wie das Horten von Getreide, um die Preise hochzutreiben<sup>22</sup>: Die geschilderten Praktiken ermöglichten es einigen aus den Krisenjahren als Krisenprofiteure hervorzugehen. In Interviews wurde deutlich, dass nicht wenige Bauern in Folge der Hungersnöte im Getreidehandel reich geworden waren und sich die innerdörfliche soziale Kluft vergrößert hatte.

Trotz der relativen Diversifikation ihrer Livelihoodssysteme gelang es den Zarma nur bedingt die Krise 1968-1974 zu meistern. Verantwortlich hierfür waren die Dürren und die damit verbundene gesunkene Eigenversorgung, im Verbund mit einem Set anthropogener Faktoren wie politischer Krisen bzw. Kriegen in den Nachbarländern sowie Markteinbrüchen für Produkte und Arbeitskraft, die sich in Einkommenseinbußen und verschlechternden Tauschrelationen niederschlugen. Aber auch strukturell systeminhärente Faktoren, wie das Steuersystem und innergesellschaftliche Ausbeutungsmechanismen, beschleunigten die Krise. Letztere

---

<sup>22</sup> "OPVN: L'action de cet organisme étatique est en ce moment bénéfique pour nos populations car la vente de certains produits vivriers a été accueillie avec soulagement quand on sait que les commerçants de la place spéculent d'une façon éhontée." (BMAD 01/02 1973 S. 4).

beförderten die innergesellschaftliche soziale Differenzierung, indem sie die Verarmung der einen beschleunigte und die anderen zu Krisenprofiteuren machten. Wie die Hungersnot 1984/85 gemeistert wurde, soll im nächsten Kapitel behandelt werden.

### 3 Die Hungersnot von 1984/85

180 Dörfer von insgesamt 404, d.h. 63.486 Personen wurden im Rahmen der Hungersnot 1984/85 seitens der lokalen Administration als defizitär klassifiziert. Weitere 36 Dörfer wurden darüber hinaus als hilfsbedürftig eingeschätzt. Zur sesshaften Bevölkerung stießen ab September 1984 noch mobile Viehhalter (ca. 1.600 Personen) aus dem Norden, die in der Region Dosso mit ihren Tieren Zuflucht vor den Folgen der Dürre suchten (BMAD 08/09 1984, S. 3f.).

Ähnlich wie ein Jahrzehnt zuvor (vgl. Spittler in diesem Band) waren auch diesmal neben klimatischen auch ökonomische und politische Faktoren ausschlaggebend für „supply“ und „entitlement failures“. Die Steuerpolitik hatte eine viel geringere Bedeutung, einerseits aufgrund von Steuererleichterungen<sup>23</sup>, andererseits weil das Eintreiben der Steuern weit weniger massiv erfolgte. Unklar bleibt die Rolle übervorteilender Kreditvergabepraktiken, über die für 1984/85 nichts dokumentiert ist. Kountché hatte bereits 1974 nach seiner Machtübernahme und noch inmitten der andauernden Hungersnot einen Pakt mit den Händlern geschlossen, der ihnen gegen die Anerkennung einer staatlichen Preisfixierungspolitik auf den Getreidemärkten umfangreiche Steuerbefreiungen beim Export- Importhandel zugestand (CIS 1974, S. 212-223). Inwiefern dies die Händler davon abhielt ihre Kreditvergabepolitik aufzugeben, ist jedoch zweifelhaft. Das staatliche Krisenmanagement bot diesmal aber Alternativen, wie noch zu sehen sein wird.

#### 3.1 Dürre und Produktionsausfälle

Gemessen an den Regenfallanomalien fiel das Jahr 1984 in die Kategorie „schwere Dürre“. In einigen Landesteilen des Niger war bereits die Regensaison 1983 schlecht ausgefallen. Dies scheint für die Region Dosso nicht der Fall gewesen zu sein, wengleich die Regenzeit hier mit insgesamt 79 Tagen auch extrem kurz ausfiel und auch die Anzahl der Regentage mit 29 weit unter dem Mittel lag. Auffällig war auch der sehr späte Beginn der Regenzeit. Die relativ konstanten Preise für Hirse im Jahr 1983 deuten nicht auf größere Produktionsausfälle. Für die Untersuchungsregion wurde im Jahr 1984 ein Gesamtdefizit von 4.000 Tonnen Getreide

---

<sup>23</sup> 1975 wurden die Steuern zunächst um 1/3 herabgesetzt, 1977 noch einmal um die Hälfte gesenkt. 1984 lag der Steuersatz bei 750 Francs CFA, ca. die Hälfte des Satzes von 1974 (Painter, 1985, S. 352).

festgestellt. Wahrscheinlich ist aber ein weit höheres Defizit.<sup>24</sup> Im Folgejahr 1985 wurde zwar nominell ein Überschuss produziert, allerdings wurden immer noch 26 Dörfer (13.500 Personen) als defizitär klassifiziert (BMAD 10/11 1985; 05/06 1986).

Der Zustand der Weiden stellte sich 1984/85 besonders prekär dar. Dies hatte nicht nur Konsequenzen für die ansässige Bevölkerung, sondern auch für die mobilen Tierhalter, die in der Region nach Ende der Regenzeit Zuflucht suchten. Schon im folgenden Januar wurden die Weiden und Tränkemöglichkeiten rar, was zu massiven Verlusten beim Vieh führte:

„Le pâturage se fait de plus en plus rare sous l'effet conjugué des animaux, du vent et également des hommes qui en commercialisent dans toutes directions” (BMAD 12-84/01-1985).“ [...] des populations déplacées du Nord (ont) été profondément marqué par la période de soudure. Il est difficile d'estimer le taux de perte mais on peut dire il avoisine les 60% si l'on considère à la fois la mortalité et les opérations de déstockage“ (BMAD 05/06-1985).

### 3.2 Einbrüche in Einkommen und Tauschwert

Nach totalem Einbruch der nigrischen Erdnussproduktion Ende der 1970er Jahre verblieb die Augenbohne als einzige Einkommensquelle im Regenfeldbau. Wer 1984 Augenbohnen zu verkaufen hatte, dem boten sich relativ gute Preise. Mit einem Durchschnittsertrag von 111 kg pro ha konnte in der Trockenzeit eine Menge von 150 kg Hirse erworben werden.<sup>25</sup> Die Agrarstatistik weist für 1984 keine auffallenden Produktionseinbrüche für die Augenbohne auf.

Aus Sicht vieler Bauern war die saisonale Migration seit Mitte der 1970er Jahre die wichtigste Einnahmequelle geworden, mit denen sie ihr Auskommen bestritten. Noch vor der Hungersnot von 1984 kam es 1983 aber erneut zu Massenausweisungen von Migranten – diesmal in Nigeria. Allein im Untersuchungsgebiet wurden 6.346 zwangsweise rückgeführte Migranten registriert.<sup>26</sup> Auch noch im Jahr 1984 wurde von erheblichen Schwierigkeiten nigrischer Migranten in Nigeria berichtet, die bei Überlandfahrten unter diversen Schikanen litten (BMAD Dosso 02/03-1984, AD 1W9.15). Es ist davon auszugehen, dass es in Folge dieser Ausweisungen zu Einkommenseinbußen kam.

Die hohe Mortalität des Viehs in der Region führte zu einem rasanten Preisverfall. Der Tauschwert von Lebendrindern im Verhältnis zur Hirse schwand dra-

<sup>24</sup> Berechnet man nur die Hälfte der benötigten Jahresmenge für die als defizitär ausgewiesene Bevölkerung würde dies bereits 7.333 Tonnen entsprechen.

<sup>25</sup> Eigene Berechnungen mit Daten aus BMAD von 05/83 bis 08/86.

<sup>26</sup> Récapitulation de la liste des expulsés vom 16. Mai 1983.

matisch. Zwischen März und Juli 1985 sank der Gegenwert von einem Rind auf gerade einmal drei Hirsensäcke ( $\hat{a}$  100 kg) und fiel damit auf ein Drittel seines Tauschwertes vor der Dürre.<sup>27</sup>

Nach Angaben der Bauern verdingten sich im Dürrejahr sehr viele Bauern als Tagelöhner auf den Feldern bessergestellter Bauern. Der Tageslohn lag 1982 bei 500-750 FCFA für das Jäten (Painter 1985, S. 94), ein arbeitsaufwendiger Arbeitsschritt zu dem bis heute viele Bauern Tagelöhner einstellen.<sup>28</sup> Setzt man diesen Tageslohn für das Krisenjahr an, lag der Kornlohn bei 2,5-3,8 kg pro Tag, berechnet nach Preisen für Hirse im Juli 1985. 1965 lag der Kornlohn bei 8 kg/Tag und 1976 bei noch 6,25 kg/Tag.

Die Livelihoodsysteme waren im Vergleich zu der Krise von 1968-74 schlechter aufgestellt. Wieder war es ein Mix aus klimatischen, politischen und ökonomischen Einflussfaktoren, die den Livelihoodsystemen zusetzten und ihre Kapazität schwächten, Produktionsausfälle durch andere Einkommensquellen oder Ersparnisse (Geld, Tiere) auszugleichen. Trotzdem gelang es ihnen diese Krise besser zu bewältigen, als in den 1970ern, obwohl in der Bewertung der Menschen die Schwere der Hungersnot 1984/85 vergleichbar mit der in den 1970ern war. Entscheidend hierbei war aus Sicht der Bauern die Unterstützungsleistung seitens des Staates, auf die im nächsten Abschnitt eingegangen wird.

### 3.3 Umgang der Kountché-Administration mit der Hungerkrise

Die Berichterstattung jener Zeit belegt, dass die Administration die Dörfer nach Schwere der Betroffenheit klassifiziert hatte. So bekamen Dörfer mit 70-100% Verlust eher Hilfe, als andere. Bereits im Februar und März lief eine Operation zur Saatgutbereitstellung besonders betroffener Dörfer an. Offiziell wurden im Rahmen der Dürrehilfen im Untersuchungsgebiet 1.377 Tonnen Getreide verteilt.

Saisonale Preissteigerungen für Hirse in ländlichen Regionen des Sahels variierten vom Zeitpunkt der Ernte (Oktober/November) bis zur sogenannten „soudure“ (Juli/August) in einem normalen Jahr um 50-60% (Brandt 1984, S. 29). In einem Überschussjahr variieren die Preise nur um 25% und in einem Defizitjahr um die 75% (Gall et al.<sup>29</sup> zitiert durch Brandt 1984, S. 30). Vergleicht man diese Werte mit den Preissteigerungen in der Untersuchungsregion liegen diese bei 65%, was recht wenig erscheint für ein Defizitjahr. Dies lässt vermuten, dass der Verkauf

---

<sup>27</sup> Eigene Berechnungen mit Daten aus BMAD von 05/83 bis 08/86.

<sup>28</sup> Für 1983 wird in den Monatsberichten von einem Tagelohn von 900-1000 Francs berichtet. Dies scheint hoch, in Anbetracht eines hohen Arbeitskräfteangebots. Es wird daher angenommen, dass dieser hohe Satz nur rund um die Stadt Dosso galt (BMAD 06-07 1983, S. 1).

<sup>29</sup> Gall wertete Preisfluktuationen von Getreide für die Jahre 1968-1978 am Beispiel Burkina Faso aus.

subventionierten Getreides und Gratisverteilungen zur Marktberuhigung beigetragen haben.

Die Hilfestellung zur Linderung der Not der Tierhalter und ihrer Herden umfasste eine Palette von Maßnahmen: die Bereitstellung von Zusatzfutter, staatlich gelenkte Aufkäufe zur Abstockung<sup>30</sup> der Herden, Aufkäufe zur Verarbeitung von Trockenfleisch und Verteilung von Getreide und Milchpulver sowie das Verbot – nach der Dürre – reproduktive Rinder zu schlachten. Erstaunlich scheint das schnelle Anlaufen der Maßnahmen zur Reduzierung der Bestandszahlen. In Anbetracht des Missverhältnisses zuströmender Viehherden und mangelnder Verfügbarkeit von Weiden, erscheinen die Maßnahmen aber eher unterdimensioniert gewesen zu sein.

Wenngleich die Berichterstattung der lokalen Administration wohl geneigt war vor allem Erfolgsmeldungen zu dokumentieren, muss dennoch anerkannt werden, dass die Administration die drohende Hungerkrise für Mensch und Tier bereits früh erkannte. Die getroffenen Maßnahmen lassen generell auf einen systematischen und professionellen Umgang mit der Hungersnot schließen. Wenngleich ein massives Viehsterben nicht verhindert werden konnte, halfen zügig bereitgestellte Nahrungsmittelhilfen beträchtlich das Leid der Betroffenen zu lindern, dies unterstreichen auch Interviewaussagen: „Lors de la sécheresse de 1984/85 il y avait l'assistance de l'Etat, contrairement à 1973“ (Männer, 25.02.2011). Das geleistete Krisenmanagement der Kountché-Administration während der Hungersnot von 1984 kann daher nur bedingt als „response failure“ bewertet werden.

## 4 Bewältigung der Hungersnöte und Anpassung der Livelihoodsysteme

Bisher standen die Ursachen und Einflussfaktoren der Hungerkrisen von 1968-74 und 1984/85 im Mittelpunkt der Betrachtung. Im Folgenden sollen die zugehörigen Bewältigungsstrategien der Akteure ergänzt und anschließend die Anpassungsstrategien der Livelihoodsysteme erörtert werden.

### 4.1 Bewältigungsstrategien

In ihren diversifizierten Livelihoodsystemen griffen die Zarma im Verlauf der Hungerkrisen bei Ausfall eines ökonomischen Pfeilers zunächst auf die anderen zurück: Flächen für den Erdnussanbau wurden ausgeweitet, Vieh wurde veräußert

---

<sup>30</sup> Die Abstockung ist eine wichtige Maßnahme beim Herdenmanagement mobiler Tierhalter. Sie bezeichnet den Verkauf jener Tiere der Herde, die für die Reproduktion der Herde nicht von Bedeutung sind.

und Migranten wurden angewiesen Geld zu überweisen. Scheiterten diese Strategien zur Mobilisierung von Geldeinkommen, arbeiteten im Dorf zurückgebliebene junge Männer oder auch der Haushaltsvorstand selbst als Tagelöhner auf den Feldern anderer Bauern.

Generell verblieb das Repertoire an Strategien Geld zu mobilisieren im Rahmen der bekannten ökonomischen Erwerbszweige. Gelang es den Zarma nicht Ausfälle des einen ökonomischen Pfeilers mit den Einkommen eines anderen auszugleichen<sup>31</sup>, wie dies in Folge multipler externer Faktoren, wie oben beschrieben, der Fall war, blieb den Akteuren nur Mangel- und Verlustmanagement („loss management“, Swinton 1988; Krämer in diesem Band).<sup>32</sup>

Auf welche Strategie in Hungersnöten oder sonstigen Krisen und Schocks zurückgegriffen wird ist zum einen kulturell geprägt.<sup>33</sup> So ist der Verkauf von Land nur in größter Not zu rechtfertigen, für die meisten Zarma bleibt diese Bewältigungsstrategie inakzeptabel. Zum anderen hängt es von der Widerstandsfähigkeit bzw. Resilienz eines Livelihoodsystems ab, die in Phasen zwischen Krisen aufgebaut wird. In Livelihoodsystemen des Sahel findet der Aufbau von Widerstandsfähigkeit naturgemäß in normalen bzw. guten landwirtschaftlichen Jahren statt. Der Aufbau von Widerstandsfähigkeit ist in diesem Sinne ein Nebenprodukt des Bestrebens nach Auskommen und besserem Lebensstandard, indem in (produktives) Vermögen investiert, Ersparnisse bzw. Rücklagen gebildet werden, welche wiederum in Krisenzeiten die Basis der Widerstandsfähigkeit ausmachen.

---

<sup>31</sup> Im Sinne von Burton et al. Könnte dies als ‚absorptive capacity‘ des Systems bezeichnet werden (ders 1993, S. 54).

<sup>32</sup> Swinton unterscheidet vorsorgende Strategien der Risikominimierung im Regenfeldbau von Überlebensaktiken bei Dürren, zu letzteren zählt er auch das Repertoire der Handlungsoptionen des Verlustmanagements (Swinton 1988, S. 123f).

<sup>33</sup> Auch die Haltung Hunger ohne Klagen zu ertragen, wird schon von Kindheit an trainiert.

**Tabelle 1: Strategien zur Bewältigung von Krisen**

Management des Mangels	Verlustmanagement (Swinton 1988)	Radikaler Wandel (Burton 1993)	Management der Erholung
<ul style="list-style-type: none"> <li>- Kauf von kleinen Mengen Getreide</li> <li>- Reduzierung der Anzahl von Mahlzeiten (z.B. 1 mal in 2 Tagen oder weniger)</li> <li>- Tagelohnarbeit auf Feldern Dritter (Geld und Essen)</li> <li>- Leihen von Getreide bei Nachbarn</li> <li>- Kreditaufnahme zu unterschiedlichen Konditionen (Natural- und Geldkredite) je nach sozialem Band</li> <li>- Rückgriff auf sog. Hungerpflanzen (Anza)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Verkauf ab Feld vor Ernte</li> <li>- Verkauf von Tieren zum Kauf von Getreide</li> <li>- Stressverkäufe von Vieh (z.B. bevor diese aus Mangel an Futter verenden)</li> <li>- Verkauf von Haushaltsgütern</li> <li>- Verkauf von Schmuck</li> <li>- Verkauf von Produktionsmitteln (Esel, Ochsen, Karren)</li> <li>- Pfandleihe von Land gegen Natural- bzw. Geldkrediten</li> <li>- Verkauf von Land</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Zuflucht der Familie (oder von Teilen) bei Großfamilie</li> <li>- Abwanderung (zum Beispiel in den Norden Nigerias)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Wiederaufbau ausreichender Saatgutvorräte durch Leihen</li> <li>- Arbeit als Tagelöhner oder Gelderwerb durch andere Tätigkeiten (Handwerk) zum schrittweisen Abbau von Verschuldung durch Kredite, Pfandleihe</li> <li>- Verkauf von Teilen der Ernte zur Rückzahlung von Krediten</li> </ul> <p>⇒ Prozess vollzieht sich schrittweise</p> <p>⇒ Mitunter wird das vorherige Niveau (Lebensstandard, Leistungsniveau) nie wieder erreicht.</p>

Quelle: Eigener Entwurf (vgl. Burton, 1993, Swinton 1988, Zamani 2006).

Während das Mangelmanagement die Produktivkräfte der Livelihoodsysteme schwächt und ihr Krankheitsrisiko erhöht, setzt das Verlustmanagement einen Verarmungsprozess in Gang bei dem betriebliches Kapital schwindet und einer Verschuldung Vorschub leistet. Wie in der Definition von Hungersnot (s.o.) ausgedrückt, kommt es zu einem Prozess, der sich vom individuellen Leiden über die

(temporäre) Auflösung von Haushalten („radikaler Wandel“) bis zum sozialen Zusammenbruch erstreckt.

Im Falle der oben behandelten Hungerkrisen wurden sowohl Abwanderungen als auch Landverkäufe beschrieben (Oumarou 1975, S. 18f; eigene Daten). Sie können neben Todesfällen als finale Folge von Hungersnöten, als Indikatoren für einen Verfall der sozialen Gemeinschaft und als Indiz für die Zuspitzung der Krise betrachtet werden.

Auch innerdörfliche Sicherheits- und Solidaritätsnetzwerke nahmen nach Ansicht interviewter Frauen seit 1968-74 ab. Diese Veränderung nahm zwar ihren Anfang in der Krise, die Frauen setzen sie aber in den direkten Zusammenhang zum chronisch herabgesetzten Selbstversorgungsgrad.

„Dans les années 1960 au temps de nos mamans, dès qu'on sentait un problème dans un autre foyer on préparait pour les autres, quelque chose, qui ne se fait plus. Dès que nous avons constitué nos propres foyers, il y a environ 37 ans, notre production ne suffisait plus. Les deux époques ne sont pas pareilles. Aujourd'hui, si nous avons du manioc, nous ne le partageons avec personne.“ (Interview Frauen, 23.2.2011).

Die Auswirkungen chronischer Veränderungen und sich wandelnder Rahmenbedingungen auf die Livelihoodssysteme sollen im Folgenden erörtert werden. Auch soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern Resilienzbildung in der Phase zwischen den Hungersnöten hat stattfinden können.

## 4.2 Anpassungsleistungen

Die Machtübernahme des Regimes Kountché ab 1974 ging mit spürbaren Erleichterungen für die ländliche Bevölkerung einher: Neben substanziellen Steuererleichterungen für die ländliche Bevölkerung wurde die nationale Selbstversorgung zum Leitbild der Politik des neuen Regimes. Bis 1985 drückte sich dies u.a. in verbesserten staatlichen Agrardienstleistungen aus, wie Agrarberatung, die Bereitstellung von Saatgut, subventioniertem Mineraldünger und Pflanzenschutzmitteln.

Bei politisch günstigeren Bedingungen sahen sich die Bauern nach 1974 jedoch weiterhin mit einem andauernd trockenem Klima konfrontiert. Zum besseren Risikomanagement passten die Bauern ihr Produktionssystem im Regenfeldbau an diese neuen Bedingungen an: der Anbau wurde von schweren Böden auf leichte Böden verlagert, die spätreife Hirsesorte *Sommo* zugunsten der frühreifen Hirsesorte *Hainikirey* reduziert, die Erdnuss vollständig aufgegeben oder nur noch für den Eigenkonsum angebaut. Auch Fonio und Maniok wurden aus der Kultur genommen, ersteres aus arbeitsökonomischen Gesichtspunkten, da männliche Arbeitskräfte aufgrund der gestiegenen saisonalen Migration (s.u.) für die arbeitsintensive Ernte fehlten.

Das trockenere Klima führte weiterhin zu Ertragseinbußen, welche die Bauern auszugleichen versuchten, indem sie immer größere Flächen bestellten. Steigende Bevölkerungszahlen (3,5 % pro Jahr) führten zu einer weiteren Umwandlung von natürlicher Vegetation und einer Verkürzung der Brachedauer (Ministère de l'Economie rural et du Climat, 1975, S. 5-18; Service Départemental du Plan 1984, S. 42). Die natürliche Bodenfruchtbarkeit sank in Folge von Abholzung im Verbund mit unzureichender Rückführung von Nährstoffen und setzte einen Prozess der Degradation in Gang, der die Erträge weiter sinken ließ. Die vom Staat bereitgestellten Mengen an Mineraldünger blieben nur einer Minderheit der Bauern zugänglich und erwiesen sich zudem bei den geringen Niederschlägen auch als unangepasst.<sup>34</sup> Der Mischanbau von Hirse und Augenbohnen erwies sich hier als wichtige Strategie zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit. Außerdem ermöglichte eine kontinuierliche Nachfrage nach Augenbohnen monetäres Einkommen, wengleich diese aufgrund geringer Erträge (ca. 111 kg/ha) bescheiden blieben.

Aufgrund unsicherer Erträge setzten die Zarma-Bauern trotz des staatlichen Engagements in der Landwirtschaft auf die saisonale Migration, die in ihrem Ausmaß stetig wuchs. Allein die Zahl nigrischer Migranten in der Elfenbeinküste wuchs zwischen 1975 und 1988 um jährlich 4% (Konseiga 2005, S. 73). Die Einnahmen aus der saisonalen Migration dienten nach Aussagen der interviewten Bauern vor allem dem Ausgleich des Selbstversorgungsdefizits. Painter (1985, S. 409) kommt zu derselben Einschätzung. Bei 50% seiner untersuchten Haushalte war die Versorgung mit Getreide über die eigene Produktion nur bis zu 75% gedeckt (Ebda, S. 397). Es ist daher anzunehmen, dass es vielen Akteuren nach einer Erholungsphase, bei dauerhaft eingeschränkter und prekärer Eigenversorgung und mit einer reduzierten Zahl ökonomischer Pfeiler kaum gelungen war substanzielle Rücklagen als Vorsorge für weitere Krisen zu bilden.

Die Zarma Bauern suchten in diesen Jahren händeringend nach Einkommensalternativen „vor Ort“ und eine solche bot sich in Form der Rindermast im Zuge des Ölbooms und steigender Kaufkraft<sup>35</sup> im Nachbarland Nigeria. Nach den Dürrejahre erlebte der Handel mit Vieh einen enormen Aufschwung. Nach einem kurzzeitigen Exportstopp für Lebendtiere im Niger, führte ein beschränktes Angebot wegen dezimierter Herden im Verbund mit einer steigenden Nachfrage zu attraktiven Preisen (Cook 1989, S. 39).<sup>36</sup>

Diese Marktchance konnte aber nur eine Minderheit nutzen, vor allem die Krisenprofiteure und diejenigen, die über andere Kapitalquellen verfügten. Für die große Mehrheit der Zarma-Bauern, deren Ersparnisse sich über die vielen Dürre-

<sup>34</sup> Wird Mineraldünger bei zu geringen Regefällen ausgebracht, kann dies die Saat ‚verbrennen‘.

<sup>35</sup> Der Fleischkonsum stieg von 8,7 kg/pro Jahr und Kopf (1971-73) auf 9,6 kg (1977-79). (ILRI o.D.: Tabelle 5).

<sup>36</sup> Gemästete Rinder erzielten auf den Märkten wesentlich höhere Preise als Herdenrinder.

jahre vollständig erschöpft hatten und die kaum ihre Eigenversorgung sichern konnte und daher über wenig oder gar kein Kapital aus der Migration verfügte, bildeten die hohen Viehpreise dagegen eine Zugangsschranke, die es ihnen erschwerte, extensive Tierhaltung oder Rindermast als ökonomischen Pfeiler zu entwickeln. Der erste Ausbreitungsschub der Rindermast in den 1970/80er Jahren blieb daher trotz vorteilhafter Rahmenbedingungen beschränkt (Oumarou 1975, S. 28). Ein weiterer Ausbreitungsschub der Rindermast fand erst in den 1990er Jahren statt.<sup>37</sup>

## 5 Vulnerabilität von Livelihoodsystemen

In einem historischen Rückblick wurden die beiden großen Hungersnöte Nigers der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Beispiel der Zarma in der Region Dosso untersucht. Die Analyse konzentrierte sich dabei auf die Vulnerabilität der Livelihoodsysteme im Zeitraum der Hungersnöte und ihre multifaktoriellen Ursachen. Bewältigungsstrategien und Anpassungsleistungen der Livelihoodsysteme der Akteure wurden für die Phase während der Krisen und zwischen ihnen untersucht. Interessante Einblicke in die Krisenjahre boten im Rahmen der vorliegenden Analyse administrative Quellen, die mittels Triangulation mit anderen Quellen erlauben die Wirkungsgefüge der Hungerkrisen zu erfassen.

In beiden Hungersnöten war es das Zusammenwirken einer Vielzahl von Einflussfaktoren, die den Livelihoodsystemen zusetzten und ihre Vulnerabilität erhöhten. Trotz diversifizierter ökonomischer Erwerbsbasis waren die Livelihoodsysteme nur unzureichend gegen das Ausmaß und die Dauer der Hungerkrise von 1968-74 gewappnet. Als Ursachen sind zu nennen (i) aufeinanderfolgende schlechte und Dürrejahre mit substantiellen Produktionsausfällen („supply failure“), (ii) politische Krisen in Nigeria und in anderen Küstenländern verursachten Markt- und Preiseinbrüche, die sich in Einkommens- und Kaufkraftverlusten („exchange failure“) niederschlugen und (iii) zu spätes und unangemessenes Eingreifen des Staates in der Hungerkrise („response failure“). Der Prozess der Verarmung bzw. Verelendung im Zuge der Krise wurde beschleunigt durch die staatliche Steuerpolitik und innergesellschaftliche Ausbeutungsmechanismen, die die Akteure zu Bewältigungsstrategien zwangen, die ihr Betriebskapital schrumpfen ließ und ihre Resilienz angriff. Derart geschwächt, untergrub dies die Chancen der Mehrheit sich nach der Krise zügig zu erholen.

---

<sup>37</sup> Treiber dieser Entwicklung war vor allem die massiv gesunkene Bodenfruchtbarkeit. Die Rindermast ermöglichte eine Inwertsetzung ackerbaulicher Nebenprodukte (z.B. Augenbohnenstroh) und lieferte den Bauern substanzielle Mengen an Dung für die Felder, womit sie das Problem sinkender Bodenfruchtbarkeit löste. Zudem erwies sich die Rindermast als eine wichtige monetäre Einnahmequelle.

Betrachten wir die Livelihoodsysteme zwischen den Krisen, so wird deutlich, dass die Akteure sich an dauerhaft veränderten Rahmenbedingungen anpassten. Neben der demographischen Entwicklung und Umweltveränderungen machten insbesondere die chronisch gesunkenen Niederschläge weitreichende Anpassungen im Regenfeldbau nötig, die in ihrer Gesamtheit mit einer Extensivierung des Regenfeldbaus einhergingen. In gleichem Maße waren diese Anpassungen aber auch der Arbeitskraftallokation zwischen den ökonomischen Pfeilern geschuldet. Mit dem Verlust der Selbstversorgung wegen dauerhaft gesunkener Erträge und dem Wegfall der Erdnuss als Erwerbsquellen setzte die Mehrheit der Akteure in den 1970/80er Jahren auf die Migration. Auch die Migration wurde durch die Sogwirkung boomender Ökonomien in den Küstenländern befördert. Hier lagen die Zugangsschranken im Vergleich zur Rindermast jedoch niedriger. Die saisonale Migration, die stark ausgeweitet wurde, übernahm eine zentrale Rolle bei der Sicherung der Versorgung. Eine reduzierte Verfügbarkeit männlicher Arbeitskraft für den Regenfeldbau machte daher umfangreiche Anpassungen im Land- und Anbaumanagement nötig, was u.a. zu einer Reduzierung der Anbaupalette im Regenfeldbau führte. Aus der Dynamik veränderter externer Rahmenbedingungen und interner Reorganisation der Livelihoodsysteme wurde die Vulnerabilität der Livelihoodsysteme damit dauerhaft erhöht. Eine Entwicklung, die sich auch in der Hungerkrise von 1984/85 verdeutlicht.

Das Livelihoodsystem zum Zeitpunkt der Hungersnot von 1984/85 bestand für die Mehrheit der Bevölkerung nur noch aus zwei ökonomischen Pfeilern, einem defizitären Regenfeldbau und der Migration. Die veränderten Rahmenbedingungen seit Mitte der 1970er Jahre hatten für die Mehrheit nur für das Wirtschaften am Existenzminimum und kaum für die Bildung von Rücklagen gereicht. Entsprechend hoch war die Vulnerabilität dieser Livelihoodsysteme, was erklärt, warum es nach einem Produktionseinbruch in nur einer Saison bereits zur Hungerkrise kam. Auch diesmal war es eine Kombination von „supply failure“ und „exchange failure“, die ursächlich für die Hungersnot waren. Sowohl die administrative Berichterstattung als auch die Einschätzung von Zeitzeugen lässt jedoch darauf schließen, dass ein frühes und adäquateres Eingreifen des Staates dazu beitrug, dass das Ausmaß der Not für die Menschen – wenngleich nicht für das Vieh – in Grenzen blieb.

Kommen wir auf unsere eingangs gestellte Frage nach der Rolle der Hungersnöte in Hinblick auf Anpassungsleistungen zurück, so lässt sich feststellen, dass Hungersnöte sich nicht nur als Katalysatoren für eine zunehmende soziale Differenzierung in der Krise erwiesen, sie akzentuierten diese auch über die Krisenjahre hinaus, zum Beispiel indem sich die Rindermast im Zuge neuer Marktchancen als lukrative Erwerbsquelle nur einer Minderheit erschloss. Für die Mehrheit der Akteure machten jedoch dauerhaft veränderte externe Rahmenbedingungen Anpassungen ihrer Livelihoodsysteme erforderlich. So zogen die Reorganisation und die

daraus erwachsene innere Dynamik der Livelihoodsysteme umfangreiche Anpassungen im Regenfeldbau nach sich.

Um die multiplen externen Einflussfaktoren zu identifizieren und in ihren Wirkungen auf die Livelihoodsysteme – vor, während und jenseits akuter Hungersnöte – einzuschätzen, erwies sich das Vulnerabilitätskonzept als geeignet. Klimabedingte Krisen werden im Rahmen des Klimawandels zukünftig zunehmen. Einblicke in vergangene Krisen, wie dies die Forschung zu Hungersnöten ermöglicht, können hierzu wichtige Erkenntnisse zur Wechselwirkung von Klima- mit anderen Einflussfaktoren liefern. Hierzu leistet der Vulnerabilitätsansatz einen wichtigen Beitrag.

## Literatur

- Adger, W. Neil (2006): Vulnerability. In: *Global Environmental Change* 16, S. 268-281.
- Agnew, Clive T. u. Chappell, Adrian (1999): Drought in the Sahel, In: *GeoJournal* 48, S. 299-311.
- Brandt, Hartmut (1984): Food Security Programmes in the Sudano-Sahel. Occasional Papers of the German Development Institutes N° 78, Berlin.
- Briguglio Lino et al. (2008): Economic Vulnerability and Resilience. Concepts and Measurements. Research Paper No. 2008/55, World Institute for Development Economics Research, UN University. Helsinki.
- Bulletin mensuel de l'Arrondissement de Dosso (BMAD) der Jahre :  
1968 Archives de Dosso (AD) 1W9.2 ; 1969 AD 1W9.3 ; 1970 AD 1W9.4 ;  
1972 AD 1W9.5; 1973 AD 1W9.6; 1974 AD 1W9.7; 1983 AD 1W9.14; 1984  
AD 1.W9.15; 1985 AD 1W9.16; 1986 AD 1W9.17.
- Burton, Ian et al. (1993): *The Environment as Hazard*. New York.
- Comité Information Sahel (CIS) (1974): *Qui se nourri de la famine en Afrique? Le dossier de la faim au Sahel*. Paris.
- Cook, Andy (1989): *Nigerian Markets for Livestock and Meat: Prospects for Niger*, USAID, Niamey.
- Diarra, Fatoumata Agnes (1974): Les relations entre les hommes et les femmes et les migrations des Zarma, In : Samir Amin (Hg.) *Modern Migrations in Western Africa*. Oxford University Press. Oxford, S. 226-238.
- Diori, Hamani (1968): Niger: la baisse des cours d'arachide et la guerre du Biafra mettent en difficulté l'économie. In: *Marchés tropicaux et méditerranéen* 1193, S. 2287-2288.
- Devereux, Stephen (1999): Why does famine persist in Africa? In: *Food Security* 1.1, S. 25-35.
- Eléments monographiques et cartographiques de la subdivision centrale de Dosso (o.D): Dosso (Niger) (Archives de Dosso 3W1.4).
- Folke, Carl et al. (2002): Resilience and Sustainable Development: Building Adaptive Capacity in a World of Transformations. In: *Ambio – A Journal of the Human Environment* 32, S. 437 – 440.

- Howe, Paul / Devereux, Stephen (2007): Famine scales: towards an instrumental definition of 'famine'. In: Devereux, Stephen (Hg.): The new famines. Why famines persist in an era of globalization. Oxon / New York.
- Food and Agricultural Organisation (FAO) (1970): Etude en vue de la mise en valeur du Dallol Maouri. Niger – Elevage, Rome.
- Franke, Richard W. / Chasin, Barbara H. (1980): Seeds of famine. Montclair / New York.
- Fuglestad, Finn (1973): Djibo Bakary, the French, and the Referendum of 1958 in Niger. In: The Journal of African History 14.2, S. 313-330.
- Guenguant, Jean-Pierre / Banoin, Maxime (2003): Dynamique des populations, disponibilités en terres et adaptation des régimes fonciers: Le cas du Niger. FAO, CICRED. Rom / Paris.
- Glantz, Michael H. (1976): The politics of natural disasters. New York.
- International Livestock Research Institute (ILRI) (o.D.): Livestock production and trade. <http://www.fao.org/Wairdocs/ILRI/x5535E/x5535e03.htm> zuletzt besucht am 21. Januar 2011.
- Konseiga, Adama (2005): New Patterns of Migrations in West Africa. In: Stichproben-Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien, 8, 5.
- Mazzucato, Valentina / Ly, Samba (1994): An economic Analysis of Research and technology Transfer of Millet, Sorghum and Cowpea in Niger, Michigan State University (MSU) International Development working Papers 40, Michigan. [www.aec.msu.edu/fs2/papers/idwp40.pdf](http://www.aec.msu.edu/fs2/papers/idwp40.pdf) zuletzt besucht am 20. Januar 2012.
- Medico (2011): Aufgesperrtes Maul der Null. Ostafrika: Hunger ist eine Verweigerung der Menschenrechte; Rundschreiben 03/11 <http://www.medico.de/material/rundschreiben/2011/03/aufgesperrtes-maul-der-null/> zuletzt besucht am 05.05.2012.
- Ministère de l'Economie rural et du climat (1975): Projet de Développement et d'encadrement de l'élevage bovin dans le Département de Dosso. Ohne Ort.
- Morris, W.H.M. (o.D.): Production, commercialisation et exportation de l'arachide. Senegal, Gambie, Mali, Burkina Faso et Niger. USAID, Giorgia [http://pdf.usaid.gov/pdf\\_docs/PNABM077.pdf](http://pdf.usaid.gov/pdf_docs/PNABM077.pdf) zuletzt besucht am 13. Januar 2012.
- Oumarou, Boubacar (1975): Le régime foncier dans l'Arrondissement de Dosso. ENA. Niamey.

- Painter, Thomas Michael (1985): Peasant Migrations and Rural Transformations in Niger: A Study of Incorporation within a West African Capitalist Economy, C. 1875 to C. 1982. Binghamton.
- Pelling, Mark (2011): Adaptation to Climate Change. From Resilience to Transformation. New York.
- Rapport adressé au Préfet du département de Dosso 10 SPD/CF vom 23.12.1968 (Archives de Dosso 1W9.2).
- Rauch, Theo (2009): Entwicklungspolitik. Braunschweig.
- Récapitulation de la liste des expulsés vom 16. Mai 1983 (Archives de Dosso 1W1.22).
- Recensement administratif : population et villages administratif de l'Arrondissement de Dosso 1962 – 1994 (Archives de Dosso 1W1.1).
- Robin, J. (1947): Description de la province de Dosso. In: Bulletin d'Institut français d'Afrique noire, 9 S. 56-98.
- Service Départemental du Plan (1984), Bilan d'exécution du Plan quinquennal 1979-1983. Dosso.
- Skinner, Elliott P. (1963): Strangers in West African Societies. In: Africa: Journal of the International African Institute 33.4 (Oct.), S. 307-320.
- Spittler, Gerd (1977): Urban exodus. Urban-Urban and Rural-Rural Migration in Gobir. In: Sociologia Ruralis 17, S. 224-235.
- Swinton, Scott M. (1988): Drought Survival Tactics of Subsistence Farmers in Niger. In: Human Ecology 16.2, S. 123-144.
- Torry, William I. (1984): Social Science Research on Famine: A critical Evaluation. In: Human Ecology 12.3, S. 227-252.
- Zamani, Gh. H. et al. (2006): Coping with Drought: Towards a Multilevel Understanding. In: Human Ecology 34, S. 607-692.

# Hungerkrisen und Naturkatastrophen in Nicaragua, 1972–2000<sup>1</sup>

*Christiane Berth*

„Damned country! Driven into the ground again! How many times must we retrace our steps? How many times will we have to rebuild? [...] Must we live with this geography as an eternal punishment? This new disaster, devastating but above all entirely unjust for a country nearly destroyed by war gives one a sense that the endless efforts to put Nicaragua back on its feet are futile and hopeless. Against the backdrop of the aggression, the hurricane seems to be less a cruel fluke of nature than a joke, a conspiracy on the part of who knows which gods against our mortal and absurd efforts. The myth of Sisyphus is incarnate in Nicaragua. This peculiar combination of geography, history, space and time makes up the stone out of which we seem to have been hewn.“ (Montenegro 1989).

Die Reaktion der nicaraguanischen Journalistin Sofia Montenegro auf den Hurrikan Joan im Jahr 1988 zeigt, wie stark die Geschichte Nicaraguas durch Naturkatastrophen beeinflusst wurde. Für die Autorin stellt die Geographie des Landes eine Bestrafung und Verschwörung anonymer Gottheiten dar, die Nicaragua erneut in seiner Entwicklung zurückgeworfen habe. Nicaragua verkörpert für sie den Mythos des Sisyphos, der Figur aus der griechischen Mythologie, die damit gestraft worden war, immer wieder einen Felsblock einen Berg hinauf befördern zu müssen. So ging es auch Nicaragua, dem kleinen zentralamerikanischen Land, das im 20. Jahrhundert von zahlreichen Naturkatastrophen erschüttert wurde. 1926 zer-

---

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist Teil des Projekts Nr. PP00P1\_123471, „Recipes for Modernity: The Politics of Food, Development, and Culture Heritage in the Americas“ des Schweizerischen Nationalfonds; beantragt durch Prof. Ph.D. Corinne A. Pernet, Universität St. Gallen.

störte ein Erdbeben über 80% der Gebäude in der Stadt León. 1931 forderte ein weiteres Erdbeben in Managua über 1.000 Tote. Das bisher heftigste Erdbeben von 1972 hinterließ über 10.000 Todesopfer und 20.000 Verletzte sowie eine Hauptstadt mit einem komplett zerstörten Stadtzentrum. Zu Beginn der 1980er Jahre gab es eine monatelange Dürre, gefolgt von der bisher schlimmsten Flutkatastrophe in der nicaraguanischen Geschichte. Nur sechs Jahre später folgte der Hurrikan Joan, der über 800 Mio. US-Dollar an Schäden verursachte. Den traurigen Höhepunkt bildete der Hurrikan Mitch im Jahr 1998, der mehr als 3.000 Todesopfer forderte und eine Spur der Verwüstung hinterließ.

**Tabelle 1: Naturkatastrophen in Nicaragua**

Jahr	Ereignis	Tote und Verletzte	weitere Folgen
1926	Erdbeben in León und Managua		80% der Gebäude in León zerstört
1931	Erdbeben in Managua	1.000 Tote	
1972	Erdbeben in Managua	10.000 Tote, 20.000 Verletzte	Stadtzentrum zerstört, 845 Mio. US-\$ Schäden
1982	Dürre/Flut		356 Mio. US-\$ Schäden
1988	Hurrikan Joan	130 Tote	839 Mio. US-\$ Schäden <sup>2</sup>
1998	Hurrikan Mitch	3.332 Tote	988 Mio. US-\$ Schäden

**Quellen: EM-DAT: The OFDA/CRED International Disaster Database. [www.emdat.be](http://www.emdat.be); World Bank 2001.**

Nicaragua liegt in einer Region, die durch starke geodynamische Aktivitäten gekennzeichnet ist und deshalb regelmäßig unter Erdbeben und Vulkanausbrüchen zu leiden hatte. Fünf verschiedene Litosphärenplatten stoßen in Zentralamerika zusammen, was zu intensiver seismischer Aktivität führt. Am stärksten betroffen ist die Pazifikküste: Vom Süden Mexikos bis in den Osten Panamas zieht sich eine Kette von 582 Vulkanen durch die Region. 80 der Vulkane sind noch aktiv, davon neun in Nicaragua. Die Karibikküste ist dagegen stärker von Wirbelstürmen mit intensiven Regenfällen betroffen, die ein hohes Überschwemmungsrisiko mit sich bringen. Verantwortlich ist hier die geographische Lage Zentralamerikas zwischen dem 7. und dem 20. nördlichen Breitengrad. Doch nicht nur die klimatische Verwundbarkeit war für das Ausmaß der Katastrophen entscheidend: Die Regionen mit der höchsten vulkanischen und seismischen Aktivität sind gleichzeitig die mit

<sup>2</sup> Hier sind die Angaben aus der „International Disaster Database“ mit 400 Mio. US \$ wesentlich niedriger.

der höchsten Bevölkerungsdichte (Hardy u. Musset 2008). Trotz dieses Risikos zeigten die meisten zentralamerikanischen Regierungen keinen politischen Willen, die Risiken durch Präventionsmaßnahmen zu mindern. Durch die starke soziale Ungleichheit haben die Katastrophen immer wieder schwerwiegende Folgen. Innerhalb Zentralamerikas weist Nicaragua die höchsten Schadensraten durch Naturkatastrophen auf (World Bank 2001, S. 44). Die hohe Verwundbarkeit der Region lässt sich auch als ein Erbe von Kolonialismus und exportorientierter Landwirtschaft verstehen, wie es z.B. Anthony Oliver-Smith in seiner Studie über das Erdbeben von 1972 in Peru gezeigt hat (Oliver-Smith 1994).

Häufig lösten die Naturkatastrophen Hunger- und Ernährungskrisen aus beziehungsweise verstärkten bereits zuvor existierende Versorgungsprobleme. Folgende, von dem Entwicklungsökonom Stephen Devereux als Gründe für die neuen Hungersnöte genannten Faktoren, lassen sich in Nicaragua ausfindig machen: Erstens, die Art des politischen Regimes; zweitens, die Existenz kriegerischer Auseinandersetzungen; drittens, Spannungen zwischen der Regierung und internationalen Institutionen und viertens Faktoren, die mit der Globalisierung zusammenhängen, wie die Strukturanpassungsprogramme der 1990er Jahre (Devereux 2007, S. 7-9).

Mit dem Konzept der Verwundbarkeit lässt sich im historischen Rückblick analysieren, welche Gruppen und Regionen anfällig für Hunger- und Naturkatastrophen waren. Piers Blaikie et. al. (1994, S. 60f.) definierten Verwundbarkeit im Zusammenhang mit Naturkatastrophen folgendermaßen: „Vulnerability is a combination of characteristics of a person or group, expressed in relation to hazard exposure which derives from the social and economic condition of the individual, family or community concerned.“ Verwundbarkeit sei dabei keinesfalls mit Armut gleichzusetzen, denn sie bezieht sich immer auf die Anfälligkeit für eine bestimmte Art von Katastrophe: Einige Gruppen sind stärker von Erdbeben, andere dagegen stärker von Überschwemmungen bedroht.

Ich werde im Folgenden den Zusammenhang zwischen Naturkatastrophen und Ernährungskrisen beleuchten. Außerdem nehme ich das Handeln von Regierung, internationalen Organisationen und der betroffenen Bevölkerung in den Blick und analysiere drittens, welche Gruppen und Regionen von den Krisen am stärksten betroffen waren. Als Quellen greife ich auf Berichte von internationalen Organisationen sowie die Berichterstattung der nicaraguanischen Zeitschrift *Envío* zurück. In den Berichten der internationalen Organisationen bleibt das Handeln der Betroffenen unberücksichtigt, während die *Envío*-Artikel einzelne Hinweise geben. Die Zeitschrift *Envío* gründete sich 1981 und formulierte als Ziel, die Revolution mit kritischer Solidarität zu begleiten. In einigen wichtigen Fragen ging sie auf Distanz zur sandinistischen Führung, wurde aber nie zensiert. Die Artikel wurden stets von mehreren Autoren verfasst, um dem kollektiven Anspruch der revolutionären Jahre gerecht zu werden. Herausgeberin war und ist die jesuitische Uni-

versität in Managua (UCA).<sup>3</sup> Im Folgenden werfe ich vier kurze Schlaglichter auf die nicaraguanische Geschichte und beginne mit der Somoza-Diktatur in den 1970er Jahren.

## **1 Das Erdbeben von 1972 – Unterernährung und Exportorientierte Landwirtschaft unter der Somoza-Diktatur**

Von 1937 bis 1979 regierte in Nicaragua der Familien-Clan der Somozas. Der seit 1967 amtierende Anastasio Somoza Debayle richtete die nicaraguanische Wirtschaft auf den Export von Baumwolle, Kaffee und Rindfleisch aus. Familienangehörige des Clans dominierten alle wichtigen Wirtschaftsbereiche, wie z.B. im Nahrungsmittelsektor die Milch- und Rindfleischproduktion. Außerdem besaßen sie vor Ausbruch der Revolution ein Fünftel des landwirtschaftlich nutzbaren Landes (Walker 2003, S. 86; Ferrero-Blanco 2010, S. 615-622). Die Baumwollproduktion stieg in den Jahren von 1952 bis 1967 um über 400% an. In den 1970er Jahren nahm sie fast 90% des landwirtschaftlich nutzbaren Landes in den pazifischen Ebenen ein. Dagegen verlagerte sich die Grundnahrungsmittelproduktion in entlegene Gebiete mit schlechteren Böden. In dieser Zeit importierte Nicaragua nur geringe Mengen an Lebensmitteln,<sup>4</sup> doch der Zugang zu Grundnahrungsmitteln blieb sehr ungleich verteilt (CIERA 1989, S. 42f.). Die Priorität des Regimes war es, die städtische Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen.

Der mit den Exporten erwirtschaftete Reichtum kam der Landbevölkerung nicht zu Gute. Viele Regionen des Landes waren nur schlecht erschlossen, und die Landverteilung war extrem ungleich, was auch Rückwirkungen auf die Ernährungssituation der Bevölkerung hatte: Eine Studie des Instituts für Ernährung in Zentralamerika und Panama (INCAP) stellte 1969 fest, die Versorgung mit wichtigen Lebensmitteln sei unzureichend. Es fehlte an Eiern, Fleisch, Gemüse, Bohnen und Früchten. Am stärksten betroffen war die ländliche Bevölkerung. 75% nahmen nicht die durchschnittlich benötigte Kalorienmenge zu sich, darunter vor allem Kleinkinder, denen außerdem wichtige Vitamine und Nährstoffe fehlten (INCAP 1969, S. 104). Der Organisation US-Aid zufolge waren 1976 fast 70% der nicaraguanischen Kinder unter sechs Jahren unterernährt (CIERA 1989, S. 45). Außerdem wies Nicaragua in den Jahren der Diktatur eine sehr hohe Kindersterblichkeitsrate von 10% auf (Garfield u. Williams 1992, S. 130-133).

In dieser Situation brach am 23. Dezember 1972 ein Erdbeben über die Stadt Managua herein: Mit einer Stärke von 6,2 auf der Richterskala zerstörte das Beben 90% der Bebauung im Stadtzentrum, Märkte, Krankenhäuser, Regierungsgebäude und einen großen Teil der Infrastruktur. Viele Menschen flohen noch am selben

---

<sup>3</sup> [http://www.envio.org.ni/quienes\\_somos.en](http://www.envio.org.ni/quienes_somos.en) (zuletzt besucht am 21. Mai 2012).

<sup>4</sup> 1978 betrug der Anteil der Nahrungsmittel an den Gesamt-Importen Nicaraguas 8,3%.

Tag aus der Stadt, und die Regierung verhängte das Kriegsrecht. Zwar traf schnell internationale Hilfe in Managua ein, doch sie erreichte die notleidenden Menschen spät oder nie. Der Grund: Somoza wollte auch die restlichen 150.000 Menschen aus der zerstörten Stadt vertreiben und wartete vier Tage mit der Verteilung der ersten Hilfsgüter. Ein Teil der Nahrungsmittel verdarb in den Wartehallen und musste später verbrannt werden. Trotzdem behielt die Regierung das Monopol über die Verteilung. Die Hallen auf dem Flughafen erhielten Spitznamen wie das „Schwarze Loch“ oder „Tachos Supermarkt“<sup>5</sup>, da ein Großteil der Hilfsgüter verschwand und entweder auf den Schwarzmarkt oder in die Geschäfte gelangte. Währenddessen litt die Bevölkerung der Stadt an Hunger und an Wassermangel (Ferrera Blanco 2010, S. 143-150).

Hunger herrschte jedoch auch auf dem Land, denn in den acht Monaten zuvor war nur wenig Regen gefallen und die Nahrungsmittelproduktion deshalb stark zurück gegangen. Managua nahm eine zentrale Stellung im System der Nahrungsmittelverteilung in Nicaragua ein: Fast alle Nahrungsmittel passierten früher oder später die Stadt und zwar insbesondere den wichtigsten Markt, den Mercado Oriental. Das Erdbeben legte diesen zentralen Knotenpunkt zeitweise lahm. Deshalb häuften sich die Versorgungsengpässe in anderen Regionen des Landes (CIERA u. UNRISD 1984, S. 135-137). Managua entwickelte sich zu einer unwirtschaftlichen, menschenfeindlichen Stadt. In einer rückblickenden Beschreibung aus dem Jahr 1984 heißt es: „Managua verwandelte sich nach dem Erdbeben in die antidemokratischste Stadt, die man sich vorstellen kann – in einem sozialen Sinne und nicht nur durch das politische Regime der Somozas: enorme Distanzen, keine Bürgersteige, kein Transport und offensichtlich wenig Gesundheit und Erziehung. Das einzig Attraktive an der Stadt war, dass man auf dem Land noch schlechter lebte.“ (CIERA 1989, S. 70).

Bei diesem Beispiel handelt es sich um eine Hungerkrise, die auf politische Verwundbarkeit<sup>6</sup> zurückzuführen ist: Das Somoza-Regime blockierte die Hilfe von außen, trieb den Wiederaufbau der Stadt nur schleppend und unter Selbstbereicherung voran und machte auch in den folgenden Jahren keine Versuche, die Produktion von Grundnahrungsmitteln zu stärken. Die exportorientierte Landwirtschaft bedeutete langfristig für die Umwelt und die natürlichen Ressourcen ein schwieriges Erbe: Große Waldgebiete wurden abgeholzt, die Böden erodierten, laugten aus und wurden durch die Baumwollproduktion mit Pestiziden verseucht (Faber 1999). Damit erhöhte sich die ökologische Verwundbarkeit des Landes. Die ausgelaugten Böden führten zu geringeren Erträgen in der Nahrungsmittelproduktion.

Die Veruntreuung der Hilfslieferungen war ein wesentlicher Faktor, der die Stabilität von Somozas Herrschaft in Nicaragua unterminierte. Im weiteren Verlauf

---

<sup>5</sup> Anastasio Somoza García wurde auch „Tacho“ genannt, sein Sohn Anastasio Somoza Debayle erhielt den Spitznamen „Tachito“.

<sup>6</sup> Stephen Devereux verwendet den Begriff der politischen Verwundbarkeit, um darauf aufmerksam zu machen, dass Staaten in verschiedenen Weltregionen Wirtschafts- und Agrarpolitiken verfolgten, die die Anfälligkeit für Naturkatastrophen erhöhten (Devereux 2007, S. 3f.).

der 1970er Jahre spitzten sich die gesellschaftlichen Konflikte weiter zu. Die Opposition gegen das Regime wuchs, und die sandinistische Guerilla ging immer offensiver gegen die Regierung vor. In der Endphase des Bürgerkrieges stellte die alltägliche Nahrungsmittelbeschaffung eine große Herausforderung dar: Im Juni 1979 waren alle Restaurants und Läden in Managua geschlossen. Plünderungen standen auf der Tagesordnung, und die erbeuteten Güter wurden auf improvisierten Märkten verkauft (Kinzer 1991, S. 46).

## 2 Die Flut von 1982 und die sandinistische Revolution

Im Juli 1979 gelang den Sandinisten schließlich der Sieg: Somoza musste nach Miami fliehen, und die Sandinisten übernahmen die Macht in Managua. Schnell leitete die neue Regierung ein umfassendes Programm zur Ernährungssicherung in die Wege: das „Programa Alimentario Nacional“ – abgekürzt PAN (span.=Brot). Die Regierung wollte die Landbesitzstrukturen verändern und die lokale Produktion von Grundnahrungsmitteln stärken. Zudem plante sie, die Ernährungslage der Bevölkerung durch Preissubventionen und ein alternatives Verteilungssystem zu verbessern. Bei der Ernte von 1981/82 hatte die Produktion von Grundnahrungsmitteln wieder das Vorkriegsniveau erreicht, und auch der Pro-Kopf-Konsum entwickelte sich positiv (Austin u. Fox 1985, S. 24). Trotzdem benötigte Nicaragua in den Anfangsjahren der Revolution weiterhin importierte Grundnahrungsmittel – eine Notwendigkeit, die sich wegen des Devisenmangels und der internationalen Isolation nicht lange aufrechterhalten ließ (Utting 1989, S. 170).

Seit dem Amtsantritt von Präsident Ronald Reagan in den USA erhielt Nicaragua kaum noch Zugang zu internationalen Krediten. Die USA stellten jegliche wirtschaftliche Unterstützung für das Land ein und kündigten im April 1981 die Kredite für den Import von Weizen. Daraufhin lancierte die sandinistische Regierung eine Kampagne, um den Konsum von Mais wieder zu stärken. Sie stand vor folgendem Dilemma: Einerseits wollte sie die lokale Produktion fördern, war aber andererseits von den Deviseneinnahmen der exportorientierten Landwirtschaft abhängig. Deshalb musste sie die intensive Kaffee- und Baumwollproduktion aufrechterhalten.

In dieser kritischen Situation begann der Krieg der Contras, einer von den USA unterstützten militärischen Gruppierung, die die sandinistische Regierung stürzen wollte. Gleichzeitig trat die Natur erneut als Akteurin auf die Bühne: Nach einer Phase der monatelangen Dürre lösten intensive Regenfälle im Mai 1982 eine große Flut im Westen Nicaraguas aus. 70.000 Personen verloren ihre Häuser, und die Fluten beschädigten 40% der asphaltierten Straßen sowie wichtige Brücken. Sie beeinträchtigten außerdem die Trinkwasserversorgung in 40 Städten und Gemeinden. Nach Schätzungen der CEPAL (Wirtschaftskommission für Lateinamerika und die Karibik) beliefen sich die materiellen Schäden auf 357 Mio. US-Dollar, eine Summe, die damals 40% der Exporteinnahmen ausmachte (CEPAL 1982, S.

viii). Für die Nahrungsmittelversorgung bedeutete die Flut einen schweren Rückschlag: Sie vernichtete 60% der Maisernten und 30% der Produktion weiterer wichtiger Grundnahrungsmittel. Insgesamt waren fast 110.000 ha. Land betroffen. Am stärksten traf die Flut die arme, städtische Bevölkerung, die in einfachen Häusern an den Ufern der Flüsse gelebt hatte. Die evakuierten Familien litten unter Hunger und benötigten dringend Nahrungsmittel. Die CEPAL schätzte, dass 31.500 Tonnen Mais zur Verfügung gestellt werden müssten. Infolge des Mangels stiegen die Nahrungsmittelpreise stark an, und Spekulanten trieben in ländlichen Gebieten und kleinen Läden die Preise für Grundnahrungsmittel in die Höhe (Equipo Envío 1982). Bereits im September 1981 hatte die Regierung den wirtschaftlichen Notstand ausgerufen und Spekulation zu einem Verbrechen erklärt. Wegen der angespannten Situation nach der Flut, verschärften die Sandinisten die Strafen für Spekulanten drastisch (Austin u. Fox 1985, S. 31).

Nach der sandinistischen Revolution wandelte sich die Verteilung und Organisation der externen Hilfe entscheidend. Als Reaktion auf das Erdbeben hatte die Somoza-Regierung 1976 ein Kommando zur Nationalen Zivilverteidigung gegründet, das nach jeder Naturkatastrophe ein Nationales Notstandskomitee einberufen sollte. Seine Funktion war es, die Aktivitäten von Armee, Polizei, Gemeinden und dem Roten Kreuz zu koordinieren (Hardy u. Musset 2008, S. 95). Auch in den 1980er Jahren blieb das Notstandskomitee die wichtigste Instanz, wobei sich die Zusammensetzung des Gremiums vollständig änderte. Jetzt waren Vertreter aller Regierungsbehörden präsent, die lokale Institutionen zur Beteiligung ermutigten. Außerdem unterstützten zahlreiche sandinistische Massenorganisationen die Nothilfe, sammelten Nahrungsmittel und Hilfsgüter und stellten Brigaden zum Wiederaufbau der Infrastruktur zusammen. Die Partizipation der Bevölkerung nahm also stark zu, und die Hilfe gelangte weitaus schneller zu der betroffenen Bevölkerung. Eine wichtige Rolle bei der Versorgung und Evakuierung spielte außerdem die Armee, die sich wegen des beginnenden Krieges bereits in ständiger Alarmbereitschaft befand. Während der Flutkatastrophe rettete die nicaraguanische Luftwaffe z.B. 1500 Personen aus den betroffenen Gebieten. Um eine Abhängigkeit von direkter staatlicher Hilfe zu verhindern, schuf die Regierung „Food for Work“-Programme. Dabei erhielten die Opfer der Flut Hilfsleistungen, wenn sie sich an den Wiederaufbauprojekten und am Bau neuer Siedlungen beteiligten (Equipo Envío 1982).

Trotz der umfassenden Hilfsaktionen und breiten Solidaritätskampagnen stand das Land 1983 vor einer großen Versorgungskrise: Die Regierung begann deshalb u.a. eine Kampagne für die Selbstversorgung durch Gemüseanbau in den Städten (Austin u. Fox 1985, S. 31). Ein weiterer Faktor, der die Nahrungsmittelversorgung des Landes in den folgenden Jahren stark beeinträchtigte, war der Krieg: Die Contras griffen gezielt Nahrungsmittellager und Infrastruktur an, so dass einzelne Regionen von der Versorgung abgeschnitten waren, und viele Kleinbauern flohen. Außerdem verschärfte sich Mitte der 1980er Jahre das Problem des Devisenmangels: Wichtige Industrieprodukte und Alltagsgegenstände konnten nicht mehr im-

portiert werden, weshalb es u.a. an Seife, Schuhen und Toilettenpapier mangelte. Fehlende Räder und Ersatzteile für Fahrzeuge beeinträchtigten die Lebensmittelversorgung in den abgelegenen Regionen.

Doch auch bei wichtigen Nahrungsmitteln kam es immer wieder zu Krisen und einem Anstieg der Spekulation: Es mangelte an Zucker, einer bestimmten Bohnensorte, Rindfleisch und Speiseöl. In einer Mitte der 1980er Jahre von CIERA<sup>7</sup> durchgeführten Studie antworteten 40% der interviewten Personen, ihre Ernährungslage habe sich seit 1979 verschlechtert (CIERA 1984, S. 182f.). Es bildete sich ein lebhafter Schwarzmarkt, in dessen Zentrum der Mercado Oriental in Managua stand. Die Zahl der Händler stieg innerhalb von zwei Jahren um über 20.000 Personen an (Solá Montserrat 2007, S. 83). Die Regierung intensivierte ihre Kampagne gegen die Spekulanten, verschärfte die Kontrollen auf den Märkten und rief die Bevölkerung dazu auf, verdächtige Personen zu denunzieren. Da auch die Löhne deutlich sanken, wuchs die Wut und Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Der New York Times Korrespondent Stephen Kinzer berichtete aus Managua von zahlreichen Menschen, die im Müll nach Nahrungsmitteln suchten. Außerdem seien ca. 75% der Schulkinder unterernährt (Kinzer 1991, S. 377).

Bedingt durch den Krieg, finanzielle Schwierigkeiten und veränderte politische Zielsetzungen verfolgte die Regierung ihre Reformkonzepte nicht weiter. Um der Krise Herr zu werden, stellte sie seit 1984 Schritt für Schritt die Preissubventionen für Grundnahrungsmittel ein, lockerte die Beschränkungen für private Händler und senkte die Sozialausgaben. Trotzdem verschlechterte sich die Versorgungslage weiter, was auch an den ausbleibenden Krediten und dem Rückgang der internationalen Hilfe lag. Die nicaraguanische Regierung erließ 1985 und 1988 zwei Sparprogramme, um der Finanzkrise Einhalt zu gebieten. Dennoch eskalierte die Situation: Die Inflation erreichte gigantische Ausmaße, und der Lebensstandard der Bevölkerung sank. Das Pro-Kopf-Einkommen lag 1987 auf einem niedrigeren Level als 30 Jahre zuvor (CEPAL 1988, S. 29-34).

In den ersten Jahren der Revolution blieb die Landbevölkerung trotz einiger Verbesserungen eine verwundbare Gruppe. Sie war zwar besser versorgt als zuvor, doch das neue Verteilungssystem erreichte noch nicht alle Regionen. Der Fokus der Regierung lag zunächst auf den städtischen Konsumenten. Allerdings verschob sich seit Mitte der 1980er Jahre die Aufmerksamkeit zur ländlichen Bevölkerung, denn es galt die Unterstützung im Krieg gegen die Contras zu sichern. Die Flut bedeutete einen großen Rückschlag für die Anstrengungen der Regierung, die Produktion von Grundnahrungsmitteln zu steigern.

---

<sup>7</sup> Centro de Investigación y Estudios de la Reforma Agraria=Zentrum für Forschung und Studien zur Agrarreform.

### 3 Der Wirbelsturm Joan und die Krise von 1988

1988 erlebte Nicaragua eine tiefe wirtschaftliche und gesellschaftliche Krise: Die Inflation erreichte bisher ungekannte Ausmaße, die Regierung verschärfte die Sparmaßnahmen, und die Betroffenen protestierten in mehreren Städten mit wilden Streiks. Bereits zu Beginn des Jahres 1988 musste die Regierung einen Nahrungsmittel-Notstand erklären. Der Hintergrund: Durch eine monatelange Dürre waren 75% der Bohnen-Ernte und 25% der Mais-Ernte zerstört worden (Garfield u. Williams 1992, S. 211-214). In dieser Situation brach im Oktober der Hurrikan Joan über das Land herein. In einem Artikel aus der Zeitschrift *Envío* heißt es dazu: „The hurricane turned everything on its head, and the pre-hurricane crisis, serious as it was, is looked on with something approaching nostalgia given the current state of affairs.” (Equipo Nítlápan-Envío 1989).

Was war geschehen? Am 22. Oktober 1988 passierte der Hurrikan Joan die Nordküste Venezuelas und Kolumbiens und erreichte die Karibikküste Nicaraguas mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 250 km/h. Die Stadt Bluefields wurde fast komplett zerstört, und die Einwohner der Stadt bemerkten, Joan sei so schlimm wie 20 Erdbeben zusammen gewesen. Die Zeitschrift *Envío* resümierte: „Years of development work were wiped out in a weekend.” (Equipo Envío 1988). Die CEPAL schätzte die Summe der ökonomischen Schäden auf 839 Mio. US-Dollar, davon fast 80 Mio. Dollar in der Landwirtschaft. Es gab große Verluste an Vieh, Saatgut und bei den Reis-, Bohnen- und Maisernten. Der Hurrikan traf besonders die wenig verdienenden Bauernfamilien an der Atlantikküste, die ihre Ernte und ihren geringen Besitz verloren (CEPAL 1988, S. 3). Er zerstörte auch einen wichtigen Teil der natürlichen Ressourcen des Landes und vernichtete 10% der Vegetation, darunter große Wälder. Die über die Ufer getretenen Flüsse verursachten die Erosion von 10.000 Hektar landwirtschaftlich nutzbaren Landes.

Wegen der rechtzeitigen Vorkehrungen und Evakuierungsmaßnahmen blieb die Zahl der Todesopfer mit 148 Personen relativ gering. Bereits am 18. Oktober hatte der Meteorologische Dienst die durch Joan drohende Gefahr erkannt und die Regierung gewarnt, die daraufhin einen zivilen Verteidigungsplan aufstellte: Sie evakuierte mehr als 300.000 Personen aus den Küstengebieten, ca. ein Zehntel der damaligen Bevölkerung des Landes. Viele Menschen verließen die betroffenen Regionen und zogen nach Managua. Des Weiteren entstanden im Kontext der Revolution neue Formen der partizipativen Nothilfe. Im Jahr 1988 rief der Hurrikan eine große Welle an Solidarität und Spenden hervor: Viele Menschen beteiligten sich an den Unterstützungs- und Aufräumarbeiten, spendeten Nahrungsmittel und Hilfsgüter. Diese Selbsthilfemaßnahmen bezeichnete das Team der Zeitschrift *Envío* als die positive Seite der Hurrikans (Equipo Nítlápan-Envío 1989).

Trotzdem diagnostizierte die CEPAL in ihrem Bericht eine „ernsthafte Knappheit an Nahrungsmitteln“. Nach Ansicht der Organisation waren Importe von mehr als 36.000 Tonnen Mais, 24.000 Tonnen Bohnen und 59.000 Tonnen Reis notwendig (CEPAL 1988, S. 10). Deshalb kam direkt nach der Katastrophe

Hilfe von außen ins Land und zwar u.a. aus Kuba, Schweden und Russland, die bis Ende Oktober 2.300 Tonnen an Nahrungsmitteln und Medikamenten zur Verfügung stellten. Bis zum 4. November waren bereits 60% der Hilfslieferungen verteilt, weshalb die CEPAL das Krisenmanagement als „sehr effizient“ bewertete (CEPAL 1988, S. 9). Die FAO spendete außerdem Saatgut, um einen Beitrag zur folgenden Ernte zu leisten.

Mit der Atlantikküste war eine traditionell strukturschwache und verwundbare Region getroffen worden. Obwohl die Atlantikküste 56% der Fläche des Landes einnimmt, führte sie über lange Jahre ein Schattendasein innerhalb des nicaraguanischen Nationalstaates. Stephen Kinzer beschrieb die Karibikküste als eine karibische Insel, die nur zufällig Teil Nicaraguas geworden sei: „The Atlantic Coast encompasses all of Nicaragua's long Atlantic shoreline plus the vast expanse of adjoining swamp, savannah, and rain forest. It is perhaps the best understood if one imagines it as a Caribbean island that, by some geological catastrophe, drifted toward Central America and found itself part of a foreign nation. Patterns of life among the coast are entirely different from those in the rest of Nicaragua, and people who live there approach the world from a spiritual perspective alien to other Nicaraguans.“ (Kinzer 1991, S. 253).

Der historische Hintergrund dieser Entwicklung liegt in der lang andauernden britischen und nordamerikanischen Präsenz an der Küste, die eine gänzlich andere kulturelle Entwicklung zur Folge hatte. Davon abgesehen leben verschiedene indigene Gruppen an der Küste sowie eine afrokreolische Bevölkerung, die einst die Elite der Region stellte. Die Bewohner sprechen hauptsächlich Englisch und grenzen sich von der „spanischen“ Bevölkerung im Rest des Landes ab. Klimatisch ist die Region nicht für den Anbau von Mais, Bohnen oder Weizen geeignet, weshalb sich die Bevölkerung traditionell von Fisch, Schildkröten und Maniok ernährte sowie zur Jagd ging. Durch die britische und amerikanische Präsenz gelangten viele importierte Nahrungsmittel in die Region, die die Bevölkerung nach dem Abzug der amerikanischen Firmen schmerzlich vermisste (Sollis 1989; Helms 1971; Pineda 2001). Die Region war und ist schlecht an den Rest des Landes angebunden: Die erste befestigte Straße in den Süden der Küste wurde erst 1961 eröffnet, die erste in allen Wetterlagen befahrbare Straße in den Norden erst 1981 (Sollis 1989, S. 482). Zur sandinistischen Revolution hatten viele Einwohner der Küste ein distanzierendes Verhältnis, das sich durch groß angelegte Umsiedlungsaktionen ab 1982 noch verschlechterte. Seit 1984 besitzt die Region einen Autonomie-Status, der Schritt für Schritt ausgeweitet wurde. Nach dem Wirbelsturm Joan setzte ein Prozess des Wiederaufbaus ein, der sich wegen politischer Spannungen und des Krieges deutlich verzögerte. Im nicaraguanischen Kontext ist die Atlantikküste eine verwundbare Region: Durch ihre geographische Lage treffen sie die aus der Karibik ankommenden Wirbelstürme als Erstes. Hinzu kommt die schlechte infrastrukturelle, ökonomische und soziale Anbindung an den Rest des Landes, die schnelle Hilfe und die Lieferung von Nahrungsmitteln erschwerte.

#### 4 Hurrikan Mitch – Späte Reaktion der Regierung Alemán, Korruption und Mobilisierung der NGOs

Seit Ende der 1980er Jahre war die Bevölkerung mit der wirtschaftlichen Lage sehr unzufrieden und durch den jahrelangen Krieg ermüdet, weshalb die Sandinisten bei den Wahlen von 1990 eine Niederlage erlitten. Die neue Regierung unter der Führung von Violeta Chamorro de Barrios leitete ein neoliberales Sanierungsprogramm ein und nahm die Kooperation mit IWF und Weltbank wieder auf. Die Ernährungssituation der Bevölkerung verschlechterte sich zu Beginn der 1990er Jahre dramatisch. Zwischen 1990 und 1992 waren über 50% der nicaraguanischen Bevölkerung unterernährt. Internationale Hilfsorganisationen lieferten von 1990 bis 2001 mehr als 880 Mio. Tonnen Nahrungsmittel nach Zentralamerika, davon den größten Anteil nach Nicaragua (León et al. 2004, S. 10-19). Dort stammte ein Viertel des täglichen Kalorienangebots pro Kopf aus Lieferungen von Hilfsorganisationen. 1993 lebten fast 20% der Bevölkerung in extremer Armut und über 25% in relativer Armut (Solá Montserrat 2007, S. 126-128). In Managua fanden sich zu Beginn der 1990er Jahre zahlreiche Graffiti<sup>8</sup>, die die Strukturanpassungsprogramme mit Hunger gleichsetzten (Babb 2001). Im Oktober 1998 schließlich formierte sich über dem Atlantik einer der stärksten Hurrikans in der Geschichte, der mit Windgeschwindigkeiten von über 280 km/h auf Zentralamerika zuraste. Am 30. Oktober 1998 erreichte er Honduras und Nicaragua und löste enorme Niederschläge aus. Der Hurrikan forderte über 10.000 Todesopfer in Zentralamerika, und die Weltbank schätzte die wirtschaftlichen Folgeschäden auf über 562 Mio. US-Dollar (World Bank 2001, S. 44). Am stärksten betroffen waren diesmal der Norden und Nordwesten Nicaraguas, während in Managua die ärmeren Stadtteile am Seeufer überschwemmt wurden. In der Gemeinde Posoltega zerstörte eine Schlammlawine des Vulkans Casita mehrere Ortschaften, wobei 2.500 Menschen starben. Obwohl die Dimensionen der Katastrophe schnell klar waren, weigerte sich Präsident Arnoldo Alemán den nationalen Notstand zu erklären. Er warf dem Bürgermeister von Posoltega sogar vor zu übertreiben und stellte ihn gegenüber den Medien als verrückt dar. Im Hintergrund standen politische Differenzen, da der Bürgermeister mit den Sandinisten sympathisierte. Aus ideologischen Gründen lehnte die Regierung ein Hilfsangebot der kubanischen Regierung ab, Ärzte und Medikamente nach Nicaragua zu entsenden (Equipo Nítlápan-Envío 1998). Viel zu spät hatte die Regierung auf die Warnungen von Meteorologen vor der Katastrophe reagiert, viel zu spät reagierte sie nach deren Ausbruch.

Der Hurrikan löste eine Hungerkrise in verschiedenen Regionen des Landes aus. Ernten und Nahrungsmittel waren zerstört und von den Fluten davongetragen worden. In den ersten Tagen und Wochen gab es einige dramatische Szenen: In der Nähe von Chinandega plünderte die Bevölkerung zwei mit Fleisch beladene Trucks auf dem Weg nach Norden. Der Ansturm war so groß, dass zwei Kinder

---

<sup>8</sup> Der Slogan lautete: ESAF= Hambre (Enhanced Structural Adjustment Facility=Hunger).

dabei zu Tode getrampelt wurden. In der Stadt Estelí im Norden des Landes versammelten sich mit Macheten bewaffnete Einwohner, um die Verteilung von Nahrungsmitteln zu fordern. In Ciudad Dario entführten die Bewohner sogar den Bürgermeister für mehrere Stunden. Ihre einzige Forderung: Bohnen, um die Ernährung ihrer Familien zu gewährleisten (Equipo Nítlápan-Envío 1998). Internationale Hilfe strömte ab dem 5. November nach Nicaragua. Bis Ende des Jahres 1998 waren bereits 600 Mio. US-Dollar eingegangen. Allerdings war die Regierung von Präsident Arnoldo Alemán weit über Nicaragua hinaus für das unglaubliche Ausmaß an Korruption bekannt geworden. Deshalb und wegen der historischen Erfahrungen aus dem Jahr 1972, gaben viele Organisationen ihre Hilfsgüter nicht direkt an Regierungsbehörden ab. Die Regierung entdeckte schnell den damit verbundenen Machtverlust und versuchte alles, um die Kontrolle zurückzugewinnen: Unter anderem blockierte sie mehrere Hilfslieferungen am Zoll. Später versuchte sie, die Hilfslieferungen politisch zu nutzen, indem sie Nahrungsmittel und Medizin mit Parteiwerbung versehen ließ. So trugen z.B. Säcke, in denen die Nahrungsmittel verteilt wurden, das Logo der Regierungspartei (Rocha u. Cristoplos 1999). Für den Hurrikan Mitch setzte sich im öffentlichen Diskurs die Metapher eines Röntgenstrahles durch, der die Indifferenz der politischen Eliten und das Ausmaß der Korruption in Nicaragua aufgedeckt habe. (Gerulis-Darcy 2008, S. 128).

Auf regionaler Ebene füllten NGOs die Lücke, die die Regierung hinterließ. Dabei konnten sie auf die während der Revolution gegründeten „Ländlichen Gemeinde-Komitees“ zurückgreifen, die nach dem Hurrikan Mitch für eine schnelle Evakuierung und Verteilung der Hilfe sorgten. Auch auf nationaler Ebene gründete sich nach der Katastrophe ein Komitee von mehr als 300 NGOs und Organisationen aus verschiedenen Bereichen, die einen eigenen Wiederaufbauplan erstellten und mit internationalen Geldgebern darüber verhandelten (Equipo Nítlápan-Envío 1999). Zudem wuchs der Druck auf die Regierung, endlich Maßnahmen zur Katastrophenprävention in die Wege zu leiten. Im Juni 1999 unterzeichneten 350 Personen verschiedener Institutionen die sog. Managua-Erklärung, mit der sie ein neues Präventionsgesetz einforderten. Trotz der hohen Verwundbarkeit des Landes habe es mit jeder Krise neue institutionelle Zuständigkeiten gegeben – so lautete die Kritik. Zwar existierte seit 1994 eine zentralamerikanische Institution zur Katastrophenprävention, die jedoch über keine große Durchsetzungskraft verfügte und sich auf technische Maßnahmen beschränkte (Hardy u. Musset 2008, S. 96-98).

Als Reaktion auf die Kampagne erließ die Regierung im Jahr 2000 schließlich ein Gesetz, das die Katastrophenprävention als Aufgabe der Regierung definierte. Es regelte außerdem in klarer Form, wie die Warnung der Bevölkerung zu erfolgen habe. Der Begriff der Verwundbarkeit fand in den Gesetzestext und die gesellschaftlichen Debatten Eingang: Verwundbare Regionen sollten danach besondere Aufmerksamkeit bei der Prävention erhalten. Das Gesetz stellte zwar einen gewissen Fortschritt dar, schuf allerdings für die verwundbaren Gemeinden neue Prob-

leme, da sie nicht die notwendigen finanziellen Mittel erhielten, um die Vorgaben umzusetzen (Rocha 1999).

Der Wiederaufbau verlief regional sehr uneinheitlich. 1999 waren immer noch 2,5 Mio. Menschen von externer Hilfe abhängig. Verschiedene Akteure begannen, die Abhängigkeit von Hilfslieferungen zu kritisieren und forderten langfristige Strategien, um die historisch gewachsene Verwundbarkeit zu bekämpfen. So schrieb z.B. der nicaraguanische Sozialwissenschaftler José Luis Rocha in einem Artikel über die Gemeinde Wiwilí:

“The challenge is to mitigate the effects of natural disasters and make sure that when they strike, the poor are not left unprotected by a social disaster that has effectively abandoned them to their own luck. All that has happened demands a serious reflection on development and on what causes ongoing Mitches in areas like Wiwilí. One person said ‘We were already victims’. And it’s true, for many reasons. Worse than the ‘Mitch-worm’ are the armed bands that have roamed this region since the end of the contra war. The recent damage to roads is not as great as the damage caused by the historical lack of access roads in rural areas, and by roads that, even without hurricanes, hardly received any maintenance at all. The soil erosion caused by Mitch is not as serious as the daily misuse of arable lands. And Mitch’s effects on the local infrastructure were not really so great because there was hardly any infrastructure to destroy.” (Rocha 1998, S. 4)

Das Zitat verdeutlicht, dass die Verwundbarkeit bestimmter Regionen und Orte historisch gewachsen ist und nicht von einer Naturkatastrophe ausgelöst wurde. In Nicaragua trafen die Folgen der exportorientierten Landwirtschaft mit der Isolation bestimmter Regionen, fehlenden Ressourcen aber auch dem politischen Unwillen zur Prävention zusammen. Diktatorische und korrupte Regierungen setzten auf ein einseitiges Entwicklungsmodell und blockierten beziehungsweise entfremdeten Hilfe von außen. Zwar strebten die Sandinisten eine vollständige Umgestaltung der Gesellschaft und ihres Ernährungssystems an, doch sie scheiterten an der fortbestehenden Abhängigkeit von den Exporten, Spannungen mit den USA und den internationalen Finanzinstitutionen sowie dem Krieg gegen die Contras.

## 5 Fazit

Ähnlich, wie es Greg Bankoff auf den Philippinen beobachtete, sind die Naturkatastrophen in Nicaragua zu einer „häufigen Lebenserfahrung“ geworden. (Bankhoff 2009, S. 265). Nicht nur 1998 hatten sie die Funktion eines Röntgenstrahles: Sie durchleuchteten die gesellschaftlichen Strukturen auf ihre eigene Weise, machten Missstände offensichtlich und warfen ein Schlaglicht auf die Korruption. Die veruntreuten Hilfslieferungen waren ein Element, das zur Erosion von Somozas Herrschaft beitrug. Die späte Reaktion der Regierung Alemán auf den Hurrikan Mitch förderte das Misstrauen gegenüber dem Präsidenten. In den Jahren der Re-

volution war die Partizipation der Bevölkerung an der Nothilfe stark gewachsen. Die Betroffenen reaktivierten einige dieser Strukturen nach dem Hurrikan Mitch, und die NGOs begannen sich stärker zu vernetzen. Der Faktor der sozialen und technischen Infrastruktur spielt in Nicaragua eine wichtige Rolle, denn einige Regionen sind noch immer schlecht an den Rest des Landes angebunden. Besonders verwundbar blieben die Atlantikküste Nicaraguas sowie die Kleinbauern in entlegenen Regionen.

In Berichten und Erzählungen werden die unterschiedlichen Naturkatastrophen häufig miteinander verglichen, verknüpft und Nicaragua als ein verwundbares Land charakterisiert. Wie sich dabei die Diskurse der internationalen Organisationen, ausländischer NGOs, der Presse und der Betroffenen beeinflussen, bedarf noch weiterer Forschung. Am Konzept der Verwundbarkeit wurde kritisiert, dass es sich um eine Perspektive von außen handelt, die die Sicht der Betroffenen nicht mit einbezieht. Das erscheint einerseits gerechtfertigt. Andererseits findet der Begriff in Nicaragua eine immer weitere Verbreitung. Die Tageszeitung „El Nuevo Diario“ veröffentlichte in den letzten Jahren häufig Artikel, die das Wort „verwundbar“ im Titel trugen. Die thematische Spannweite reichte dabei von der nicaraguanischen Wirtschaft, über den Klimawandel bis hin zu Korruption, Hackerangriffen und Naturkatastrophen. Zu einem im Internet veröffentlichten Artikel über die Anfälligkeit Managuas für Überschwemmungen veröffentlichte ein Leser einen empörten Kommentar: Er lebe seit 1956 in Managua und seitdem hätten verschiedenste Zeitungen immer wieder den Titel „Managua – immer stärker verwundbar“ benutzt. Seit damals sei die Stadt von vielen Bürgermeistern regiert worden, aber das Problem existiere noch immer. Von daher fragte der Leser abschließend, wer eigentlich die Gesetze der Stadt mache und wer von ihnen profitiere (Imhof 2007).

Der Leserbrief ist ein Indiz dafür, dass das Konzept der Verwundbarkeit Eingang in den Diskurs der Betroffenen gefunden hat. Zugleich ist der Begriff in der Katastrophenprävention überall zu finden: Das im Jahr 1998 begonnene städtische Programm zur Prävention von Naturkatastrophen in Managua trug den Titel „Managua, die verwundbarste Stadt“, und auf der Homepage des Nationalen Systems zur Katastrophenprävention wird als erstes Ziel genannt, die Verwundbarkeit von gefährdeten Personen zu vermindern.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> [http://www.sinapred.gob.ni/index.php?option=com\\_content&view=article&id=44&Itemid=115](http://www.sinapred.gob.ni/index.php?option=com_content&view=article&id=44&Itemid=115) (zuletzt besucht am 9. Januar 2012)

## Literatur

- Austin, James / Fox, Jonathan (1985): The Role of the Revolutionary State in the Nicaraguan Food System. In: *World Development* 13 (1), S. 15-40.
- Babb, Florence E. (2001): *After Revolution: Mapping Gender and Cultural Politics in Neoliberal Nicaragua*. Austin.
- Bankoff, Greg (2009): Cultures of Disaster, Cultures of Coping: Hazard as a Frequent Life Experience in the Philippines. In: Christof Mauch / Christian Pfister (Hg.): *Natural Disasters, Cultural Responses. Case Studies toward a Global Environmental History*. Lanham, Md. (International Environmental History), S. 265-284.
- Bankoff, Greg / Frerks, Georg / Hilhorst, Dorothea (Hg.) (2004): *Mapping Vulnerability: Disasters, Development and People*. London.
- Barraclough, Solon (1982): *A Preliminary Analysis of the Nicaraguan Food System*. Genf.
- Biondi-Morra, Brizio N. (1990): *Revolución y política alimentaria. Un análisis crítico de Nicaragua*. México, D.F.
- Blaikie, Piers M. / Cannon, Terry / Davis, Ian / Wisner, Ben (1994): *At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disasters*. London.
- Bohle, Hans / Watts, Michael (1993): Hunger, Famine and the Space of Vulnerability. In: *GeoJournal* 30 (2), S. 117-125.
- CEPAL (1982): *Nicaragua: The Floods of May 1982 and Their Effects on Social and Economic Development*. México, D.F.  
<http://cidbimena.desastres.hn/docum/crid/Septiembre2004/pdf/eng/doc9028/doc9028.htm>.  
zuletzt besucht am 13. Januar 2012.
- CEPAL (1988): *Damage caused by Hurricane Joan in Nicaragua. Its Effect on Economic Development and Living Conditions, and Requirements for Rehabilitation and Reconstruction*.
- CEPAL / BID (2007): *Información para la gestión de riesgo de desastres. Estudio de caso de cinco países*. México, D.F.
- Christoplos, Ian (2001): *Extension, Poverty and Vulnerability in Nicaragua. Country Study for the Neuchâtel Initiative*. Uppsala University (Working Paper, 150).

- CIERA (1989): La Reforma Agraria en Nicaragua 1979-1989. Sistema Alimentario. Managua (Colección 10. Aniversario II).
- CIERA / UNRISD (Hg.) (1984): Managua es Nicaragua: el impacto de la capital en el sistema alimentario nacional. Managua.
- Devereux, Stephen (2007): Introduction. From 'Old Famines' to 'New Famines'. In: Stephen Devereux (Hg.): The New Famines. Why Famines Persist in an Era of Globalization. London (Routledge Studies in Development Economics 52), S. 1-26.
- Devereux, Stephen (Hg.) (2007): The New Famines. Why Famines Persist in an Era of Globalization. London (Routledge Studies in Development Economics 52).
- Equipo Envío (1982): Nicaragua's Floods: Digging out from Disaster. In: Envío 13.  
<http://www.envio.org.ni/articulo/3369>  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Envío (1982): S.O.S. National Disaster Due to Flooding in Nicaragua. In: Envío 6.  
<http://www.envio.org.ni/articulo/3288>  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Envío (1988): Ay Nicaragua Nicaragüita: el desafío del huracán. In: Envío 89.  
<http://www.envio.org.ni/articulo/577>  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Envío (1988): Blown Away - Hurricane Joan Puts Nicaragua at Risk. In: Envío 89. <http://www.envio.org.ni/articulo/3071>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Envío (1989): Just the Facts: Damage Figures From Hurricane Joan. In: Envío 90. <http://www.envio.org.ni/articulo/2778>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Envío (1998): How Managua Saw the Passage of Hurricane Mitch. In: Envío 209. <http://www.envio.org.ni/articulo/1363>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Nitalápan - Envío (1989): Bluefileños Gettin' it Together. In: Envío 90.  
<http://www.envio.org.ni/articulo/2834>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Nitalápan - Envío (1989): Toll Rises from Hurricane Joan: Emergency as Daily Life. In: Envío 90. <http://www.envio.org.ni/articulo/2831>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.

- Equipo Nitalápan - Envío (1998): Nicaragua: Sketches of an Unexpected Tragedy. In: Envío 208. <http://www.envio.org.ni/articulo/1359>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Equipo Nitalápan - Envío (1999): 100 Days after Mitch: Any Sign of a Change of Attitude? In: Envío 210. <http://www.envio.org.ni/articulo/2217>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Faber, Daniel (1999): La liberación del medio ambiente: The Rise and Fall of Revolutionary Ecology in Nicaragua, 1979-1999. In: *Capitalism Nature Socialism* 10 (1), S. 45-80.
- FAO (2010): Country Profile: Food Security Indicators. Nicaragua. [http://www.fao.org/fileadmin/templates/ess/documents/food\\_security\\_statistics/country\\_profiles/eng/Nicaragua\\_E.pdf](http://www.fao.org/fileadmin/templates/ess/documents/food_security_statistics/country_profiles/eng/Nicaragua_E.pdf) zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Ferrero Blanco, Dolores Ma. (2010): La Nicaragua de los Somoza 1936-1979. Huelva.
- Garfield, Richard / Williams, Glen (1992): Health Care in Nicaragua. Primary Care under Changing Regimes. New York, Oxford.
- Gerulis-Darcy, Marci Lee (2008): Vulnerability and the Social-production of Disaster: Hurricane Mitch in Posoltega, Nicaragua. Dissertation. Northeastern University, Boston, Mass. Department of Sociology and Anthropology. [http://iris.lib.neu.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1003&context=soc\\_diss](http://iris.lib.neu.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1003&context=soc_diss). zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Hardy, Sébastien / Musset, Alain (2008): Zentralamerika: Naturbedingte Risiken und soziale Verwundbarkeit. In: Sabine Kurtenbach / Werner Mackenbach / Günther Maihold / Volker Wunderich (Hg.): Zentralamerika heute. Politik, Wirtschaft, Kultur. Frankfurt/Main (Bibliotheca Ibero-Americana 115), S. 85-102.
- Helms, Mary W. (1971): Asang: Adaptations to Culture Contact in a Miskito Community. Gainesville.
- Hilhorst, Dorothea / Bankoff, Greg (2004): Introduction: Mapping Vulnerability. In: Greg Bankoff / Georg Frerks / Dorothea Hilhorst (Hg.): Mapping vulnerability: Disasters, Development and People. London, S. 1-9.
- Imhof, Valeria (2007): Managua cada vez más vulnerable. In: *El Nuevo Diario*, 17.06.2007. <http://archivo.elnuevodiario.com.ni/2007/06/17/nacionales/51518>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.

- INCAP / Oficina de Investigaciones Internacionales de los Institutos Nacionales de Salud / Ministerio de Salubridad Pública (1969): *Evaluación Nutricional de la población de Centro América y Panamá*. Nicaragua. Guatemala.
- Kinzer, Stephen (1991): *Blood of Brothers: Life and War in Nicaragua*. New York.
- Kurtenbach, Sabine / Mackenbach, Werner / Maihold, Günther / Wunderich, Volker (Hg.) (2008): *Zentralamerika heute. Politik, Wirtschaft, Kultur*. Frankfurt/Main (Bibliotheca Ibero-Americana 115).
- León, Arturo / Martínez, Rodrigo / Espíndola, Ernesto / Schejman, Alexander (2004): *Pobreza, hambre y seguridad alimentaria en Centroamérica y Panamá*. CEPAL. Santiago de Chile (Serie políticas sociales 88).
- Mauch, Christof (2009): Introduction. In: Christof Mauch / Christian Pfister (Hg.): *Natural Disasters, Cultural Responses. Case Studies Toward a Global Environmental History*. Lanham, Md. (International Environmental History), S. 1-16.
- Mauch, Christof / Pfister, Christian (Hg.) (2009): *Natural Disasters, Cultural Responses. Case Studies Toward a Global Environmental History*. Lanham, Md. (International environmental history).
- Montenegro, Sofia (1989): *Nicaragua and Sisyphus*. In: *Envío* 90. <http://www.envio.org.ni/articulo/2832>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Oliver-Smith, Anthony: *Peru's Five Hundred Year Earthquake: Vulnerability in Historical Context*. In: Ann Varley (Hg.): *Disasters, development, and environment*. Chichester 1994, S. 31-48.
- Pineda, Baron (2001): *The Chinese Creoles of Nicaragua: Identity, Economy, and Revolution in a Caribbean Port City*. In: *Journal of Asian American Studies* 4 (3), S. 209-233.
- Rocha, José Luis (1998): *Wiwilí with or without Mitch: An X-Ray of Underdevelopment*. In: *Envío* 209. <http://www.envio.org.ni/articulo/1392>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Rocha, José Luis (1999): *Posoltega: Unresolved Property Problems and Continuing Vulnerability*. In: *Envío* 216. <http://www.envio.org.ni/articulo/2258>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Rocha, José Luis / Cristoplos, Ian (1999): *NGOs and Natural Disasters: Gaps and Opportunities*. In: *Envío* 220. <http://www.envio.org.ni/articulo/2284>. zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.
- Rocha, José Luis / Martínez, Thelma / Rocha, Ximena (1999): *Summing Up Hurricane Mitch: The Good, the Bad and the Ugly*. In: *Envío* 221.

<http://www.envio.org.ni/articulo/2289>.  
zuletzt abgerufen am 9. Januar 2012.

- Segnestam, Lisa (2009): Division of Capitals – What Role Does It Play for Gender-Differentiated Vulnerability to Drought in Nicaragua? In: *Community Development* 40 (2), S. 154-176.
- Solá Montserrat, Roser (2007): Un siglo y medio de economía nicaragüense: las raíces del presente. Managua.
- Sollis, Peter (1989): The Atlantic Coast of Nicaragua Development and Autonomy. In: *Journal of Latin American Studies* 21 (3), S. 481-520.
- Spalding, Rose (Hg.) (1989): La economía política de la Nicaragua revolucionaria. México, D.F.
- Utting, Peter (1989): Introducción. In: *La Reforma Agraria en Nicaragua 1979-1989. Sistema Alimentario*. Managua (Colección 10. Aniversario II), S. 3-15.
- Utting, Peter (1989): La oferta interna y la escasez de alimentos. In: Rose Spalding (Hg.): *La economía política de la Nicaragua revolucionaria*. México, D.F., S. 158-183.
- Voss, Martin (2008): The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research. In: *Behemoth. A Journal on Civilisation* (3), S. 39-56.
- Walker, Thomas W. (2003): *Nicaragua. Living in the Shadow of the Eagle*. 4. Aufl. Boulder, Col.
- World Bank, Sustainable Development Department (2001): Project Appraisal Document. On a Proposed Credit in the Amount of SDR 10.5 Millions (US\$ 16.5 Million equivalent) to the Republic of Nicaragua for a Natural Disaster Vulnerability Reduction Project.
- World Bank, Sustainable Development Department (2009): Implementation Completion and results. Report on a Credit in the Amount of SDR 10.5 Millions (US\$ 16.05 Million Equivalent) to the Republic of Nicaragua for a Natural Disaster Vulnerability Reduction Project. Report No: ICR00001015.



# Die Debatten über das „Welternährungsproblem“ in der Bundesrepublik Deutschland, 1950–1975

*Heike Wieters*

„Satttheit enthält, wie jede andere Kraft, immer auch ein bestimmtes Maß an Frechheit, und dies äußert sich vor allem darin, dass der Satte dem Hungrigen Lehren erteilt.“ (Tschechow 1891[1998]).

Auch heute noch strukturieren periodisch wiederkehrende Hungerzeiten das Leben großer Teile der Weltbevölkerung. Während im 21. Jahrhundert in den Industrienationen überwiegend freiwillig – aus ästhetischen, religiösen, politischen oder medizinischen Gründen – gefastet wird, ist Nahrungsmangel in anderen Teilen der Welt nach wie vor ein existenzielles Problem. Fehlender Zugang zu Nahrung macht verletzbar und betrifft das Individuum ebenso wie das Gemeinwesen in dem es lebt (Bankoff u. Hilhorst 2004): ohne Nahrung ist sprichwörtlich „kein Staat zu machen“ (Felmeth 2001; Hecht 2003). Ausreichend Nahrung ist zwar kein Garant, sicher jedoch eine Voraussetzung für sozialen Frieden und gesellschaftliche Stabilität. Entsprechend drastisch sind die Geschichten des Hungers, die Eingang finden in das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft. Zeiten existenzieller Not – die Angst vor Hunger ebenso wie die Erinnerung daran – prägen das kollektive Bewusstsein und schaffen ganz eigene historische Narrative, die bis in die Gegenwart hineinwirken. Vom Wandel eines dieser Narrative, von Aufstieg und Niedergang eines Konzepts – präziser von den Debatten über das so genannte „Welternährungsproblem“ in der Bundesrepublik – handelt folgender Beitrag.

## 1 Das Welternährungsproblem zwischen Konzept und Realität

Bereits der Terminus „Welternährungsproblem“<sup>1</sup> erforderte begriffshistorische Bedachtsamkeit: So real und folgenreich Hunger und Nahrungsmangel im konkreten Fall sind, der Begriff Welternährungsproblem ist zunächst einmal ein diskursiv hergestelltes Konstrukt, das in der Retrospektive fast als eine Art wandelbarer Joker bezeichnet werden könnte. Er fungierte als analytisches Konstrukt zur Problembeschreibung, als mediale Kommunikationsstrategie und Chiffre für moralische Empörung zugleich. In den Diskussionen um das Welternährungsproblem verdichteten sich entwicklungs- und bevölkerungspolitische, agrarwissenschaftliche und ethische Debattenstränge zu einem komplexen Problemkonstrukt, das sowohl den öffentlichen Umgang mit, als auch die Wahrnehmung des Hungers in der Welt nachhaltig veränderte. Antworten auf die Frage was genau das Problem ausmachte, wen es betraf und wie es zu beheben sei entwickelten und veränderten sich im Laufe der Zeit und waren durchaus umkämpftes diskursives Terrain (Foucault 1981, S. 183). Die Diskussionen wurden von Agrarexperten und -politikern begonnen, fanden jedoch zunehmende Resonanz in deutschen Tageszeitungen, Magazinen und anderen Medien. Wichtige deutsche Intellektuelle wie beispielsweise Heinrich Böll aber auch humanitäre Nichtregierungsorganisationen (im Englischen Non-Governmental Organisations, NGOs) und vor allem die christlichen Kirchen spielten eine zentrale Rolle bei der Popularisierung des Begriffs. Auch die Erzeuger von Nahrungsmitteln, vor allem der Deutsche Bauernverband (DBV) bemühten sich, lokale Agrarfragen mit globalen Problemlagen zu verknüpfen. Die Frage, wie das Welternährungsproblem in (Tages-)Presse und Öffentlichkeit verhandelt wurde ist daher zentral. Der so schillernde Begriff der Öffentlichkeit soll im Folgenden allerdings in einem ganz und gar pragmatischen Sinne verstanden werden, als „Arena in der kollektive Deutungsmuster generiert, Werte ausgehandelt und Interessenkonflikte ausgetragen werden“ (Hodenberg 2006, S. 17). Statt einzelne, durchaus vorhandene, Teilöffentlichkeiten, epistemische Communities, oder Experten- und Politiknetzwerke zu unterscheiden wird es eher darum gehen, die jeweiligen Sprecherpositionen kenntlich zu machen und in einem Kontext zu verorten, der eine Einschätzung ihres jeweiligen Stellenwertes im Gesamtzusammenhang der Debatten erlaubt (Daniel 1996, S. 17). Das „Welternährungsproblem“ war – analog vielleicht zum „Klimawandel“ – nie nur ein Expertenproblem, sondern ein Phänomen dessen Ausmaße, Gründe und Folgen auch im Alltag diskursiv umkämpft waren (Weingart u. Engel 2008). Die Debatten beinhalteten sowohl Beschreibungen und Analysen als auch normative Urteile und Aussagen über Lösungsmöglichkeiten dessen, was als Problem erst definiert worden war. Allerdings waren es zumeist nicht die Stimmen der „Betroffenen“ selbst, sondern sprachge-

---

<sup>1</sup> Der Begriff taucht hier einmalig in Anführungszeichen auf, um seinen Charakter als begriffliches Konstrukt und konzeptuelle und veränderbare Wort(Neu)schöpfung kenntlich zu machen. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit habe ich im weiteren Text auf diese Anführungszeichen verzichtet.

waltige Urteile aus der Außenperspektive, die den Diskursraum strukturierten und festschrieben, wer, wie, wann und aus welchen Gründen vom Welternährungsproblem gefährdet war (Voss 2008, S. 40f.).

## 2 Vom eigenen Hunger zum Hunger der Anderen?

„Der Hunger lehrte mich die Preise [...]. Meine Augen brannten, meine Knie waren schwach und ich spürte, daß etwas Wölfisches in mir war. Brot. Ich war Brotsüchtig wie man morphiumsüchtig ist.“ (Böll 1965, S. 19f.).

Als das Welternährungsproblem zu Beginn der 1950er Jahre das erste Mal in der bundesdeutschen Debatte auftauchte und Anlass dazu gab, das Thema Ernährung über den ‚deutschen Tellerrand‘ hinaus zu betrachten, geschah dies im Fahrwasser des Beitrittes der Bundesrepublik zur Food and Agriculture Organization (FAO) im November 1950. Im angelsächsischen Kontext waren mit dem Begriff „world food problem“ bereits nach dem Ersten Weltkrieg das Problem lokaler Ernährungsengpässe, die globale Verteilung der Nahrungsressourcen und schließlich die Folgen partieller Überproduktion bezeichnet worden (Nützenadel 2007, S. 25). Die 1945 gegründete FAO knüpfte an diese Debatten an und versprach effektive Methoden im Kampf gegen den Hunger auf der Welt zu entwickeln (Talbot 1990, S. 16f.). In diesem Sinne markierte der Beitritt der Bundesrepublik ein politisches Bekenntnis dazu, Fragen der Ernährungssicherheit zukünftig auch als Angelegenheit der Weltgemeinschaft zu behandeln. Allerdings sorgten 1950 die Inlandspreise für Brot – man fürchtete spekulationsbedingte Teuerung<sup>2</sup> – für weit größere Aufregung als der deutsche Beitritt zur ersten UN Sonderorganisation FAO.<sup>3</sup> Hunger und Ernährungsorgen, das waren zu Beginn der 1950er Jahre nicht Probleme unbekannter Menschen in fernen Ländern, sondern ganz reale Erfahrungen, deren Folgen nicht wenige BundesbürgerInnen noch am eigenen Leib spürten. Die Folgen des Zweiten Weltkrieges hatten in ganz Europa deutliche Spuren auf dem Speiseplan hinterlassen. Vor allem die Jahre 1946/47 waren als „Hungerwinter“ in die Geschichte eingegangen. Erst 1951 konnte, dank Hilfen in Höhe von über 1,6 Mrd. US Dollar aus dem GARIOA<sup>4</sup> Programm, dem 1948 anlaufenden Marshall Plan und mehr als 300 Millionen privater CARE Pakete (Sommer 1999, S. 11), der Vorkriegsernährungsstand quantitativ wieder erreicht werden (Trittel 1994, S. 383; Hardach 1993, S. 83). Auf die Jahre des Mangels folgte eine – heute etwas flapsig als „Fresswelle“ (Wildt 1993b) bezeichnete – Phase der 1950er Jahre, in der die

---

<sup>2</sup> Vgl. z.B. „Getreideverkauf zu Weltmarktpreisen“ in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 08.03.1951; „Das Opfer einer Spekulation“ in: Hamburger Echo vom 08.03.1951; „Nur Engpässe bei der Brotversorgung“, in Handelsblatt vom 15.06.1951.

<sup>3</sup> Vgl. z.B. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11.11.1950, dort wurde der FAO-Beitritt gerade mal mit einem Fünfzeiler bekannt gegeben.

<sup>4</sup> Government and Relief in Occupied Areas.

meisten Westdeutschen wieder reichlich Nahrung kaufen konnten und die Anteile der Kosten für Nahrungsmittel am Gesamteinkommen prozentual kontinuierlich zu sinken begannen (Wildt 1993a, S. 277; Wildt 1991). Doch trotz Eisbein statt Ersatzkaffee: die Erinnerung an die Hungerzeiten spielten eine große Rolle. Verschwendung oder sorgloser Umgang mit Lebensmitteln blieben lange Zeit tabu (Schickling 2009).

Die Tatsache, dass das Welternährungsproblem in der Bundesrepublik mitten im gefühlten Wirtschaftswunder – gleichsam als hybrides Konstrukt einer globalen Bedrohung – auftauchte, ist durchaus von Bedeutung. Der mit wachsender Prosperität und erweiterter politischer Perspektive – nicht zuletzt durch den beginnenden europäischen Einigungsprozess – einhergehende gesellschaftliche Wandel schärfte den Blick für neue Gefahren, wachsende Komplexität und globale Interdependenz. Die mögliche Fragilität der gerade wiedererlangten Satttheit und Wohlsituiertheit trat in den Blick und so bündelten sich in den Debatten über das Welternährungsproblem zahlreiche zeittypische Ängste. Eine einzige Antwort auf die Frage, was das Welternährungsproblem eigentlich sei, lässt sich daher kaum herausdestillieren, auch wenn der Singular des Begriffes dies eigentlich vermuten ließe. Aus heutiger Sicht lassen sich mehrere Diskurselemente herausstellen, die fast immer in Kombination gegeneinander abgewogen oder aufeinander aufbauend herangezogen wurden, um das Problem zu erläutern. Die Darstellung der drei Jahrzehnte währenden Debatten ist dabei notwendig ein gewisser synthetischer Parforceritt. Nicht alle Akteure und ihre partikularen Interessen können im Folgenden so gewürdigt werden wie es wünschenswert wäre – dieser Verzicht lässt sich jedoch hoffentlich mit dem Verweis auf den dadurch ermöglichten größeren Bogen der Erzählung rechtfertigen.

### 3 Die Grundlagen des Welternährungsproblems – die 1950er Jahre

1956 eröffnete der Ordinarius des Göttinger Institutes für ausländische Landwirtschaft Hans Wilbrandt einen öffentlichen Vortrag mit der rhetorischen Frage „Gibt es denn noch ein Ernährungsproblem?“ Seine eigene Frage beantwortend stellte er fest, dass nun, da „erzwungene Schlankheit bei vielen längst der gesunden – oft auch übertriebenen – Fülle gewichen“ sei, vor allem die hungrigen Menschen in anderen Teilen der Welt Beachtung finden müssten (Wilbrandt 1956, S. 3). Tatsächlich meldeten zahlreiche Zeitungsartikel der frühen 1950er Jahre das moralisch bedenkliche Anwachsen einer „Lücke zwischen Schlechternährten und Guternährten“<sup>5</sup>. Häufig wurde „der Hunger“ dabei als eine sich selbsterklärende Naturgewalt vermittelt, als „Monster“ oder „Geißel der Menschheit“ bezeichnet und so in einen

---

<sup>5</sup> „Zwischen Hunger und Überfluss. FAO für bessere Verteilung der Lebensmittel in der Welt“, in: *Industriekurier* vom 26.11.1953.

gewissen Subjektstatus erhoben. Ob feuilletonistische Floskel oder hilfloses dramatisches Element: die Erinnerung an die eigenen Leiden illustrierten die langsam aufkommenden Berichte über den Hunger anderenorts. Dabei standen nicht zwingend die Hungernden selbst, sondern vielmehr die abstrakt-ethische Notwendigkeit der „Ausrottung“ des Hungers als des „gemeinsamen Feindes der gesamten Menschheit“ – so ein viel zitiertes Diktum von U.S. Präsident Eisenhower – im Fokus der Berichte (Hogan 1998, S. 417).

Ein weiteres zentrales Motiv dieser Jahre betonte die besondere Verantwortung, die gerade den Deutschen „in der Überbrückung der Gegensätze zwischen der westlichen Hochzivilisation und der unterentwickelten Welt, zwischen Überfluss und Not“ zufiele. So unterstrich beispielsweise bereits erwähnter Hans Wilbrand, dass viele „unterdrückte Länder“ in den Deutschen, die gegen ihre Kolonialherren gekämpft hätten, weniger den „Frevel der Hitlerischen Hybris“, sondern vielmehr einen Verbündeten sähen. Die Rolle des ‚ehrlichen Maklers‘ im Kampf gegen den Hunger war ein beliebter – im Lichte vergangener Ereignisse allerdings durchaus eigentümlicher – Blickwinkel. So betonte Hans-Joachim Riecke im Vorwort zum viel beachteten Buch des ersten FAO-Direktors John Boyd Orr „The White Man’s Dilemma“, (das in der deutschen Ausgabe den wesentlich provokanteren Titel „Werden nur die Reichen satt? Des weißen Mannes Schicksalsstunde“ trägt) dass erst die Abwesenheit deutscher Kolonien, eine Zustimmung zur Position des Autors „ohne Hemmungen durch Tagessorgen“ ermögliche (Boyd-Orr 1954, S. 8). Auf diese Art wurde der „Kampf gegen den Hunger“ beides: eine implizite Möglichkeit moralischer Wiedergutmachung und eine Rechtfertigung für eine Rückkehr der Bundesrepublik auf die Bühne internationaler Politik.

### 3.1 Die Schatten von Malthus und das Erbe der NS-Wissenschaft

Ein zentrales Motiv mit dem das Welternährungsproblem erläutert wurde lässt sich auf die Formel „zu wenig Nahrung für zu viele Menschen“ bringen. Diese These speiste sich dabei aus zwei Quellen: Zum einen aus einem Rekurs auf das „Bevölkerungsgesetz“ des Thomas Malthus (Malthus 1798 [1977]) und zum anderen aus aktuelleren Schätzungen internationaler Organisationen, die eine schnelle Zunahme der „Weltbevölkerung“ vor allem für das 20. Jahrhundert statistisch belegen konnten (Cullather 2010, S. 14). Den vermeintlichen Zusammenhang zwischen „Menschenüberschuss“ (so wörtlich) und dem „Gespenst der Hungersnöte“ erklärte *Der Spiegel* daher bereits 1951 mit den Worten: „V-Raketen, Gaskammern und Atombomben mußten vor der Geburtenfreudigkeit der Menschen kapitulieren, [...s]ie war nicht aufzuhalten. Die Ernährungskatastrophen aber, die dem zweiten Weltkrieg folgten, waren ein Paradebeispiel für den befürchteten Zeitpunkt, an dem die Erde ihre Bewohner nicht mehr ernähren kann.“<sup>6</sup> Mit Verve wurden sowohl im wissenschaftlichen Bereich wie auch in grauer Literatur und Tagespresse „malthu-

---

<sup>6</sup> „Menschenüberschuss. Das Gespenst der Hungersnöte“, in: *Der Spiegel* vom 28.02.1951, S. 29-31.

sianische“ Schauerszenarien heraufbeschworen (Vogt 1950, S. 281-290). Noch 1953 forderten einige Vertretern der deutschen Anthropogeographie (Kletzin 2000; Heinrich 1991, S. 278-335), dass die „weiße Rasse“ in Afrika so lange sie noch könne „aus Gründen der reinen Selbsterhaltung“ ihre „Raumansprüche [...] mit Mitteln einer überlegenen Technik durchsetzen“ solle (Scharlau 1953, S. 261). Doch auch in der populären Reihe „Fragen an die Zeit“ erschien Mitte der 1950er Jahre ein Buch mit dem wenig zurückhaltenden Titel „Die Menschenlawine“ (Wirsing 1956) und ein weiteres Werk mit dem Titel „Brot für alle“ begann mit einem Kapitel über die „große Invasion“, in dem es nicht etwa um Marsmenschen oder feindliche Armeen, sondern um das „Bevölkerungswachstum“ ging (Brittain 1956, S. 223f.). Während auf der einen Seite wohlbekannte ideologische Ängste der Vergangenheit geschürt wurden, verwahrten sich andere gegen diese Interpretation: So wettete der Sozialdemokrat und Agrarökonom Fritz Baade beständig gegen den „Wahn des Schlagwortes ‚Volk ohne Raum‘“ und wies zudem darauf hin, dass sich die Weltnahrungserzeugung in den letzten 100 Jahren verdreifacht habe, analog zur „Verdopplung“ der Weltbevölkerung. Anders als die Skeptiker unter seinen Zeitgenossen hielt er die Möglichkeiten der Erweiterung der „Ernährungskapazitäten der Erde“ durchaus für ausreichend. Allerdings prophezeite Baade ganz richtig, dass der Zusammenhang von Nahrungs- und Bevölkerungsentwicklung die Debatten der Zukunft bestimmen würde (Baade 1956, S. 15f.).

### 3.2 Von „Pferdemord“ und Entwicklungsländern

Ein verwandtes Argument, das letztlich ebenfalls auf eine vorwiegend quantitative Nahrungsunterversorgung der Welt hinauslief, bilanzierte eine strukturelle Agrarmisere in einigen oder gar allen Teilen der Welt. Die Rufe der FAO nach einem generellen „Ausbau der Agrarproduktion“<sup>7</sup> meinten gerade zu Beginn des Nachkriegsjahrzehnts eine weltweite Erhöhung der Produktivität unter Zuhilfenahme moderner landwirtschaftlicher Verfahren. Allerdings deutete sich früh an, dass in nicht allzu ferner Zukunft nicht Mangel, sondern Überfluss das Problem sein würde (Kluge 1989a, S. 86f u. 221). Die globale Agrarmisere entpuppte sich also zunehmend als ein Problem ungleicher landwirtschaftlicher Outputs in Relation zum tatsächlichen Bedarf an Nahrungsmitteln vor Ort. Damit rückte vor allem agrarische „Unterentwicklung“ in jenen Teilen der Welt in denen – zeitgenössisch plastisch ausgedrückt – „das entscheidende Gerät der Bodenbearbeitung, der Pflug“ seit „8000 Jahren nicht mehr verbessert wurde“ in den Fokus der Debatte (Baade 1956, S. 69). Diskutiert – allerdings nicht umgesetzt – wurde daher beispielsweise die Errichtung einer globalen Nahrungsmittelreserve<sup>8</sup> (Jacherz u. Nützenadel 2011, S. 109f.), außerdem forderten Experten technischen Strukturmaß-

<sup>7</sup> „Ausbau der Agrarproduktion nötig“, in: Die Neue Zeitung vom 22.11.1951.

<sup>8</sup> Vgl. z.B. B. Mehrens, „Die IFAP über internationale Preisstabilisierung. FAO, Weltbank und Vereinte Nationen sollen Plan einer Welt-Lebensmittelreserve verwirklichen“, in: DBK 16 (1953), S. 3-5; „Lübke für Weltnahrungsvorrat“, in: Flensburger Tageblatt vom 05.11.1957.

nahmen, in Form von Industrialisierung, Professionalisierung und sprichwörtlichem „Pferdemord“<sup>9</sup> in der Landwirtschaft. Dabei gab es durchaus konfligierende Leitvorstellungen. Ob bäuerlicher Familienbetrieb, genossenschaftlicher Ackerbau oder industrieller Massenbetrieb: die Konflikte, die sich im Rahmen der beginnenden gemeinsamen europäischen Agrarpolitik abzeichneten, strukturierten auch die Debatten um wünschenswerte Konzepte für die „überseeische“ Landwirtschaft (Patel 2009, S. 192-225). Die Frage, wie sowohl die anstehenden Maßnahmen gestemmt, als auch mangelnde Kaufkraft bei den Hungernden kompensiert werden sollte, tauchte hingegen kaum auf. Ausschließlich die Erzeuger, die an ein gewisses Produktverhältnis zu Nahrungsmitteln gewöhnt waren, benannten das Thema, erklärten es allerdings zu einem Problem, das „von landwirtschaftlicher Seite nicht beantwortet“ werden könne.<sup>10</sup>

Neben der Frage warum gehungert wurde entwickelte sich auch die Frage wer betroffen war zu einem Politikum. An dieser Stelle kreuzten sich die Debatten um das Welternährungsproblem lose mit dem aufkommenden Paradigma von Entwicklung und „Unterentwicklung“ (Rist 2004). Die Auseinanderentwicklung der Lebensstandards zwischen Industriestaaten und den so genannten Entwicklungsländern blieb den BundesbürgerInnen nicht verborgen. Auch wenn die globalen Produktionsindizes zwischen 1948 und 1958 um über 5% gestiegen waren und dieser Aufschwung zum Teil auch die Entwicklungsländer erfasst hatte, vermehrte sich „der absolute Wohlstand [...] im Westen bei weitem schneller als in der Zweiten und Dritten Welt“ (Hein 2006, S. 22). Experten propagierten daher vor allem eine nachholende Industrialisierung als probates Mittel, um die Nachzügler langfristig in den Kreis der „wohlhabenden Länder“ zu heben.<sup>11</sup> Zu diesem Zweck schlug Carlo Schmidt, der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, 1956 gar einen „Marshallplan zu Gunsten der noch unterentwickelten Länder Asiens und Nordafrikas“<sup>12</sup> vor und auch Heinrich Lübke wies auf der Generalversammlung der FAO im November 1959 in Rom darauf hin, dass auf Dauer „nur die Zunahme der Massenkaukraft auch in den entwicklungsbedürftigen Ländern den Nahrungsverbrauch heben“<sup>13</sup> könne. Da in der Bundesrepublik in den 1950er Jahren jedoch primär der Ausbau der privatwirtschaftlichen Handelsbeziehungen im Vordergrund stand,<sup>14</sup> zeigt der Blick auf die Medienlandschaft jener Jahre eine weitgehende Trennung zwischen der Berichterstattung über erste Anstrengungen bei der Entwicklungshilfe und der Berichterstattung über den Welthunger. Die primär auf

---

<sup>9</sup> „Landflucht tut not“, in: Der Spiegel vom 05.03.1952, S. 23.

<sup>10</sup> K. Keller, „Wandlung in der Welternährungswirtschaft“, in: DBK 4 (1952), S. 1-3, hier S. 3.

<sup>11</sup> „Die ‚Entwicklungsländer‘ und wir“, in: Hamburger Echo vom 04.01.1958.

<sup>12</sup> „Carlo Schmidt schlägt ‚Marshall-Plan‘ vor“, in: Neue Rhein Zeitung, Köln vom 19.03.1956.

<sup>13</sup> „Keine Europäische Autarkie. Minister Lübke spricht auf der Generalversammlung der FAO“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 05.11.1957.

<sup>14</sup> „Krupps Friedenspläne“, in: Frankfurter Neue Presse vom 24.03.1956; „Deutsche Unterstützung für Ostasien“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14.04.1956; „An der Industrialisierung Ostasiens mitwirken“, in: Bonner Rundschau vom 14.04.1956.

unternehmerischer Ebene vorangetriebene Wirtschaftskooperation ließ sich kaum mit den hungernden Subjekten aus Medienberichten zusammenbringen.

## 4 Die 1960er Jahre – Das Welternährungsproblem als lösbare Aufgabe

„We have the capacity to eliminate hunger from the face of the earth in our lifetime. We need only the will.“<sup>15</sup>

Am Beginn der 1960er Jahre zeigte sich eine vollzogene systematische Verstärkung und Professionalisierung bei der Kommunikation des Welternährungsproblems. Mit der evangelischen Aktion *Brot für die Welt* und dem katholischen Hilfswerk *Misereor* waren ab 1958/59 zwei wichtige Träger in den Debattenkontext involviert, die fortan nicht nur die Wahrnehmung des Welternährungsproblems strukturierten, sondern der Bevölkerung auch praktische Möglichkeiten boten helfend einzugreifen. Auf politischer Ebene wurde 1961 mit der Gründung des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) eine politische Institution geschaffen, die das erste „Entwicklungsjahrzehnt“ auch auf organisatorisch-struktureller Ebene einleitete. Last but not least begann nach der Konferenz von Stresa 1958 ein neuer Abschnitt in der bundesdeutschen Agrarpolitik, die irreversibel auf die 1962 in Kraft tretende europäische Ausrichtung zusteuerte (Kluge 1989a, S. 259f.). Bereits um das Jahr 1960 tauchten zudem erste kleinere europäische Agrarüberschüsse auf, die die Debatten um den Welthunger nachdrücklich prägten.

### 4.1 Von Wissen und Tun – Kampagnen und Akteure, Aufklärung und Prognose

Das Wissen vom „Hunger der Anderen“ entwickelte sich gerade vor dem Hintergrund des eigenen kontinuierlich wachsenden Wohlstandes zu einem präsenten öffentlichkeitswirksamen Thema, wie beispielsweise die große Resonanz auf die 1959/60 erstmals durchgeführten Spendensammlungen von *Brot für die Welt* und *Misereor* mit einem Gesamtertrag von weit über 50 Millionen DM zeigten (Tränhardt 1995, S. 456). Hungerhilfe bot sich den BundesbürgerInnen als besonders unpolitische Form des Helfens an,<sup>16</sup> *Brot für die Welt* lehnte unter anderem deshalb

<sup>15</sup> John F. Kennedy in seiner Ansprache auf dem Welternährungskongress am 04.06.1963 in Washington DC

<http://www.jfklibrary.org/Asset+Tree/Asset+Viewers/Audio+Video+Asset+Viewer.htm?guid=%7BE9DCC2BF-D872-4741-A7B0-2B6F01ECDF2E%7D&type=Audio> (zuletzt aufgerufen am 11.03.2012).

<sup>16</sup> Max Walter Claus, „Notopfer für Unbekannt“, in: Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 19.09.1959.

1960 ein Angebot Konrad Adenauers auf staatliche Zuschüsse ab (Raden 2000, S. 57f.). Das bedeutete jedoch nicht, dass das Thema von politischen Verantwortungsträgern gemieden worden wäre: Neben dem amtierenden Landwirtschaftsminister Schwarz nutzte vor allem Bundespräsident Heinrich Lübke seine Position, um in Interviews und Rundfunksendungen über den Hunger zu informieren und gleichzeitig Werbung für die 1959/60 von der FAO lancierte globale *Freedom From Hunger Campaign* zu machen.<sup>17</sup> Lübke war es auch, der für die deutsche Sektion dieser Kampagne, den „Ausschuss für den Kampf gegen den Hunger“ (der sich 1967 in die Hilfsorganisation Welthungerhilfe umformierte), die Schirmherrschaft übernahm.<sup>18</sup> Das selbst gesetzte Ziel des mit politischer Prominenz besetzten Ausschusses war es, „die Öffentlichkeit auf das Ausmaß des Hungers in der Welt und die dringende Notwendigkeit wirksamer Gegenmaßnahmen aufmerksam zu machen“.<sup>19</sup> Allerdings erwies sich der Ausschuss, wie im Magazin *Spiegel* nicht ganz zu Unrecht gespottet wurde, als „Windei“: nach der medienwirksamen Präsentation kurz vor Weihnachten 1962 traten die 17 Mitglieder nicht wieder zusammen.<sup>20</sup> Ganz grundsätzlich jedoch war der Glaube an die aufklärerische Macht des Wortes groß, in der Bundesrepublik ebenso wie im internationalen Kontext: „Once the facts were known, these reformers believed, the need for change would be self-evident to the public and to policy makers, and expert solutions could be formulated and implemented“ (Staples 2006, S. 83). Eine Vielzahl von Experten versuchte daher mit allen Mitteln ihre Forschungsschwerpunkte als Themen von allgemeinem Interesse zu platzieren und betätigten sich dabei nicht nur als Analysten des Status Quo, sondern in gewisser Art und Weise auch als „Futurologen“ in dem sie mit Hilfe „unwiderleglicher Beweismaterial[ien] des kritischen Wirtschaftswissenschaftlers“ kurz entschlossen „die Zukunft bewiesen“ (Baade 1960, Vorwort). Diese Zukunft spielte vor allem deshalb eine herausragende Rolle, da verschiedene Facetten des Welternährungsproblems maßgeblich mit Prognosen zu tun hatten. Sowohl Bevölkerungsentwicklung, Weltnahrungsproduktion als auch die zukünftige wirtschaftliche Entwicklung waren zentrale Puzzleteile beim Entwurf der Außenlinien des Welternährungsproblems, die ständig verschoben und öffentlichkeitswirksam präsentiert wurden.

---

<sup>17</sup> „Neuer Appell Lübkes zur Hilfe für hungernde Völker“, in: Süddeutsche Zeitung vom 04.04.1960; „Feldzug gegen den Hunger“, in: Die Welt (Essen) vom 02.07.1960; „FAO Woche: ‚Befreit die Welt vom Hunger‘“, in: Bulletin der Bundesregierung vom 16.03.1963.

<sup>18</sup> „Den Hunger in der ganzen Welt bekämpfen“, in: Stuttgarter Zeitung vom 14.12.1962.

<sup>19</sup> „Kampf gegen den Hunger. Bildung eines deutschen Ausschusses“, in: Bulletin der Bundesregierung vom 18.12.1962. Unter den 17 Mitgliedern waren unter anderem der Präsident des Deutschen Bundestages Gerstenmeier; Ministerpräsident Kiesinger; der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Bauernverbandspräsident Rehwinkel, sowie die DGB und BDI Vorsitzenden, nebst Vertretern aus Wohlfahrtsverbänden und Agrarwissenschaft.

<sup>20</sup> „Bisher enttäuschend“, in: Der Spiegel vom 16.06.1965, während in der Bundesrepublik nur knapp 25.000 DM zusammenkamen, ergaben Spenden in Großbritannien umgerechnet über 70 Millionen DM.

## 4.2 mehr Menschen...

Die Wahrnehmung des Welternährungsproblems als „Wettlauf zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelproduktion“ etablierte sich spätestens zu Beginn der 1960er Jahre als maßgeblicher Erklärungsansatz: Statistiker warteten mit ständig neuen Zahlen der zu erwartenden „demographische Explosion“ (Pank 1959, S. 36f.) bis zum Jahr 2000 auf. Die Angst vor einer dramatischen Situation war dabei durchaus real, wurde jedoch durch das traditionsreiche Schlagwort „Überbevölkerung“ noch zusätzlich geschürt. Allerdings stand zunehmend im Vordergrund, dass vor allem in den so genannten Entwicklungsländern die Bevölkerung deutlich wuchs, während sie in den Industrienationen (ausgenommen den USA) zu stagnieren begann. Nicht mehr die vermeintlich deutsche „Raumnot“, sondern eine globale „Bevölkerungsexplosion“ bestimmte die Debatten. Neben drastischen Steigerungen der Nahrungserzeugung wurde daher immer häufiger auch eine maßnahmengesteuerte Verlangsamung des Bevölkerungswachstums gefordert. Darunter fielen sowohl individuelle Verhütungsmethoden sowie teilweise auch staatlich gesteuerte Programme der „Geburtenkontrolle“ oder „Sterilisierungsprämien“ (Fischnich 1966, S. 23). Allerdings formierten sich in der Bundesrepublik zunehmend auch Stimmen, die solchen Praktiken skeptisch gegenüberstanden. Vor allem christlich-konservativ geprägte Beobachter lehnten derartige Forderungen ab und erhielten spätestens 1961 Schützenhilfe durch die päpstliche Sozialenzyklika „Mater et Magistra“ die explizit staatliche (und zum Großteil auch private) Geburtenkontrolle untersagte. Die Reaktionen darauf waren allerdings durchaus geteilt<sup>21</sup>: So wütete ein – heiß diskutierter<sup>22</sup> – *Spiegel-Artikel* über die päpstliche „Sieh nichts-tu nichts“-Haltung, die jener nur noch mit „gottlosen Herrschern des Ostblocks“ (gemeint war Chruschtschow, der die Debatten um Überbevölkerung als bürgerliche Ideologie und „Menschenfressertheorie“ bezeichnet hatte) teilen würde.<sup>23</sup> Tatsächlich zeichnete sich ab, dass die Debatte um die Frage welchen Anteil das Bevölkerungswachstum am Welternährungsproblem hatte hitziger wurde. Von Interesse waren nicht mehr allein Problembeschreibungen, sondern zunehmend auch Lösungsvorschläge, die aufgrund ihrer ausgeprägten Querverbindungen zu zeitgenössischen Wertvorstellungen durchaus gesellschaftlichen Sprengstoff bargen.

## 4.3 ...mehr Brot?

Auch vor diesem Hintergrund schienen massive Steigerungen der Weltagrarpromuktion für den „Weltkampf“ mit den „Divisionen des General Hunger“ (Baade 1964, S. 58) eine näherliegende Lösungsstrategie darzustellen. In Anbetracht erster agrarischer Überschüsse in der Bundesrepublik, die steigende Lagerkosten verur-

<sup>21</sup> „Mutter und Lehrmeisterin“, in: Der Spiegel vom 26.07.1961, S. 40-45.

<sup>22</sup> „Trieb-Werk“ Leserbrief, in: Der Spiegel vom 25.04.1962, S. 5.

<sup>23</sup> „Später im Herbst“, in: Der Spiegel vom 26.02.1964, S. 75-77, hier S. 75.

sachten,<sup>24</sup> sorgten weiterhin geäußerte Forderungen nach genereller Mehrerzeugung von Nahrungsmitteln allerdings für Verwirrung. Die Irritation darüber, dass einerseits Menschen hungerten und andererseits „zuviel Agrarprodukte in der Welt“<sup>25</sup> existierten, ließ FAO-Generaldirektor Binay Sen vom „Dilemma des Hungers und des Überflusses“ als einem der „verblüffendsten Widersprüche unserer Zeit“ sprechen.<sup>26</sup> Mit Forderungen nach „auf den ersten Blick geradezu phantastisch anspruchsvoll(en)“ Produktionssteigerungen versuchten einige Fachleute öffentlich Druck auf die Politik auszuüben und auf eine global koordinierte Hungerbekämpfung zu drängen (Staples 2006, S. 105-121). Dass hier normative Vorstellungen an der Realität Globaler Governance und nationaler ökonomischer Interessen scheiterten muss nicht gesondert betont werden (Hein 2005). Entsprechend wurde Fritz Baade, der 1963 gar eine bewusste Überschussproduktion der EWG zum Zweck der globalen Hungerbekämpfung forderte, als Phantast weitgehend unkommentiert im Regen stehen gelassen (Baade 1963, S. 182f.). Tatsächlich jedoch entwickelte sich die Einschätzung der wachsenden Überschüsse zu einem Streitpunkt der paradigmatisch für eine wichtige Spaltungslinie innerhalb den Diskussionen über das Welternährungsproblem zu sehen ist. Denn die wachsenden Überschüsse wurden durchaus in einen (wenn auch schemenhaften) Zusammenhang mit dem Hunger in der Welt gebracht.<sup>27</sup> Allerdings dienten die drohenden Überschüsse vor allem als Kontrastfolie, vor der der Mangel an anderen Orten nur umso stärker hervorstach: ein intrinsischer Zusammenhang zwischen europäischem Agrarprotektionismus und möglichen Exportproblemen der Entwicklungsländer (Raikes 1988, S. 167) wurde nur selten herausgestellt und so hielten sich Forderungen nach generellen Ertragssteigerungen recht lange als Lösungsstrategie gegen den Hunger.

#### 4.4 Technische Visionen

Trotz der Tatsache, dass die von der Bundesrepublik auf bilateraler Ebene aufgewandten Summen für Projekte der Agrarmodernisierung in den Entwicklungsländern in den 1960er Jahren gering blieben (Heimpel u. Schulz 1992, S. 482-494), wurden auf der Ebene der agrartechnischen (Zukunfts-)Visionen keine kleinen Brötchen gebacken. Neben den künftigen Segnungen der chemischen Industrie auf dem Feld der Nahrungsmittelsynthesierung und Saatgut Hybridisierung zu „Wunderweizen“, mehrten sich Berichte über schmackhaftes „Meeresbrot“ aus Meeresfrüchten, das „binnen einem Monat mehr Kalorien und Vitamine“ ein-

---

<sup>24</sup> „Die Roggenvorräte drücken“, in: Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung vom 03.12.1958; „Die Vorratskammern laufen über. Warum wehrt sich die deutsche Landwirtschaft gegen den Wettbewerb? – Die Verbraucher müssen zahlen“, in: Ruhr Nachrichten Dortmund vom 24.09.1960.

<sup>25</sup> „Zuviel Agrarprodukte in der Welt“, in: Neue Rhein Zeitung (Köln) vom 25.07.1958.

<sup>26</sup> „Feldzug gegen den Hunger“, in: Bonner Rundschau vom 29.05.1959.

<sup>27</sup> „Ernte 63“, in: Der Spiegel vom 20.11.1963.

brächte, als die konventionelle „Weltagrарwirtschaft in einem Jahr“.<sup>28</sup> Zudem sollten künftig „Flugzeuge ganze Urwälder mit chemischen Steuersubstanzen besprühen“, so dass „Lianen und Mangroven [...] dann in ihren Blättern weniger von dem Überschussprodukt Stärke aufbauen [würden] und dafür mehr von dem Stoff, der für die Ernährung der im Mangel lebenden Völker am hochwertigsten ist: Eiweiß.“<sup>29</sup> Generell rückten Eiweißprodukte in den „Vordergrund der modernen Ernährung“. Nicht mehr nur dass, sondern auch was gegessen wurde bekam zunehmend Bedeutung (Weenart 2010; Cullather 2010, S. 75f.). Die offenbar vorhandene Besorgnis, dass nicht nur die Hungernden, sondern auch deutsche Hausfrauen ihre Familien künftig nur noch „mit Pillen“ ernähren würden, konnte aber „von den Wissenschaftlern“<sup>30</sup> zerstreut werden: „Algenbrote“ oder „Wunderweizen“ fungierten vor allem als zukünftige technische Verheißung und utopische Chiffre für ein Ende des „Hungers der Anderen“. Abgelöst von ihrer tatsächlichen Anwendungsreife demonstrierten jene Vorschläge die Innovationskraft westlicher Wissenschaft in ethisch-moralischen Fragen, und nicht massive Einschnitte in die Konsumkultur der BundesbürgerInnen (Lummel 2007; Spiekermann 2007).

#### 4.5 Im Kielwasser des Entwicklungsdiskurses

Der Start der ersten Entwicklungsdekade hatte durchaus Implikationen für die Wahrnehmung des Kontextes in den das Welternährungsproblem eingebettet wurde. Wenn im Zusammenhang mit dem Stichwort Entwicklungshilfe die Rede auf Hunger und Unterernährung kam, so wurden diese Phänomene vor allem als wirtschaftlicher Effekt der Unterentwicklung verstanden, der im Zuge eines noch zu konzipierenden „neuen Marshallplans“<sup>31</sup> und unter Zuhilfenahme von „Agrarüberschüssen als Entwicklungshilfe“<sup>32</sup> verschwinden würde (BMZ 1964, S. 6). Auf Seiten der Erzeuger sah das Szenario jedoch etwas anders aus. So wurde freundlich-paternalistisch, zuweilen jedoch auch offen chauvinistisch die „Entsendung deutscher gut ausgebildeter Landwirte“<sup>33</sup> in die Entwicklungsländer propagiert, zumal Experten berichteten, dass westliche Helfer oft kopfschüttelnd vor der „andersgearteten Wunschskala“ der armen Menschen stünden, die immer wieder versuchen würden eigentlich dringend benötigtes Milchpulver zu Geld zu machen um Dinge wie „ein Messer, eine Lampe [...] oder] ein Grammophon“ zu kaufen, anstatt

<sup>28</sup> „Ernährung aus den Ozeanen“, in: Hannoversche Allgemeine vom 08.07.1966.

<sup>29</sup> „Gesteuerter Dschungel“, in: Der Spiegel vom 14.11.1966, S. 164.

<sup>30</sup> „Auch im Jahre 2000 keine Pillenkost“, in: Kölner Stadt-Anzeiger vom 14.11.1962.

<sup>31</sup> Vor allem in der Zeitung die Zeit und in der Frankfurter Allgemeine Zeitung kam immer wieder die Rede auf einen „zweiten“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung) oder „umgekehrten“ (Zeit) Marshallplan, vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12. und 31.12.1959; Die Zeit vom 11.12.1959; „Marshall-Plan für Entwicklungsländer“, in: Handelsblatt vom 12.02.1965.

<sup>32</sup> „Agrarüberschüsse als Entwicklungshilfe“, in: Die Welt (Essen) vom 19.11.1962.

<sup>33</sup> Gerl, F., Möglichkeiten und Grenzen der deutschen Landwirtschaft in der Welternährungswirtschaft, in: Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft. Welternährung zwischen Überfluss und Mangel, S. 128-151, hier S. 144.

mehr „Brot, Fleisch [...und] Milch für die Kinder“ (Wilbrandt 1960, S. 9f.). Die imaginierte Kluft zwischen westlicher Bildung und Aufgeklärtheit und vermeintlich rückständiger Geisteshaltung in den Entwicklungsländern sollte durch stetes Vorbild überwunden werden, so dass der Deutsche Bauernverband große Aufgaben auf die deutsche Landjugend zukommen sah (Albrecht 1964). Einen möglichen Gegensatz zwischen den Interessen der Entwicklungsländer und denen der Bundesrepublik wollte man dabei weder in punkto Wirtschaftshilfen noch in Hinblick auf den Handel und die Versorgung mit Nahrungsmitteln sehen. Denn im Zweifelsfall, so referierte Andreas Hermes auf der zehnten FAO Konferenz in Rom, sei die „wirtschaftliche Stabilität in den industrialisierten Ländern [...] auch von größter Bedeutung für die Exporterlöse und die Kaufkraft der weniger entwickelten Länder“.<sup>34</sup> Die Hoffnung auf „Trickle-down-Effekte“, das heißt die Einschätzung, dass das in Folge von einseitigem Wirtschaftswachstum „akkumulierte Kapital auch bis zu den Armen“ (Schmidt 2007, S. 146) durchdringen würde, war ein ganz heißes Eisen im Feuer all jener, die glaubten Hunger und Mangel im Zuge der „Entwicklung“ ehemals „unterentwickelter Gebiete“ beheben zu können (Bodemer 1985, S. 280f.).

## 5 Vom Problem zur Krise: Die Debatten über den Welthunger zu Beginn der 1970er Jahre

„Es ist uns nicht gelungen, irgendeine neue oder originelle Aussage zum Welternährungsproblem zu machen. In den letzten zwei Jahrzehnten ist das Thema in Reden und Veröffentlichungen so gründlich behandelt worden, daß es Gefahr läuft, hinsichtlich seines Ausmaßes und seiner Bedeutung durch rhetorischen Übereifer getrübt zu werden.“ (PSAC 1967, S. 3; Borsook 1968, S. 14f.)

Debatten verändern sich graduell, nur sehr selten finden Umschwünge in Wissensbeständen ganz plötzlich statt. So auch im Falle der Diskussionen über das Welternährungsproblem, die sich im Verlauf der späten 1960er und frühen 1970er Jahre langsam aber kontinuierlich veränderten – weg von einem ernsten, aber mit Willen und Technik lösbaren Problem der Ernährung der Weltbevölkerung, hin zu einer drohenden (und kaum mehr aufzuhaltenden) globalen Krise. Es erwies sich nachdrücklich, dass der erklärte „Krieg gegen den Hunger“ weder mit „Leerformeln“ politischen Willens (Matzke 1974, S. 90) noch mit den gewählten Mitteln innerhalb weniger Jahre zu gewinnen sein würde. Denn trotz teilweise deutlich gesteigerter Erträge, auch in den Entwicklungsländern, rissen die Meldungen über Hunger- und Dürrekatastrophen in Indien (1965-1967), Nigeria/Biafra (1967-68) und der Sahel-Zone (1968-75) mit geschätzten 5 Millionen Hungertoten nicht ab (Nuss-

---

<sup>34</sup> „Gegen den Hunger in der Welt“, in: Bulletin der Bundesregierung vom 12.11.1959.

baumer 2003, S. 53). Im Kontrast dazu mehrten sich Meldungen über „Milchseen“ und „Butterberge“ in den Industrieländern. Verstärktes Umweltbewusstsein, wachsende Zukunftsängste und politische Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik, führten dazu, dass auch die Debatten um das Welternährungsproblem vermehrt im Zeichen der Krise standen. Der Optimismus in Hinblick auf das schnelle Erreichen einer hungerfreien Welt, der die erste Hälfte der 1960er Jahre geprägt hatte, ebte deutlich ab, denn sowohl Experten als auch die informierte Öffentlichkeit nahmen die wachsende Lücke zwischen ‚Sein und Sollen‘ im Kampf gegen den Hunger durchaus wahr.

### 5.1 Zwischen Spendenwettbewerb und „Hungerbombe“

Vor diesem Hintergrund schlichen sich durchaus Anzeichen von Resignation und Hilflosigkeit in die Diskussionen ein, auch wenn nach wie vor ein Großteil der deutschen Privatspenden auf „Hungernde“ entfiel (Dreesmann 1969, S. 10; Brot für die Welt 1971, S. 111). Die Erinnerung an eigene Not spielte jedoch mit 12% zu diesem Zeitpunkt nur noch eine untergeordnete Rolle; zumindest diesbezüglich schien Ludwig Erhards Regierungserklärung von 1965, in der er das „Ende der Nachkriegszeit“ postuliert hatte, richtig gewesen zu sein (Winkler 2002, S. 233). In Anbetracht akuter Hungersnöte stieg die Spendenbereitschaft der West-deutschen zum Ende der 1960er Jahre sogar weiter an, so dass die Welt am Sonntag titelte: „Gewissen und Glück machen das Geld locker“<sup>35</sup>. Untermalt wurde die Spendenbereitschaft von visuellen Werbemitteln, die immer größere Anteile der Ausgaben der verschiedenen Hilfswerke und Dritte-Welt-Aktionen einnahmen (Lingelbach 2006, S. 106 u. 109f.). Besonders im Zuge der Hungerkrise in Biafra (Nigeria) kursierten teilweise schockierende Bilder verhungender Menschen und immer wieder wurde über Szenarien, in denen der Tod weit Entfernter „in unseren Fernsehgeräten mit an[ge]sehen“ werden müsste, debattiert (Matzke 1974, S. 13). Parallel zur ausgeweiteten Darstellung des Hungers gewann jedoch das Argument an Boden, dass zunehmend nicht nur die Hungernden selbst, sondern auch die Satten bedroht seien. Das bereits in den Jahren zuvor sichtbar gewordene Umschwenken in Bezug auf die Lokalisierung der vom Hunger ausgehenden Gefahren, schritt weiter voran. Willy Brandt (SPD), zu diesem Zeitpunkt noch Außenminister, warnte bereits 1969: „Die Splitter der gewaltigen Explosion – verursacht durch das Aufeinandertreffen von armen und reichen Nationen – würden auch uns sehr empfindlich treffen“ (Brandt 1969, S. 27). Selbst die Kirchen und ihre Hilfswerke, zumeist um Ausgleich und moderate Wortwahl bemüht, trugen dazu bei den Welthunger zunehmend auch als Gefahr für die Menschen in den Industriestaaten zu stilisieren, indem eine Explosion der „Hungerbombe“ mit den Gefahren einer „Atom-bombe“ verglichen wurde (EKD 1989, S. 13). Tatsächlich avancierte die „Hunger-

---

<sup>35</sup> „Gewissen und Glück machen das Geld locker“, in: Welt am Sonntag vom 19.12.1971.

bombe“<sup>36</sup> zum Mediens Schlagwort jener Jahre: Hunger wurde immer öfter zu einem Pulverfass erklärt, das jederzeit explodieren könne.

## 5.2 (Grüne) Revolution im Butterberg – der Hunger und der Überfluss

„For a strategy of technological improvement to succeed on a sustained basis, it must include plans to cope with the consequences of its success.“  
(FAO 1968, S. 113).

Weniger Weltuntergangsstimmung herrschte nach wie vor auf dem Gebiet der agrarwissenschaftlicher Forschung. Zwei Schwerpunkte bestimmten die Debatten der frühen 1970er Jahre: Zum einen rückten die Erfolge und Misserfolge der sogenannten „Grünen Revolution“ – kurz: Produktionssteigerungen durch hochpotentes genetisch verändertes Saatgut, sowie generelle agrarstrukturelle Modernisierung – in den Fokus (Dix u. Langtaler 2006, S. 7). Zum anderen wurden wachsende Nahrungsmittelüberschüsse (vor allem in der EWG) diskutiert. Auch wenn sich, vor allem vor dem Hintergrund der Ölkrise 1973, der erhöhte Energiebedarf durch Düngung und Maschineneinsatz als Achillesferse der Grünen Revolution erwies (Hohensee 1996, S. 103-108), warfen gesteigerte Erträge global gesehen ein milderes Licht auf die Debatte um das Welternährungsproblem. Auch neue unkonventionelle eiweißhaltige Nahrungsquellen gaben vorsichtigen Anlass zu Hoffnung.<sup>37</sup> Auf der Eröffnungsfeier der „Woche der Welthungerhilfe“ 1970 wurden folgerichtig „Algen-Plätzchen“<sup>38</sup> gereicht. Nicht nur zu solchen Events hatte die Ernährung der Hungernden durchaus etwas mit dem Fortschritt der Satten zu tun: 1968 wurde die so genannte „Dispersionstrocknung“ von deutschen Ingenieuren zum Patent angemeldet und vor allem in Hinblick darauf in den Medien erwähnt, dass Hilfswerke künftig „ohne Mühe mit wenigen Lastwagenladungen [...] innerhalb von Stunden wirkungsvoll den Hunger in den Bann schlagen“ könnten.<sup>39</sup> In Anbetracht der Tatsache, dass derartige Segnungen jedoch hauptsächlich in den Industriestaaten, wo sie erzeugt wurden, zur Anwendung kamen, zog Jürgen Heinrichs ein wenig ermutigendes Fazit: „Der große Einsatz unkonventioneller Nahrungsmittel scheitert an den sozioökonomischen Strukturen. Um es auf eine einfache Formel zu bringen: die vom Protein hunger betroffene Bevölkerung kann sich diese Produkte mangels Kaufkraft nicht leisten. [...] Der Engpass liegt nicht bei der Produktion sondern beim Markt.“ (Heinrichs 1969, S. 110f.) Und auch die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* stellte fest: „Der Theorie, dass Ernährungsprobleme zu lösen seien, wenn man nur die neuen Techniken der ‚grünen Revolution‘ oder die Fabriken für synthetische Nahrungsmittel konsequent entwickle, steht bisher eine

<sup>36</sup> So auch: „Die Hungerbombe“, Rheinischer Merkur (Koblenz) vom 22.09.1967.

<sup>37</sup> „Die Welt muss sich im Kampf gegen den Hunger solidarisieren“, in: Saarbrücker Landeszeitung vom 13.10.1970.

<sup>38</sup> „Gäste knabberten Algen-Plätzchen“, in: Generalanzeiger (Bonn) vom 06.10.1970.

<sup>39</sup> „Pulver soll im Kampf gegen den Hunger siegen“, in: Bonner Rundschau vom 07.11.1968.

Gesetzmäßigkeit gegenüber: Von den Erfolgen profitieren vorerst nur die Satten.<sup>40</sup> Fast folgerichtig gerieten zunehmend nicht nur Mangel in der Ferne, sondern zunehmend auch Überflussphänomene vor Ort in den Blick: Die Erkenntnis, dass „an Stelle schlechter Ernährung im Sinne des Mangels, nun schlechte Ernährung im Sinn von Überdruss und Übergewicht“ getreten sei und „Gefäßkrankheiten des Herzens, Diabetes und Krampfadern [...] eine größere Last als Rachitis, Skorbut, Beriberi und Kwashiorkor“ darstellten, sorgte durchaus für Besorgnis (Pyke 1970, S. 243). Mehr noch als der Blick auf den eigenen Hosenbund, irritierten die BundesbürgerInnen jedoch die Nachrichten über wachsende agrarische Überschüsse, die im Rahmen der GAP produziert wurden. 1968 besaß der als „Butterberg“ bezeichnete EWG-Überschuss an Lagerbutter bereits ein Volumen von 150.000 t, ähnlich sah es bei so genannten „Problemprodukten“ wie Weichweizen, Zucker, und einigen Obst- und Gemüsesorten aus. Die in der Folge EWG-weit erlassenen Richtlinien zur so genannten „Denaturierung“ von Überschüssen trafen in der Bevölkerung allerdings auf großes Unverständnis.<sup>41</sup> Vor allem die Kirchen und die kirchlichen Hilfswerke warfen ihre Protestmaschinerie an, brandmarkten die Umleitung des Getreides „in Futtertröge“<sup>42</sup> und stellten sofort einen Zusammenhang zum Welthunger her.<sup>43</sup> Zudem boten die NGOs öffentlichkeitswirksam an, die Schiffsfracht der Überschüsse in Hungergebiete oder die Kosten für etwaige „Milchbomber“<sup>44</sup> zu übernehmen.<sup>45</sup> Tatsächlich verhinderte der öffentliche Druck in der Bundesrepublik – anders als in den europäischen Nachbarländern – dass Überschüsse vernichtet wurden. Lebensmittelverschwendung blieb – im Großen wie im Kleinen – verpönt, wie auch Aachener Schulkinder erfahren mussten, denen mit dem Slogan „Schmeißt du weg dein Butterbrot, bist du Schuld an ihrem Tod“<sup>46</sup> reichlich Verantwortung für die Situation der „hungrigen Kinder in Afrika“ auf die schmalen Schultern geladen wurde.

<sup>40</sup> „Mit der Spende der Satten und Reichen ist es nicht getan“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18.06.1970.

<sup>41</sup> „Keine Vernichtung von Weizen“, in: Stuttgarter Zeitung vom 17.10.1967; „CDU gegen Weizen Vernichtung, Minister Leibfried soll intervenieren“, in: Stuttgarter Zeitung vom 12.10.1967.

<sup>42</sup> „Bonn leitet Getreide in Futtertröge“, in: Die Welt (Essen) vom 04.11.1967.

<sup>43</sup> „Trotz kirchlicher Proteste: Weizen wird denaturiert“, in: epd ZA Nr. 253 vom 03.11.1967.

<sup>44</sup> Die Parallele zu den sog. „Rosinenbomben“, mit denen die US-Amerikaner die Westberliner Bevölkerung während der Berlin-Blockade zwischen Juni 1948 und Mai 1949 versorgten, ist offensichtlich: „Milchbomber fliegen in das verwüstete Bangladesh“, in: Die Welt (Essen) vom 14.02.1972.

<sup>45</sup> „Ernte Überschüsse den Hungernden geben“, in: epd ZA Nr. 264 vom 16.11.1967.

<sup>46</sup> Vgl. „Viele Butterbrote werden weggeworfen“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27.11.1973.

### 5.3 Neue Perspektiven auf den „Teufelskreis Arbeitslosigkeit – Armut – Hunger“

Zu Beginn der 1970er Jahre war die Vision einer Welt ohne Hunger, jenseits nationaler Interessen an der Realität zerschellt (Shaw 2007, S. 82f.). Die FAO hatte ihre Frontstellung im Kampf gegen den Welthunger zunehmend eingebüßt, dafür sorgten mangelnde Erfolge<sup>47</sup>, ein zunehmend aufgeblähter bürokratischer Wasserkopf<sup>48</sup> und nicht zuletzt auch Vertreter der Industrieländer, allen voran Teile der US Regierung, die mit der Ausrichtung der FAO unzufrieden waren und größere Projekte zunehmend ausbremsten (Staples 2006, S. 84). Zudem geriet zunehmend die „wirtschaftlich-soziale“ Dimension des Welternährungsproblems in den Blick und löste agrarisch-technische Betrachtungsweisen ab. Die große Mehrzahl all jener Agronomen und Experten, die sich bisher überwiegend auf technische Methoden der Mehrproduktion verlegt hatten und den Absatz als Aufgabe der Politik, Entwicklungshilfe oder, noch allgemeiner, automatische Folge der „Industrialisierung“ gesehen hatten, waren gezwungen einzuräumen, dass Nahrung nicht nur erzeugt, sondern auch gekauft werden musste. Die Erkenntnis, dass ohne Geld keine Nahrung, aber ohne Nahrung auch kein Geld zu vermehren war, führte zu einer Aufwertung der „Rolle der Landwirtschaft im Entwicklungsprozess“ in Wissenschaft, öffentlicher Debatte sowie staatlicher Entwicklungspolitik (Lefringhausen 1971, S. 74). Aus dem Spektrum der außerparlamentarischen Linken und von den zahlreichen „Dritte Welt Gruppen“ wurden zudem Vorwürfe in Bezug auf die grundsätzliche Haltung der Bundesrepublik gegenüber den Entwicklungsländern laut (Olejniczak 1998, S. 93). Der Vorwurf lautete, dass durch ungerechte Handelskonditionen und Ausplünderung der Rohstoffvorkommen die Persistenz (neo-)kolonialer Unterdrückungsverhältnisse gar gefördert werde.<sup>49</sup> Nicht mehr allein der leibliche Hunger, sondern vor allem das globale Kräftegleichgewicht und die Folgen kapitalistischer oder „imperialistischer“ Handelspolitik, die Dependenz des globalen Südens vom globalen Norden, wurden zunehmend thematisiert (Wöhlcke 1988, S. 23f.). Tatsächlich hatten sich die „terms of trade“, das heißt die Austauschbedingungen des Handels zwischen Industrie- und Entwicklungsländern im Verlauf der 1960er Jahre kontinuierlich verschlechtert. Die Frage, ob langfristig „die Reichen die Armen ausplünderten“ (Matzke 1971, S. 9), sorgte daher nicht nur bei deutschen NGOs wie *Brot für die Welt* oder *Caritas* für besorgte Debatten, sondern nötigten auch Entwicklungsminister Eppler das Statement ab, dass die westlichen Industrieländer „als Käufer den Ton auf den Weltrohstoffmärkten“

---

<sup>47</sup> Erich B. Kusch, „Kämpft die FAO gegen den Hunger oder verwaltet sie ihn?“, in: Handelsblatt Düsseldorf vom 03.11.1967; „Fragwürdige Agrar-Prognosen“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.11.1967.

<sup>48</sup> „Die FAO kam vor das ‚Tribunal‘“, in: Frankfurter Rundschau vom 26.06.1970.

<sup>49</sup> Elisabeth Stawikowski, „Natur und Imperialismus“, in: Blätter des IZ3W 28 (1973), S. 39-42, hier S. 39.

angäben und durchaus in der Lage seien höhere Preise zu zahlen wenn nötig. Allerdings knurrte Eppler auch in Richtung der neuen „Form der Kritik, die sich um das Jahr 1968 zu artikulieren begann“, dass die „terms of trade“ nicht das „Ergebnis abgründiger Bosheit einiger Kapitalisten [seien] (als ob Kommunisten ihre Bananen teurer kauften), sondern der Machtverhältnisse am Markt“ (Eppler 1971, S. 125). Festhalten lässt sich, dass sich an dieser Stelle innerhalb der Debatten über Welternährung und gerechten Zugang zu Ressourcen eine dauerhafte Debatte über Verteilungsgerechtigkeit und vor allem einem besseren Zugang der Länder der „Peripherie“ zum Weltmarkt entwickelte, die das Welternährungsproblem als Konzept deutlich überlebte (Feldbauer u. Hardach 1999, S. 13-20).

#### 5.4 Vom Welternährungsproblem zum Weltproblem

Veränderungen in Hinblick auf die Validität des Welternährungsproblems ergaben sich auch aus dem Wandel der weltpolitischen Lage. Im Zuge der „neuen Ostpolitik“ ließ Willy Brandt verlauten, dass der „Nord-Süd-Gegensatz“ beginne, die „nach wie vor bestehenden Ost-West-Spannungen teilweise zu überlagern und zu verschieben“ (Brandt 1969, S. 26). Zudem begann Ende der 1960er Jahre das Thema Umwelt- und Verbraucherschutz die politische Öffentlichkeit zu beschäftigen. Ein Wandel fand hier auf zwei Ebenen statt. Zum einen stellten die Konsumenten von Lebensmitteln in der Bundesrepublik zunehmend Ansprüche in Hinblick auf die Nahrung, die gekauft wurde: so titelte der *Münchener Merkur* mit der „Angst vor dem Essen“ und den „Chemikalien im Kochtopf“.<sup>50</sup> Neben dem Verbraucherschutz rückten jedoch auch der Umweltschutz immer stärker in den Fokus der Bundes- und Agrarpolitik und folgte damit dem Welternährungsproblem und dem Bevölkerungswachstum in gewisser Weise auf die globale Bühne (Hünemörder 2004, S. 154-181; Meyer et al. 2005). Nicht nur die Welternährung, sondern die Begrenztheit der Ressourcen und die Verletzlichkeit von Ökosystemen im allgemeinen stellte sich als Problem dar, das nicht im nationalen Alleingang zu lösen war und letztlich die ganze Menschheit als „in die Biosphäre eingeflochtener Superorganismus“ betraf (Ehrensverd 1974, S. 134). Paradigmatisch für diesen „integrativen“ Ansatz war die 1972 veröffentlichte Globalstudie „Die Grenzen des Wachstums“ des *Club of Rome*.<sup>51</sup> Der Bericht schuf ein umfassendes Bedrohungsszenario, das durch Computeranalysen und mathematische Simulationen des Zusammenspiels der „wichtigen variablen Größen wie Bevölkerungszahl, Nahrungsmittelproduktion und Umweltverschmutzung“ (Meadows 1972, S. 15) generiert wurde und schlug, nicht nur in der Bundesrepublik<sup>52</sup>, ein wie eine Bombe (Kupper

<sup>50</sup> „Die Angst vor dem Essen. Wieviel Chemikalien sind tatsächlich im Kochtopf?“, in: *Münchener Merkur* vom 03.11.1972.

<sup>51</sup> Der *Club of Rome* war eine Gruppe von über 70 Personen, die neben ihren Haupttätigkeiten als Wissenschaftler, Ökonomen oder Industrielle Einfluss auf die Debatten um die ‚Zukunft‘ der Welt zu nehmen versuchten.

<sup>52</sup> „Weltuntergangsvisionen aus dem Computer“, in: *Der Spiegel* vom 15.05.1972, S. 126-129.

2004, S. 105). In diesem Bericht kreuzten sich die Diskussionen über Welternährungsprobleme, Überbevölkerungsorgen, enttäuschte Fortschrittsgläubigkeit sowie Umweltschäden und ihre Folgen. Das eigentlich längst angebrochene Zeitalter der Globalisierung wurde in all seiner Garstigkeit präsentiert und in ein medienwirksam inszeniertes Bedrohungsszenario gegossen, an dem sich jede Teilbereichsdebatte abzarbeiten hatte.

In diesem Sinne lässt sich vielleicht von einem letzten Aufbäumen der Debatten über das Welternährungsproblem, während der von Christian Gerlach untersuchten „Welternährungskrise“ zwischen 1972 und 1975, sprechen. Ausgelöst durch umfangreiche Getreideverkäufe der USA an die Sowjetunion und China kam es zu einer drastischen Nahrungsmittelpreisinflation auf dem Weltmarkt und in der Folge zu verstärkten lokalen Hungerkrisen (Gerlach 2005, S. 547). Doch trotz einer deutlich erhöhten und hoch emotionalisierten medialen Berichterstattung wurde die Welternährungskrise auch von den Zeitgenossen bereits im Zusammenhang mit anderen krisenhaften Zuspitzungen der frühen 1970er Jahre, wie beispielsweise der „Ölkrise“ diskutiert<sup>53</sup>, so dass sie sich in ein allgemeines Krisenempfinden einreichte, das in der Retrospektive immer wieder als Beginn einer umfassenden „Globalisierungskrise“ beschrieben worden ist (Feldbauer u. Hardach 1999, S. 15f.). Das Bewusstsein globaler Interdependenz verstärkte sich zusehends, und die Bereitschaft zu glauben, dass allein „der Himmel die Verantwortung“ für den Welthunger trage, gab es schlicht nicht mehr.<sup>54</sup> Paradoxe Weise beschleunigte die Welternährungskrise damit die Transformation des Welternährungsproblems zum allgemeinen Weltproblem: Mit den Worten eines Kolumnisten des Deutschen Allgemeinen Sonntagsblattes lässt sich zusammenfassend sagen: „Spätestens seit 1973 [war] es nicht mehr erlaubt, Einzelprobleme wie das der Ernährung zu isolieren.“<sup>55</sup>

## 6 Fazit

Als das Welternährungsproblem zu Beginn der 1950er Jahre in der bundesdeutschen Debatte auftauchte, ging es den damit befassten Experten, zunächst vor allem darum ein vermeintlich neues Problem analytisch zu vermessen und die Aktualität des globalen Dilemmas in die bundesdeutsche Öffentlichkeit zu kommunizieren. Die angeführten Gründe für den Hunger in der Welt waren vielgestaltig und im deutschen Kontext besonders Anschlussfähig an eigene Mangelserfahrungen. Der Begriff Welternährungsproblem bot sich daher nicht nur als Lehnwort

---

<sup>53</sup> Klaus Natorp, „Der Hunger darf nicht siegen“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 08.10.1974.

<sup>54</sup> Lenelotte von Bothmer, MdB, „Trägt nur der Himmel die Verantwortung? Eine kritische Betrachtung zur Woche der Welthungerhilfe“, in: SPD-Pressedienst PXXVIII/188 vom 01.10.1973; „Wo sind die größten Schuldigen?“, in: Finanz und Wirtschaft vom 02.11.1974.

<sup>55</sup> „Brotkrümel für die Welt“, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt vom 23.06.1974.

aus dem internationalen Kontext an, sondern auch auf Grund seiner konzeptionellen Vagheit. Er enthielt globale Konnotationen und erlaubte gleichzeitig den Anschluss an nationale Debatten, sowohl ethisch-moralischer Art als auch im Bereich der Agrar- und Wirtschaftspolitik, sowie später im Bereich der Entwicklungspolitik. Dabei stand die Überzeugung im Vordergrund, dass mittels fundierter Information über den Ist-Zustand zu einem vernünftigen und reflektierten Umgang mit dem Problem zu gelangen sei. Vor allem ab den frühen 1960er Jahren folgten die geforderten Lösungsstrategien agrarwissenschaftlichen Trends und entwicklungspolitischen Kontroversen in den Industrieländern und orientierten sich an einem ausgeprägten Fortschrittsoptimismus in Hinblick auf die Innovationskraft westlicher Technik und Wissenschaft „zum Wohle der Menschheit“. Allerdings waren Inhalte und Außenlinien des Welternährungsproblems durchaus umkämpftes Terrain. Ob insgesamt fehlende Nahrung und agrarische Rückständigkeit, ein Ungleichgewicht zwischen Nahrungserzeugung und Bevölkerungswachstum, Armut und mangelnde Kaufkraft der Hungernden oder die wachsenden Überschüsse und mithin globale logistische und handelspolitische Ungleichgewichte das Hauptproblem darstellten, war umstritten. An der Frage wie die Welt ernährt werden solle, entzündeten sich nicht nur fachinterne Unstimmigkeiten, sondern erhitze öffentliche Debatten, die in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren tatsächlich in ganz grundsätzliche Fragen nach globaler (Verteilungs-)Gerechtigkeit, Marktungleichgewichten und Nord-Süd-Gefälle auf den Weltmärkten sowie Kontroversen über das allgemeine Verhältnis von Menschen zu Umwelt und Ressourcen mündeten. Vor allem im Zuge dieser Debatten verlor der Begriff Welternährungsproblem seine holistisch-deskriptive Stellung. Dies lag sicherlich zum einen an der analytischen Unschärfe des Begriffes, zum anderen auch daran, dass zusehends auch diejenigen über die gesprochen wurde, zumeist Vertreter aus den so genannten „Entwicklungsländern“, eine Teilhabe an der Debatte einforderten. Mit dem sehr allgemein gehaltenen und weitestgehend ohne Akteure auskommenden Begriff Welternährungsproblem war in einem derartigen Dialog wenig anzufangen (Langthaler 2006, S. 233f.).

Gleichzeitig rückten zudem andere Themen in den Mittelpunkt, die sowohl das wachsende Krisenempfinden in der Bundesrepublik als auch neue Bedürfnisse nach Erfassung und Vermessung der Probleme und Chancen einer sich immer schneller globalisierenden Welt besser zu umschreiben in der Lage waren. Während auf der einen Seite der Trend in den Diskussionen hin zur Betrachtung einer umfassenden Weltproblematik – im Sinne des heute immer wieder auch negativ gebrauchten Begriffes „Globalisierung“ ging (Avant et al. 2010, S. 4-6), zeichnete sich parallel dazu eine verstärkte Spezialisierung und Einbeziehung des „Lokalen“ ab. Immer öfter wurden einzelne Aspekte des ‚ehemaligen‘ Welternährungsproblems in Hinblick auf ihren Einfluss auf die Situation und vor allem die Akteure „vor Ort“ untersucht, so dass der Begriff als weltumspannendes Gesamtkonzept zunehmend in Vergessenheit geriet.

## Literatur

- Albrecht, Hartmut (1964): Die Bedeutung von Demonstrationsbetrieben als einer Form der landwirtschaftlichen Entwicklungshilfe. Wirkungsbedingungen und Problembereiche des Demonstrierens. In: Zeitschrift für Ausländische Landwirtschaft 2, S. 97-119.
- Avant, Deborah D. et al. (2010): Who Governs the Globe?. In: Dies. (Hg.): Who Governs the Globe?. Cambridge/ New York, S. 1-31.
- Baade, Fritz (1956): Welternährungswirtschaft. Hamburg.
- Baade, Fritz (1960): Der Wettlauf zum Jahre 2000. Paradies oder Selbstvernichtung. Oldenburg.
- Baade, Fritz (1963): Die deutsche Landwirtschaft im Gemeinsamen Markt. Baden-Baden.
- Baade, Fritz (1964): Der Weltkampf gegen den Hunger. In: Otto Keune (Hg.): Agrarfragen für jedermann. Hildesheim, S. 58-80.
- Bankoff, Greg u. Hilhorst, Dorothea (2004): Introduction. Mapping Vulnerability. In: Greg Bankoff et al. (Hg.): Mapping Vulnerability. Disasters, Development, and People. London/Sterling, VA.
- Bodemer, Klaus (1985): Programmentwicklung in der Entwicklungspolitik der Bundesrepublik Deutschland. In: Franz Nuscheler (Hg.): Dritte Welt Forschung. Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik. Opladen, S. 278-307.
- Böll, Heinrich (1965): Das Brot der frühen Jahre. Berlin.
- Borsook, Henry (1968): Der Hungrige kann nicht warten. Das Welternährungsproblem. München u. Zürich.
- Boyd Orr, John (1954): Werden nur die Reichen satt? Des weißen Mannes Schicksalsstunde. Düsseldorf.
- Brandt, Willy (1969): Entwicklungshilfe als weltweite Friedenspolitik. In: Bernd Dreesmann (Hg.): Strategien gegen den Hunger. Das Weltproblem Nr. 1 in Berichten bedeutender Fachleute. Hamburg, S. 25-32.
- Brittain, Robert (1956): Brot für alle. Sorgen und Hoffnungen. Stuttgart.
- Brot für die Welt (1971) (Hg.): Brot für die Welt. Eine Materialsammlung 10. Stuttgart/Berlin.

- Cullather, Nick (2010): *The Hungry World. America's Cold War Battle Against Poverty in Asia*. Cambridge, MA.
- Daniel, Ute (2006): *Kompendium Kulturgeschichte. Theorie. Praxis. Schlüsselwörter*. Frankfurt/M.
- Dix, Andreas u. Langthaler, Ernst (2006): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert*. Innsbruck, S. 7-16.
- Dreesmann, Bernd (1969): Strategie gegen den Hunger. In: Ders. (Hg.): *Strategien gegen den Hunger. Das Weltproblem Nr. 1 in Berichten bedeutender Fachleute*. Hamburg, S. 9-16.
- Ehrensvärd, Gösta (1974): *Energiehunger. Daten und Fakten zum Rohstoff-, Energie-, und Welternährungsproblem*. Bern.
- Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes der EKD (1989) (Hg.): *Denkanstöße. 30 Jahre Brot für die Welt*. Stuttgart.
- Eppler, Erhard (1971): *Wenig Zeit für die Dritte Welt*. Stuttgart.
- FAO (Hg.): *The State of Food and Agriculture 1968*. Rom.
- Feldbauer, Peter u. Hardach, Gerd (1999): Von der Weltwirtschaftskrise zur Globalisierungskrise. Wohin treibt die Peripherie?. In: Dies. u. Gerhard Melinz (Hg.): *Von der Weltwirtschaftskrise zur Globalisierungskrise (1929-1999)*. Frankfurt/M., S. 9-21.
- Fellmeth, Ulrich (2001): *Brot und Politik. Ernährung, Tafelluxus und Hunger im antiken Rom*. Stuttgart.
- Fischnich, Otto (1966): Die Ernährung von 6 Milliarden Menschen als Agrartechnische Aufgabe. In: *Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft (Hg.): Welternährung zwischen Überfluss und Mangel*. Frankfurt/M., S. 16-53.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.
- Glaeser, Bernhard (1989): Agriculture between the Green Revolution and Ecodevelopment: Wich Way to Go?. In: Ders. (Hg.): *The Green Revolution Revisited*. London, S. 1-9.
- Hardach, Gerd (1993): Die Rückkehr zum Weltmarkt 1948-1958. In: Axel Schildt u. Arnold Sywottek (Hg.): *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft in den 50er Jahren*. Bonn 1993, S. 80-104.
- Hecht, Michael (2003): Teuerungsproteste 1846/47 in Frankreich und Preussen. Vergleichende Untersuchung ihrer Bedingungsfaktoren. In: *Francia* 30.3, S. 115-142.

- Heim, Susanne u. Schaz, Ulrike (1996): Berechnung und Beschwörung. Überbevölkerung. Kritik einer Debatte. Berlin.
- Heimpel, Christian u. Schulz, Manfred (1992): German Aid to Agriculture in the MADIA Countries of Cameroon, Kenya, Malawi, Senegal and Tanzania. In: Uma Lele (Hg.): Aid to African Agriculture. Lessons from two Decades of Donors' Experience. London/Baltimore, S. 476-519.
- Hein, Bastian (2006): Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte. München.
- Hein, Wolfgang (2005): Global Governance and Food Security. In: Uwe Kracht (Hg.): Food and Nutrition Security in the Process of Globalization and Urbanization. Münster, S. 589–606.
- Heinrich, Horst-Alfred (1991): Politische Affinität zwischen geographischer Forschung und dem Faschismus im Spiegel der Fachzeitschriften. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie in Deutschland von 1920 bis 1945. Gießen.
- Heinrichs, Jürgen (1969): Die Eiweiß-Lücke. In: Bernd Dreesmann (Hg.): Strategien gegen den Hunger. Das Weltproblem Nr. 1 in Berichten bedeutender Fachleute. Hamburg, S. 97-111.
- Hodenberg, Christina von (2006): Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945-1973. Göttingen.
- Hogan, Michael J. (1998): A Cross of Iron. Harry S. Truman and the Origins of the National Security State, 1945 – 1954. Cambridge, MA.
- Hohensee, Jens (1996): Der erste Ölpreisschock 1973/74. Die politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der arabischen Erdölpolitik auf die Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa. Stuttgart.
- Hünemörder, Kai F. (2004): Die Frühgeschichte der globalen Umweltkrise und die Formierung der deutschen Umweltpolitik (1950 - 1973). Stuttgart.
- Jachertz, Ruth u. Nützenadel, Alexander (2011): Coping with hunger? Visions of a global food system, 1930–1960. In: Journal of Global History 6.1, S. 99–119.
- Kabinettsentschließung vom 11.02.1971 über die entwicklungspolitische Konzeption der Bundesrepublik Deutschland für die zweite Entwicklungsdekade. In: Klaus Lefringhausen (1971) (Hg.): Entwicklungspolitische Dokumente 2. Wuppertal.
- Kletzin, Birgit (2000): Europa aus Rasse und Raum. Die nationalsozialistische Idee der Neuen Ordnung. Münster.
- Kluge, Ulrich (1989a): Vierzig Jahre Agrarpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg/Berlin, Bd. 1.

- Kluge, Ulrich (1989b): Vierzig Jahre Agrarpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg/Berlin, Bd. 2.
- Kreye, Otto (1969): Kapitalarmut durch Kapitalabfluss und Kapitalverschwendung. In: Bernd Dreesmann (Hg.): Strategien gegen den Hunger. Das Weltproblem Nr. 1 in Berichten bedeutender Fachleute. Hamburg, S. 53-78.
- Kupper, Patrick (2004): „Weltuntergangs-Vision aus dem Computer“. Zur Geschichte der Studie „Die Grenzen des Wachstums“ von 1972. In: Frank Uekötter u. Janes Hohensee (Hg.): Wird Cassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme. Stuttgart, S. 98-111.
- Langthaler, Ernst (2006): Agrarsysteme ohne Akteure? Sozialökonomische und sozialökologische Modelle in der Agrargeschichte. In: Ders. u. Andreas Dix (Hg.): Grüne Revolutionen. Agrarsysteme und Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert. Innsbruck, S. 216–238.
- Leistung und Instrumentarium der deutschen Agrarhilfe für Entwicklungsländer, DOK 227 (1964). In: Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (Hg.): Leistung und Instrumentarium der deutschen Agrarhilfe für Entwicklungsländer, (DOK 227/64). Bonn, S. 6.
- Lingelbach, Gabriele (2006): Philanthropie und Gemeinde. Das Bundesrepublikanische Sammlungs- und Kollektenwesen in den ersten Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg. In: *Traverse* 1, S. 101-114.
- Lummel, Peter (2007): Born in the City. The Supermarket in Germany. In: Peter Atkins et al. (Hg.): Food and the City in Europe Since 1800, Aldershot. GB/Burlington, VT, S. 165-175.
- Malthus, Thomas Robert (1977): Das Bevölkerungsgesetz (orig. „Essay on the Principle of Population“ 1798). München.
- Matzke, Otto (1971): Plündern die Reichen die Armen aus?. Münster-Hiltrup.
- Matzke, Otto (1974): Der Hunger wartet nicht. Die Probleme der Welternährungskonferenz 1974. Bonn.
- Meadows, Dennis (1972) (Hg.): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart.
- Meyer, John W. et al. (2005): Die Entstehung eines globalen Umweltschutzregimes von 1870-1990. In: John W. Meyer (Hg.): Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen. Frankfurt/M., S. 235–299.
- Nussbaumer, Josef (2003): Gewalt Macht Hunger. Innsbruck.

- Nützenadel, Alexander (2007): “A World without Famine?” Internationale Ernährungspolitik im Zeitalter der Weltkriege. In: Ders. u. Maren Möhring (Hg.): Ernährung im Zeitalter der Globalisierung. Leipzig, S. 12-27.
- Olejniczak, Claudia (1998): Die Dritte-Welt Bewegung in Deutschland. Konzeptionelle und organisatorische Strukturmerkmale einer neuen sozialen Bewegung. Wiesbaden.
- Pank, Werner (1959): Der Hunger in der Welt. Solidarität oder Klassenkampf zwischen den Völkern?. Basel.
- Patel, Kiran Klaus (2009): Europäisierung wider Willen. Die Bundesrepublik Deutschland in der Agrarintegration der EWG 1955 – 1973. München.
- President's Science Advisory Committee (PSAC) (1967): Report on the World Food Problem, Vol. 1. Washington, DC.
- Pyke, Magnus (1970): Brot für vier Milliarden. Probleme der Welternährung. München.
- Raden, Friedhelm (2000): Christliche Hilfswerke im Kalten Krieg. Herbolzheim.
- Raikes, Philip (1988): Modernizing Hunger. Famine Food Surplus and Farm Policy in the EEC and Africa. London.
- Rist, Gilbert (2004): History of Development. From Western Origins to Global Faith. London/New York.
- Scharlau, Kurt (1953): Bevölkerungswachstum und Nahrungsspielraum, Geschichte, Methoden und Probleme der Tragfähigkeitsuntersuchungen. Bremen.
- Schickling, Katharina (2009): Dokumentarfilm „Mahlzeit Deutschland – Von der Hungerküche zur Fresswelle“ (WDR/NDR/BR).
- Schmidt, Annette (2007): Zur Verbindung von Armutsbekämpfung und Katastrophenvorsorge in der Entwicklungszusammenarbeit. In: Rainer Treptow (Hg.): Katastrophenhilfe und Humanitäre Hilfe. München, S. 144-162.
- Shaw, John D. (2007): World Food Security. A History Since 1945. Basingstoke/New York.
- Sommer, Karl-Ludwig (1999): Humanitäre Auslandshilfe als Brücke zur atlantischen Partnerschaft. Care, Cralog und die Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Bremen.
- Spiekermann, Uwe (2007): Abkehr vom Selbstverständlichen. Entwicklungslinien der Ernährung in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert. In: Ernährung im Fokus 7, S. 202-208.

- Staples, Amy L. (2006): *The Birth of Development. How the World Bank, Food and Agriculture Organization, and World Health Organization Changed the World 1945-1965*. Kent, OH.
- Talbot, Ross (1990): *The Four World Food Agencies in Rome*. Ames, IO.
- Thränhardt, Dietrich (1995): „Abenteuer im Heiligen Geiste“. Universalistische Wohlfahrtskampagnen der Kirchen und der Aufbau sozialmoralischer Einstellungen. In: Thomas Rauschenbach et al. (Hg.): *Von der Wertegemeinschaft zum Dienstleistungsunternehmen. Jugend- und Wohlfahrtsverbände im Umbruch*. Frankfurt/M., S. 456-473.
- Trittel, Günther J. (1994): Hungerkrise und kollektiver Protest in Westdeutschland (1945-1949). In: Manfred Gailus u. Heinrich Volkmann (Hg.): *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770 – 1990*. Opladen, S. 377-391.
- Tschechow, Anton (1998): *Briefe 1889-1892, (Brief vom 19. Oktober 1891)*. Zürich.
- Vogt, William (1950): *Die Erde rächt sich*. Nürnberg.
- Voss, Martin (2008): *The Vulnerable Can't Speak. An Integrative Vulnerability Approach to Disaster and Climate Change Research*. In: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 1.3, S. 39–56.
- Weingart, Peter et al. (2008): *Von der Hypothese zur Katastrophe. Der anthropogene Klimawandel im Diskurs zwischen Wissenschaft, Politik und Massenmedien*. Opladen.
- Wernaart, Bart (2010): *The Plural Wells of the Right to Food*. In: Otto Hospes u. Irene Hadiprayitno (Hg.): *Governing Food Security. Law, Politics, and the Right to Food*. Wageningen, S. 43–80.
- Wilbrandt, Hans (1956): *Welternährungslage*. Bad Homburg.
- Wilbrandt, Hans (1960): *Agrarprobleme der armen und reichen Länder*. Berlin.
- Wildt, Axel (1993b): *Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren*. In: Axel Schildt u. Arnold Sywottek (Hg.): *Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft in den 50er Jahren*. Bonn, S. 257-289.
- Wildt, Michael (1991): *Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963*. In: Klaus Tenfelde (Hg.): *Arbeiter im 20. Jahrhundert*. Stuttgart, S. 573-610.
- Wildt, Michael (1993a): *Abschied von der „Freßwelle“ oder: Die Pluralisierung des Geschmacks. Essen in der Bundesrepublik Deutschland der fünfziger Jahre*. In: Alois Wierlacher et al. (Hg.): *Kulturthema Essen. Ansichten einer neuen Wissenschaft*. Berlin, S. 211-225.

Winkler, Heinrich August (2002): Der lange Weg nach Westen. Vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung. München. Bd. 2.

Wirsing, Giselher (1956): Die Menschenlawine. Der Bevölkerungszuwachs als politisches Problem. Stuttgart.

Wöhlcke, Manfred (1988): Grundzüge der Dependenztheorie – Eine Einführung. In: Gerhard Alt u. Andreas Wrobèl-Leiphold (Hg.): Armut im Süden durch Wohlstand im Norden?. Nachträge und Schlaglichter zur Dependenz Theorie. Vilsbiburg, S. 17-52.



## Autorinnen und Autoren

**Christiane Berth**, Studium der Geschichte, Lateinamerika-Studien und Politischen Wissenschaften an der Universität Hamburg. 2005/2006 Stipendiatin des DAAD in Costa Rica, Forschungsprojekt zur Geschichte der deutschen Einwanderung. Anschließend Promotion an der Universität Hamburg („Biographien und Netzwerke im Kaffeehandel zwischen Norddeutschland und Zentralamerika, 1920-1959“). Von 2006 bis 2009 wiss. Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Seit 2010 PostDoc Universität St. Gallen, Fachbereich Lateinamerikanische und Internationale Geschichte. Aktuelles Forschungsprojekt zu Ernährungspolitik und Konsumverhalten in Nicaragua zwischen 1970 und 2000.

**Dominik Collet**, geb. 1972, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte/Museology und Medienwissenschaften in Göttingen, Norwich (UK), Madrid und Bamberg. 2001-2004 wiss. Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte. 2006 Promotion an der Universität Hamburg. Gastwissenschaftler am Warburg Institute in London, dem Forschungszentrum Gotha und dem Zentrum für Interdisziplinäre Forschung Bielefeld. Seit 2006 wissenschaftlicher Mitarbeiter Geschichte der Frühen Neuzeit, Georg-August-Universität Göttingen. Von 2010-2012 wissenschaftlicher Koordinator des Graduiertenkollegs „Interdisziplinäre Umweltgeschichte“. Publikationen zur Geschichte des Museums (Die Welt in der Stube, Göttingen 2007) zur Kulturgeschichte des Wissens und zur Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit. Habilitationsprojekt zur europäischen Hungerkrise 1770-72.

**Sabine Dorlöchter-Sulser**, geb. 1962, Soziologin, seit ca. 25 Jahren in der Entwicklungszusammenarbeit tätig (staatlich und nicht-staatlich), davon ca. 10 Jahre Auslandstätigkeit in Ländern des Sahel (Burkina Faso, Mali, Niger). Publikationen jeweils als Ko-Autorin: Elaboration of a local convention for natural resource management: a case from the Bam region, Burkina Faso, IEED (2001); Responding to HIV/AIDS – A Practitioner’s Guide to Mainstreaming in Rural Development Projects (2004); Bonnes pratiques de CES/DRS. Contribution à l’adaptation

au changement climatique et à la résilience des producteurs – Les expériences de quelques projets au Sahel, GIZ (2012). 2009-2011 Forschung zu Veränderungen der Livelihood-Systeme bei den Zarma von 1960-2010, Niger.

**Steven Engler**, geb. 1985, Studium der Geographie, 2010-2011 wiss. Mitarbeiter ILS - Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung in Dortmund, seit 2011 wiss. Mitarbeiter, Kulturwissenschaftliches Institut Essen / Doktorand an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seit 2012 Lehraufträge an der Ruhr-Universität Bochum und der Justus-Liebig-Universität Gießen. Forschungsaufenthalte in Irland und Großbritannien. Publikationen u.a.: “Developing a historically based “Famine Vulnerability Analysis Model” (FVAM) – An interdisciplinary Approach”, in: *Erdkunde – Archive for scientific geography*, (2012), 66, 2, pp. 157-172.

**Michael Hecht**, geb. 1977, Studium der Geschichte, Historischen Hilfswissenschaften und Politikwissenschaft an den Universitäten Halle, Leipzig und Paris IV, 2002 M.A. mit einer Arbeit über Bedingungsfaktoren von Teuerungsposten in Frankreich und Preußen. 2002-2004 wiss. Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seit 2004 wiss. Mitarbeiter am Historischen Seminar der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 2008 Promotion ebd. mit einer Arbeit über „Patriziatsbildung“ in frühneuzeitlichen Salzstädten. Derzeit Arbeit an einem Habilitationsprojekt über fürstliche Dynastien in der Frühen Neuzeit sowie an Forschungsprojekten zur vormodernen Stadt- und Adelsgeschichte.

**Robert Kindler**, geb. 1978, Historiker, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin. Forschungsprojekt zum Zusammenhang zwischen der Sesshaftmachung der kasachischen Nomaden, der Hungersnot von 1932/33 und der Sowjetisierung der Steppe. Publikationen u.a.: Opfer ohne Täter. Kasachische und ukrainische Erinnerung an den Hunger 1932/33, in: *Osteuropa* 62 (2012), H. 3, S. 105-120; Die Starken und die Schwachen. Zur Bedeutung physischer Gewalt während der Hungersnot in Kasachstan (1930-1934), in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 59 (2011) H. 1, S. 51-78.

**Daniel Krämer**, lic. phil., Assistent am Lehrstuhl für Umwelt- und Klimageschichte am Historischen Institut der Universität Bern. Forschungsschwerpunkte: Klimageschichte, Naturkatastrophen, Subsistenzkrisen, soziale Vulnerabilität vergangener Gesellschaften, Bevölkerungsgeschichte. Publikationen u.a.: Der kartierte Hunger. Räumliche Kontraste der Verletzlichkeit in der Hungerkrise 1816/17 in der Schweiz. in: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Hg.): *Krisen – Ursachen, Deutungen und Folgen*. Zürich 2012, zusammen mit Christian Rohr, Chantal Camenisch, Alexandra Vlachos: *Umweltgeschichtsforschung in der Schweiz und ihr Beitrag zur Kulturgeschichte*. in: *traverse – Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire* 19.1 (2012), S. 193–211. Mitglied der

Redaktion der Zeitschrift „traverse“ – Zeitschrift für Geschichte – Revue d'histoire.

**Ansgar Schanbacher**, geb. 1982, Studium der Geschichte, Volkswirtschaftslehre und Polonistik an der Universität Leipzig und der Katholischen Universität Lublin (Polen). 2009 Magisterarbeit über die deutsch-polnischen Beziehungen nach 1848. Seit 2011 Stipendiat am Graduiertenkolleg „Interdisziplinäre Umweltgeschichte“ der Universität Göttingen mit dem Thema „Kartoffelkrankheit und Nahrungskrise in Nordwestdeutschland 1845-1850“.

**Gerd Spittler**, geb. 1939, Prof. für Soziologie (Universität Freiburg, 1980-88)), Prof. für Ethnologie (Universität Bayreuth, 1988-2004). Seit Ruhestand (2004) Lehre an den Universitäten Bayreuth, Basel, Niamey (Niger). Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1999/2000), am Wissenschaftszentrum Berlin (2006/07), am IGK „Arbeit und Lebenslauf“, HU Berlin (2009/2010). Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde. Feldforschung bei Hausa und Tuareg in Niger und Nigeria. Ausgewählte Buchpublikationen: Handeln in einer Hungerkrise (1989), Hirtenarbeit (1998), Founders of the Anthropology of Work (2008), Working and Learning by African Children (Hg. zusammen mit Michael Bourdillon, 2012).

**Sascha Weber**, geb. 1981, Studium der Geschichte sowie der Katholischen Theologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz als Stipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung. Seit 2008 Lehraufträge an der Universität Mainz. 2009 bis 2010 wiss. Mitarbeiter, Historisches Seminar Universität Mainz und Stipendiat des Deutschen Historischen Instituts in Rom. Promotionsprojekt zum Thema „Katholische Aufklärung? Reformpolitik in Kurmainz unter Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph 1763-1774“ als Promotionsstipendiat der Friedrich-Ebert-Stiftung.

**Heike Wieters**, geb. 1980, 2009-2012 Doktorandin, Europa Universität Viadrina. Seither wiss. Mitarbeiterin Institut für Geschichtswissenschaften, Lehrstuhl für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Humboldt Universität zu Berlin. Promotionsprojekt zu „Professionalisierung und Ökonomisierung amerikanischer Non-Profit Unternehmen im Bereich der Hunger- und Entwicklungshilfe nach dem Zweiten Weltkrieg“.

In der Hungerforschung zeichnet sich ein neues Forschungsnarrativ ab, das naturale Umwelt und menschliches Handeln als eng miteinander verflochten versteht. Das Konzept der „Vulnerabilität“ menschlicher Gesellschaften spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Dieser Zugang sucht die postkoloniale Frontstellung von klima- und sozialdeterministischen Hungermodellen zugunsten einer integrativen Perspektive auf das Zusammenspiel von Mensch und Natur zu überwinden. Die Praktiken der Akteure, ihr „Handeln in Hungerkrisen“, stehen dabei im Zentrum.

Ziel des Bandes ist es, den Vulnerabilitätsansatz als mögliches „Brückenkonzept“ der multidisziplinär organisierten Hungerforschung vorzustellen. Das Buch vereint zu diesem Zweck Autorinnen und Autoren aus den Bereichen der Anthropologie, der Soziologie, der Geographie, der Geschichtswissenschaft und der Entwicklungsforschung.

Die Beiträge analysieren aus historisierender, umweltgeschichtlicher Perspektive, wie das konstitutive Wechselspiel klimatischer und kultureller Faktoren den Betroffenen Handlungsspielräume eröffnet. Damit ermöglicht der Band nicht nur einen neuen Blick auf ein Feld, das mit dem globalen Klimawandel wieder zu einem Gegenwartsproblem geworden ist. Er weist auch darüber hinaus und illustriert die vielfältigen Formen der „Sozialisierung“ klimatischer Impulse.

